

Schwäbische Heimat

Januar-März DM 12.-



1993/1

Archäologisches
Landesmuseum

Bronzezeitliches Fort
am Federsee

Kilian von Steiner –
Mäzen aus Laupheim

Biotopvernetzung «Hüfte» –
Erhalt der Kulturlandschaft

Schwäbische Heimat

44. Jahrgang
Heft 1
Januar–März 1993

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 40,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 221638, Telefax (07 11) 29 34 84.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen,
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

Anschrift von Verlag und Redaktion:

Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Inhalt

FRITZ OECHSSLER Zur Sache: Der Borkenkäfer, die Zukunft des Waldes und des Klimas	1
REINHARD WOLF Aus der Luft betrachtet: Dauernberg – ein Weiler in den Löwensteiner Bergen	2
ERNST SCHÄLL Kilian von Steiner, Bankier und Industrieller, Mäzen und Humanist	4
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Archäologische Landesmuseum in Konstanz	12
DIETER KAPFF Ein Fort im Moor – Die bronzezeitliche «Siedlung Forschner» bei Bad Buchau	25
BERNHARD BAUER Landwirtschaft und Landschaftspflege – neue Wege für Wirtschaft und Gesellschaft	35
GOTTFRIED GÖGSEL Biotopvernetzung «Hüfte» – Beispiel zur Erhaltung der Kulturlandschaft	40
WOLFGANG RIEGER/MARTIN BLÜMCKE Die Familie Faßnacht in Untermarchtal hat neunzehn Kinder aufgezogen	46
MARGARETE BRUCKLACHER Letztes Leichensingen in Betzingen	51
ERNST SCHEDLER Die alten Truppenteil-Tafeln	53
sh intern	56
Leserforum	69
Buchbesprechungen	70
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	78
sh aktuell	79

Zwei Borkenkäferarten, der Buchdrucker, ca. 4 mm lang, und der Kupferstecher, knapp 2 mm lang, richteten 1992 wieder große Schäden an. Allein in Nord-Württemberg fielen 580 000 Festmeter Fichten dem Käfer zum Opfer. Aber auch die beiden Waldgärtnerarten, Schädlinge bei den Kiefern, und der Lärchen-Borkenkäfer schlagen zu.

Die Borkenkäfer sind allerdings wichtige Glieder der Lebensgemeinschaft Wald. Sie gehören zu den Tieren, die absterbendes Holz abbauen und in Humus verwandeln. Sie wirken also mit beim Kreislauf der Natur. Die Lebensgemeinschaft Wald befindet sich in einem dynamischen Gleichgewicht; ändern sich die Rahmenbedingungen, kann diese Lebensgemeinschaft labil werden und in ein Ungleichgewicht geraten.

Der Orkan Wiebke im Jahr 1990, der 8000 Hektar Wald in Nord-Württemberg umlegte, veränderte den Wald zugunsten der Borkenkäfer. Es gab plötzlich eine riesige Menge geschwächter und bruttauglicher Bäume. Dazu kamen 1990, 1991 und 1992 sehr trockene und warme Sommer. Bei günstiger Witterung können sich zwei Generationen Borkenkäfer entwickeln; dies bedeutet, daß ein Borkenkäfer in einem Jahr im Durchschnitt 2500 Nachkommen hat. Im Jahr 1991 konnten sich allerdings drei Generationen und im Jahr 1992, was bei uns noch nie vorkam, teilweise vier Generationen entwickeln. Ein Borkenkäfer hatte also im Herbst 1992 6,25 Millionen Nachkommen! Eine Massenvermehrung der Käfer war die Folge. Da durch die Trockenheit auch die gesunden und stehenden Bäume geschwächt waren, gab es einen sehr starken Befall in den Wäldern. Die Borkenkäfer werden dem Wald aller Voraussicht nach auch 1993 noch erheblich zu schaffen machen.

Die Waldbesitzer haben seit Wiebke außerordentlich schwierige Jahre erlebt. Es gibt ein Überangebot an Holz, die Preise sind drastisch gefallen. Eine kostendeckende Aufarbeitung der Schadhölzer ist fast nicht mehr möglich. Die notwendige Pflege des Waldes kann unter diesen Bedingungen nur noch

eingeschränkt bewältigt werden. Die Orkane, die Trockenheit und die Wärme sind nicht mehr allein auf natürliche Ursachen zurückzuführen. Der Orkan Wiebke war der stärkste Sturm seit 1850, seit es Wetteraufzeichnungen bei uns gibt. Die Meteorologen sagten voraus, daß bei einer Klimaänderung – Treibhauseffekt, verursacht durch die Zunahme von Kohlendioxyd, Stickoxyde, Methan und FCKW – große Turbulenzen mit starken Stürmen auftreten würden. Dasselbe gilt wohl auch für die Erwärmung. Von den zehn wärmsten Sommern der letzten 150 Jahre waren acht in den letzten zehn Jahren. Die Folge der warmen Sommer ist die große Anzahl von Borkenkäfergenerationen, zuletzt vier Generationen gegenüber früher zwei. Die Zyklen der Schadinsekten verkürzen sich.

Gegen Stürme wie Wiebke, der nicht nur Fichtenwälder, sondern genauso Buchen- und Eichenmischwälder warf, ist kein Kraut gewachsen. Kommen dazu die Temperaturerhöhung und mehr Schädlinge, ist mittelfristig die Erhaltung der heutigen Wälder in Frage gestellt.

Die Klimaänderung und die dadurch bedingten Schäden sind vom Menschen verursacht. Sie sind auch Zeigefinger und Hinweis, daß nicht mehr mit der gleichen Sorglosigkeit weitergelebt werden kann wie bisher. Der Ausstoß von Kohlendioxyd, Stickoxyd, Methan und FCKW sowie das Verbrennen von fossilen Rohstoffen muß drastisch reduziert werden. Wir können dies erreichen z. B. durch Energiesparen, durch Tempolimit beim Autofahren, durch Verlagerung des Personen- und Güterverkehrs auf die Schiene, durch sparsame Automotoren und durch Einschränken aller Autofahrten, die nicht notwendig sind, sowie durch Einsatz alternativer und regenerierbarer Energiequellen. Wahrscheinlich ist dies nur durch eine drastische Erhöhung der Energiepreise möglich.

Auch der Wald trägt dazu bei, das Zuviel an Kohlendioxyd in der Atmosphäre zu reduzieren. In jedem Festmeter Holz sind 1,2 t Kohlenstoff gespeichert. Daher sollte weltweit jede Möglichkeit genutzt werden, dort, wo es aus landschaftlichen und standortlichen Gründen möglich ist, aufzuforsten. Der Wald ist also ein Speicher von Kohlendioxyd.

Wir sollten alles tun, was in unseren Kräften steht, um diese Umweltprobleme zu mindern, damit nicht später unsere Enkel uns große Vorwürfe machen, wir hätten auf ihre Kosten gelebt.

Das Titelbild zeigt eine römische Bronzebüste aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr.; sie ist im Original ungefähr 10 cm hoch und stellt vermutlich einen Genius dar. Im Jahre 1977 entdeckte man in Ladenburg einen fast zwei Zentner schweren römischen Bronzehortfund aus Tellern, Schüsseln und Figuren. Sie zählen mit zu den Glanzstücken, die das Archäologische Landesmuseum in Konstanz präsentiert. Näheres auf den Seiten 12 ff.

Fahles Licht der tiefstehenden Februarsonne bescheint einen Weiler auf einem Höhenrücken; leichter Dunst, der die Ferne bläulich verschleiert, liegt über der Landschaft; lang sind die Schatten. Dort, wo die schwach wärmende Sonne den Tag über nicht hinkommt, verrät ein weißer Hauch auf den Wiesen den Reif, der an die zurückliegende Nacht erinnert. Grell sind die der Sonne zugewandten Hänge beschienen, im kalten Dunkel liegen die Nordseiten. Wer kennt nicht derartige Spätwinterstimmungen: Es ist kalt beim Spaziergehen, und im Schatten zieht man die Mütze tief ins Gesicht, vor allem wenn ein leichter Wind den Frost durch alle Ritzen der Kleidung treibt. Wo sich aber die Sonnenwärme an einer Böschung oder an einer Hauswand staut, ist man versucht, die Knöpfe des Mantels zu öffnen und sich auf die täglich etwas wärmer werdende Vorfrühlingszeit einzustellen. Eine solche Februarstimmung zeigt unser Luftbild. Wäre es ein Rätselbild und müßte man versuchen, den Ort zu identifizieren, dann müßte man das Bild schon genauer anschauen. Zuerst sind es die Landschaftsformen, die ins Auge fallen: Weich gerundete Hügel und Kuppen, ein Bergrücken, der zu beiden Seiten steil abfällt. Wald nimmt das Tal im Hintergrund ein, Wald ist auch im Vordergrund zu sehen und scheint den Weiler mit seiner Umgebung einzurahmen. Wiesen, teilweise Obstwiesen, liegen an den Abhängen, stellenweise von Rainen gegliedert, was auf frühere Felderbewirtschaftung auf Terrassen schließen läßt. Streifenförmige Äcker auf dem Höhenzug, erschlossen durch schmale Feldwege, verzahnen sich mosaikartig mit den Waldrändern, den Wiesen und den Baumstücken um den Weiler. Wohnhäuser und Scheuern, je etwa ein Dutzend an der Zahl, dazu etliche Schuppen, stehen scheinbar regellos zusammen. Bis auf zwei, drei Neubauten ist alles ältere gewachsene Bausubstanz. Eine schmale Straße führt aus dem Tal im Vordergrund steil in den Ort hinauf, eine weitere verläßt ihn nach links – an das große Straßennetz ist der Ort also nur über Nebenstraßen angebunden.

Das Bild verrät dem Geographen, daß es sich um keine oberschwäbische, um keine Alb- und keine Schwarzwaldlandschaft und schon gar nicht um eine Muschelkalklandschaft handeln kann. Es ist vielmehr ein typischer Landschaftsausschnitt aus dem Keuperbergland. Das Bild kann also eigentlich – soweit man nicht über unser Bundesland hinaus-

denkt – nur zwischen dem Remstal im Süden und dem Hohenlohischen im Norden, zwischen dem Bottwartal im Westen und der Gegend um Ellwangen im Osten aufgenommen sein. Dauernberg heißt der Weiler; er gehört zur Gemeinde Spiegelberg und liegt etwa vier Kilometer nordwestlich von Sulzbach an der Murr in einer Höhenlage von 460 Metern über dem Meeresspiegel. Die Abhänge im Vordergrund fallen zum Spiegelberger Lautertal hin ab, im Hintergrund ist als tiefer Einschnitt das Krebsbachtal, ein Seitental der Lauter, zu sehen.

Wie weite Teile der Löwensteiner Berge, dem westlichen Teil des Mainhardter-Murrhardter Waldes, wird auch dieser Höhenrücken vom Stubensandstein eingenommen, einem uneinheitlichen, aus Sandsteinkörpern und Tonlagen gebildeten Gestein, das in seinen Verwitterungsformen ganz charakteristische Landschaftsformen hervorruft: gerundete Höcker ohne jegliche schroffe Formen, V-förmige Täler mit zahlreichen Seitentälern und Klingen. In den Quellbereichen der Bäche kann es allerdings zu Felsbildungen kommen, da das Gestein durch das fließende Wasser schneller freigelegt wird, als Frost und Hitze das kieselige Bindematerial des Sandsteins lösen und die Felsblöcke zu feinem Sand zersetzen können. Der Name Stubensandstein der höchsten und jüngsten Sandsteinpartie der Keuperabfolge kommt nicht von ungefähr: In zahlreichen Gruben wurde der zersetzte Sandstein abgegraben, gesiebt und als Scheuermittel zum Reinigen der tannenen oder fichtenen Stubenböden verwendet. Ein weiter Handel hat sich daraus entwickelt, und mancher Dauernberger wird früher im Sandhandel unterwegs gewesen sein. Auch zur Glasfertigung wurde Sand gegraben – im nahen Spiegelberg (Name!) wurde er zusammen mit viel Brennholz gebraucht.

Wo im Bildvordergrund rechts und links der Straße heute kleine Kiefern- und Birkenwäldchen stocken, waren früher kleine Sandgruben; die Abbauwände sind noch zu erkennen. Von was auch sonst als vom Sand- und Holzhandel hätte man hier leben, überleben können: Die kleine Landwirtschaft diente der Versorgung mit dem Allernotwendigsten, die kargen Sandböden – der Stubensandstein steht oft wenige Dezimeter unter der Bodenkrume teils als mürbes Material, teils als harter Fels an! – ließen bei der früher üblichen geringen Düngung kaum größere Erträge zu. Dazuhin waren die meisten



Dauernberger Holzhauer und Waldarbeiter. In den weiten gräflich-löwensteinischen Wäldern gab es Tagelohnarbeit. Der Wald im Hintergrund gehörte von 1680 bis 1794 der Stadt Marbach am Neckar, die den damals reinen Buchenwald zum Brennholzeinschlag und zur Scheiterflößerei auf Lauter und Murr nutzte. Auch hier dürfte es im Wald und beim Flößen immer wieder geringe Verdienstmöglichkeiten gegeben haben. Daß die Häuser der Dauernberger trotz der früher ärmlichen Verhältnisse keinen ärmlichen Eindruck machen, liegt wahrscheinlich mit am billigen Baumaterial: Sandsteine für die Ställe und Haussockel gab's in Hülle und Fülle und Holz für Balken ebenso.

Und heute? Morgens fahren etliche Autos von Dauernberg in das Murrtal nach Backnang oder weiter nach Waiblingen oder gar Stuttgart, in die Gewerbegebiete; abends kommen die Leute wieder zurück. Die Felder und Wiesen werden ausschließlich im Nebenerwerb bewirtschaftet. Besuch bekommt Dauernberg nur wenig. Ein paar Spaziergänger, die die Ruhe lieben, dazu übers Wochenende Gäste einer kleinen, urigen Wirtschaft, die sich nach dem Essen auf den Feldwegen noch etwas die Füße vertreten oder zu einer Waldwanderung starten.

Wie wird es mit diesem Weiler und seiner Markung – und gleichzeitig mit vielen anderen des Keuperberglandes – weitergehen? Werden die Steilhänge in einigen Jahren noch gemäht, die Früchte der Obstbäume weiterhin geerntet und Stamm und Äste im Frühjahr geschnitten? Oder wird die Aufforstungswelle, die in anderen Teilen des Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Waldes zu beobachten ist, auch hier bald Einzug halten? Im Bildvordergrund ist bereits die erste Fichtenschonung und daneben nicht mehr bewirtschaftetes Land zu erkennen. Wie lange noch werden diese Steilhänge gemäht, wenn in den Ställen von Jahr zu Jahr weniger Kühe stehen? So wichtig es in anderen Gegenden ist, über «Extensivierungsverträge» die Landbewirtschaftung wieder etwas mehr nach der Natur auszurichten, so notwendig ist es hier, über Bewirtschaftungszuschüsse die kleinbäuerliche Landwirtschaft am Leben zu erhalten. Nur so ist das über Jahrhunderte entstandene Bild der Landschaft zu sichern. Bei dem hohen Bewaldungsgrad des Keuperberglandes bedarf es keiner weiteren Aufforstung – nicht zuletzt deshalb, weil Aufforstung heute nahezu ausschließlich Fichten-Stangenholz bedeutet.

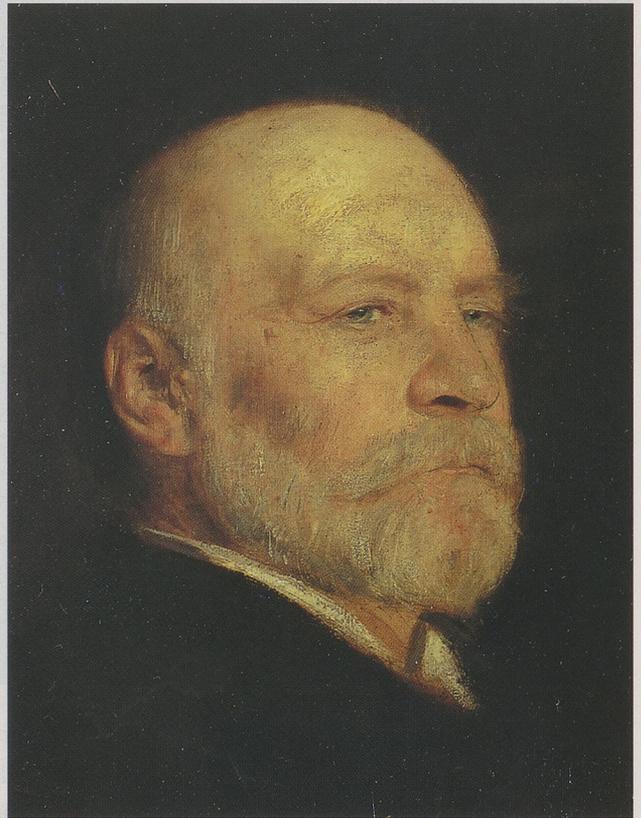
Über Kilian von Steiner, über sein Leben und Wirken, gibt es nur wenig Gedrucktes; er hat weder ein Tagebuch geführt, noch hat er andere persönliche Aufzeichnungen hinterlassen. Nie stellte er sich selber in den Vordergrund, und finanzielle Erfolge waren kein Motiv für seine Unternehmungen.

Sieht man von den üblen Verleumdungen ab, die der Beitrag von Paul Siebertz *Ein Kapitel der deutschen Wirtschaftsgeschichte* in dem 1940 erschienenen Buch *Gottlieb Daimler, ein Revolutionär der Technik* enthält – geschrieben im Stile des Nazihetzblattes *Der Stürmer* –, so wäre den beiden Biographien von Georg Schenk (1969) und Ulrich Ott (1987) nichts hinzuzufügen, gäbe es nicht aktuelle Gründe, sich mit Kilian von Steiner und der Steiner-Familie zu beschäftigen.

Sein Geburtstag jährt sich heuer zum 160., sein Todestag zum 90. Male, und just in diesem Jahr soll sein Geburtshaus in Laupheim abgebrochen werden. Ebenfalls in diesem Jahr wird die Firma Simon H. Steiner-Hopfen, die bereits 1988 den Betrieb für Hopfen-Aufbereitung in die Hallertau verlegt hat, auch mit Verwaltung und Vertrieb dorthin übersiedeln. Die gut erhaltenen und erhaltungswerten Gebäude der Firma aus der Zeit nach der Jahrhundertwende und den zwanziger Jahren sollen zusammen mit Kilian von Steiners Geburtshaus einem Bauvorhaben weichen, das gute Rendite verspricht. Damit wird ein sichtbares Zeugnis einer fast zweieinhalb Jahrhunderte währenden Familien- und Firmengeschichte, aber auch ein Zeichen der Erinnerung an die vernichtete Judengemeinde in der oberschwäbischen Stadt Laupheim verschwinden.

In Laupheim, der größten Judengemeinde Württembergs, reüssieren die Steiners mit dem Hopfenhandel

Mit der letzten Deportation aus Laupheim am 19. August 1942 hörte die seit mehr als zweihundert Jahren bestehende Judengemeinde endgültig auf zu existieren. Um 1880 war sie die größte im Königreich Württemberg. Was erinnert noch an die einst blühende jüdische Gemeinde, in der Christen und Juden friedlich miteinander oder nebeneinander gelebt haben? Wer offenen Auges durch die Stadt geht, der findet steinerne Zeugen in Form einstiger jüdischer Bürger- und Geschäftshäuser sowie Industriegebäude und einen großen, gepflegten und ummauerten Friedhof mit ca. 1200 Grabstätten samt



Kilian von Steiner (1833–1903) nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

einem Friedhofwärtterhaus. An die Zeit des nationalsozialistischen Infernos erinnert ein Gedenkstein am Platz, auf dem bis zur Pogromnacht im November 1938 die Synagoge stand. Eine große Bronze-Tafel am Friedhofeingang nennt die Namen der Ermordeten des Holocausts. Straßennamen, Gedenktafeln an Gebäuden und ein Gedenkstein in einer Parkanlage weisen auf Personen von besonderer Bedeutung hin. Nach Kilian von Steiner ist die Berufsschule in Laupheim benannt, und 1987 wurde vor dem Schloß Großlaupheim seine Bronze-Büste aufgestellt.

In den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts kam Victor Ben Simon – den Namen Steiner legte sich die Familie erst nach 1800 zu – in die noch junge Judengemeinde Laupheim. Woher er stammte und ob seine Frau eine Laupheimerin war, ist nicht überliefert. Er war der Stammvater einer über Generationen in der Stadt lebenden Familie. Sein Enkel Heinrich (1794–1885) gründete 1845 zusammen mit seinem Sohn Simon Heinrich (1825–1910) eine Firma für Hopfenhandel, die unter der Bezeichnung «Simon H. Steiner-Hopfen» firmierte. Das Unterneh-

men expandierte rasch, und vierzig Jahre später eröffnete sein Sohn Sam (1865–1955) in New York die Firma S. S. Steiner. So entstand die größte Hopfenhandelsfirma der Welt. Die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft und die Kriegsjahre führten zu einem katastrophalen Niedergang des Unternehmens. Nach 1945 führte Helmut Steiner, der vor dem Naziterror in die Schweiz geflohen war, die Firma wieder zur einstigen Blüte.

Der Bruder Heinrichs, Viktor (1790–1865), hatte im Jahr 1843 das Schloß Großlaupheim erworben. Er hatte zwölf Kinder, darunter auch Kilian und Henriette (Helene), die sich mit Josef Samuel Nathan verheiratete. Ihr Sohn, Dr. h.c. Leopold Nathan (1864–1937), war ein bekannter Biologe. Er hatte u.a. bei Hermann Müller-Thurgau studiert, dem Weinbauforscher, mit dem er bis zu dessen Tod befreundet blieb. Im Alter von 27 Jahren waren ihm bereits 32 Patente zugesprochen, denen noch viele folgten; sie betrafen vorwiegend die Herstellung von Fruchtsäften. Umwälzend waren seine Erfindungen auf dem Gebiet der Bierbrau-Technik. Ein von ihm entwickeltes Verfahren machte es erstmals möglich, in tropischen Ländern Bier zu brauen. Im Jahr 1912 gründete er in Zürich das heute noch existierende Nathan-Institut, das sich mit der Erforschung braubiologischer und brautechnischer Fragen beschäftigt.

Ein Mitglied der nächsten Generation war Ernst Nathan (1886–1944), der sich als Wirtschaftsfachmann um das Genossenschaftswesen verdient ge-

macht hat. Er war nach dem Ersten Weltkrieg die führende Persönlichkeit der Oberrheinischen Produktenbörse, die bei der Vermarktung von Landesprodukten eine führende Rolle spielte. Da er mit einer Christin verheiratet war, blieb er von der Deportation durch die Nationalsozialisten verschont, doch durfte er als Jude nicht den Luftschutzkeller aufsuchen; deshalb verlor er 1944 während eines Luftangriffs auf Mannheim sein Leben. So wurde er zwar nicht im Vernichtungslager, aber doch auf andere Weise ein Opfer des Holocausts.

Kilian von Steiner: Jurist, Bankier und Stuttgarter «Weiser» in Sachen Industrieunternehmen

Im besonderen soll hier an Kilian von Steiner erinnert werden. Er wurde am 9. Oktober 1833 geboren. Seine Eltern waren Viktor Steiner, der bereits erwähnt wurde, und Sophie geb. Reichenbach (1799–1866), die aus Hohenems in Vorarlberg stammte. Kilian wurde in eine Zeit hineingeboren, in der erst fünf Jahre zuvor die sogenannten Emanzipationsgesetze im Königreich Württemberg verkündet worden waren. Diese brachten den Juden im Lande weitreichende bürgerliche Rechte, auch wenn die völlige Gleichstellung mit der christlichen Bevölkerung erst viele Jahre später, 1864, verwirklicht wurde. Aufgestauter Bildungsdrang und Ehrgeiz äußerten sich in den überdurchschnittlichen Zahlen jüdischer Schüler und Studenten in weiterführenden Schulen und an Universitäten. Kilian be-



Laupheim, Kapellenstraße 35: Dieses Haus, in dem am 9. Oktober 1833 Kilian von Steiner auf die Welt kam, soll abgebrochen werden.



Laupheim, Steinerstraße: Auch diese Gebäude zum Aufbereiten und Lagern des Hopfens, entstanden nach 1900 und in den 20er Jahren für die Firma Simon H. Steiner, sollen einem Bauvorhaben weichen, das gute Rendite verspricht.

suchte in Laupheim die jüdische Volksschule und anschließend das Gymnasium in Stuttgart und Ulm, bevor er in Tübingen und später in Heidelberg Jurisprudenz, Geschichte, Philosophie und Literatur studierte. Wenige Jahre führte er danach in Heilbronn eine Anwaltskanzlei, ehe er sich 1865 seiner eigentlichen beruflichen Lebensaufgabe zuwandte. Freunde hatten ihn gewonnen, an der Gründung einer großen Kreditanstalt, der Stuttgarter Vereinsbank, mitzuwirken; 1869 wurde die Bankgründung vollzogen, und Steiner war dabei der führende Kopf.

Erschwerend für den innerdeutschen Handel und die Entwicklung der Industrie waren die Zollschranken zwischen den deutschen Staaten. Steiner setzte sich in den Jahren vor der Reichsgründung für eine liberale Handelspolitik ein und förderte den Beitritt Württembergs zum Zollverein. Als prominentes Mitglied der liberalen «Deutschen Partei» trat er frühzeitig ein für die Teilnahme des Königreichs Württemberg an der Reichsgründung des preußischen Kanzlers Otto von Bismarck.

Eine neue Phase der Industrialisierung, verbunden mit technischen Neuerungen der Produktionsmittel und den Anfängen der Automatisierung, gewähr-

leistete, den gesteigerten Ansprüchen an Industrieprodukten nachzukommen. Der daraus entstandene, sprunghaft gesteigerte Investitionsbedarf machte die Gründung einer Großbank, der Deutschen Bank, erforderlich, der sich namhafte deutsche Banken anschlossen bzw. mit Einlagen beteiligten. Die Stuttgarter Vereinsbank hatte dabei eine Spitzenstellung. Kilian von Steiner – er war mittlerweile mit dem persönlichen Adel ausgezeichnet worden – gehörte zum maßgeblichen Kreis um den Vorstandssprecher der Deutschen Bank, Georg von Siemens.

Eine Pionierleistung Steiners waren seine von ihm betriebenen Firmenzusammenschlüsse und deren Umwandlung in Aktiengesellschaften. Einige Unternehmen, die heute zur Weltspitze gehören, hat Kilian von Steiner in der noch heute bestehenden Form geschaffen. Hier seien nur die wichtigen genannt: Daimler-Benz AG, Badische Anilin- und Sodafabriken BASF, Württembergische Metallwarenfabrik WMF und die Mauser-Werke in Oberndorf. In enger Fühlung stand er auch mit den Stuttgarter Ministerien, wo er als kompetenter Ratgeber gefragt war. Auch die Verlagszusammenschlüsse zur «Union» waren sein Werk; ihr trat neben anderen

Verlagshäusern auch der traditionsreiche Cotta-Verlag bei. Die Realisierung der anatolischen Eisenbahn in den Jahren 1889 bis 1896 war mehr als eine technische Meisterleistung. Sie erforderte bereits im Vorfeld des Baus organisatorische und finanztechnische Anstrengungen, an denen Steiner in hohem Maße beteiligt war.

In Kilian von Steiners Berufsleben war ihm nicht der persönliche Vorteil wichtig, immer stand die Sache im Vordergrund. Gustav Schmoller, in Heilbronn geborener Nationalökonom und Freund seit den Tübinger Studentenjahren, sagte über Steiner: *Ihn selbst charakterisierte ein seltenes und strenges Pflichtgefühl. Der bloße Gelderwerb, der habsüchtige Egoismus der Geldmacher erschien ihm stets verächtlich. Er sah, daß unsere Zeit an dem Laster der Habsucht der oberen Klassen scheitern kann, und daß die Leistung der großen Kombinationen von Geschäften nicht bloß die Eigenschaften des geriebenen Geschäftsmannes, sondern, wenn man so sagen darf, auch die des Staatsmannes erfordere, daß diese Leistung nicht bloß auf den Gewinn der Aktionäre, sondern ebenso auf das Gesamtwohl gerichtet sein müsse. Als wir einmal von seinem Reichtum sprachen, sagte er: «Ja, ich bin reich geworden, aber ich*

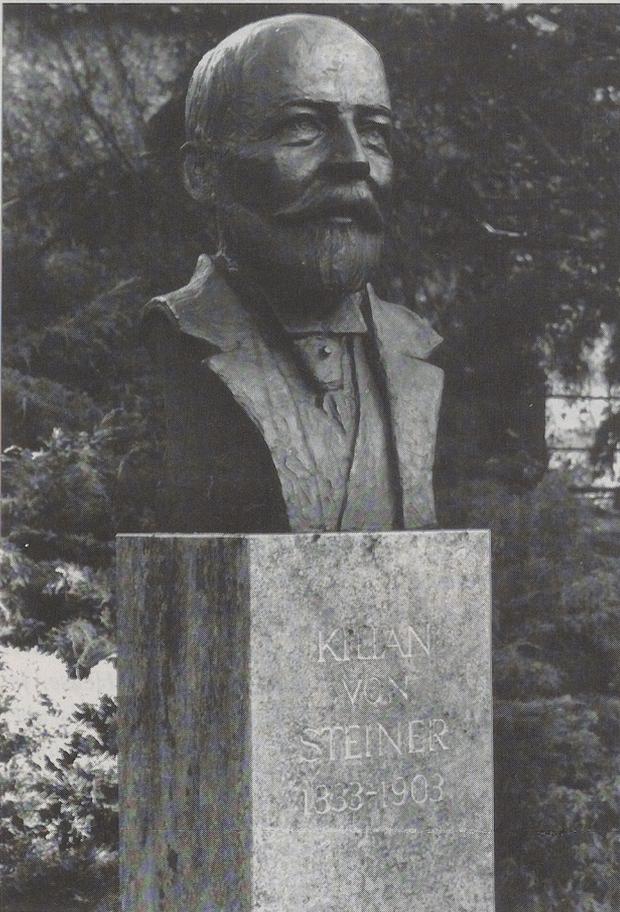
habe es nie erstrebt; wenn ich es gemacht hätte, wie manche in ähnlicher Stellung, ich hätte das Zwei- und Vier- und Mehrfache erwerben können, aber ich wollte anderen stets ein gutes Beispiel geben.» Er fügte bei: «Ich sah es geradezu als meine wichtigste Aufgabe und Pflicht an, in den Aufsichtsräten, den Direktoren und Beamten der großen Unternehmen ein Geschlecht von Männern zu erziehen, das nicht in erster Linie für sich erwerben will; die großen Betriebe können nur mit einem kaufmännisch-technischen Beamtentum geführt werden, das sich bewußt ist, fremde Gelder zu verwalten, im Dienste anderer und der Gesamtheit zu stehen.»

Steiner war auch einer der wenigen Wirtschaftsführer, der schon damals den Interessenvertretungen der Arbeiter, den Gewerkschaften, ihre Legitimität nicht absprach. Er fürchtete und bekämpfte nicht deren Bestrebungen um eine angemessene Entlohnung und verbesserte Arbeitsbedingungen, sondern er hielt dies für ein legitimes Recht. Er war geprägt von Gerechtigkeitssinn, und auf sozialpolitischem Gebiet war er der damaligen Zeit weit voraus. Kilian von Steiners Verdienste um die deutsche Wirtschaft sind heute noch in vielen Bereichen erkennbar, auch wenn dies nicht augenfällig ist, doch die Annalen in Bank- und Firmenarchiven geben davon kund.

*Förderer von Literaten und Literatur,
Mitbegründer des Schwäbischen Schillervereins*

Waren es wirklich «zwei Seelen in seiner Brust», die Steiner auf zwei so verschiedenen Gebieten Großes vollbringen ließen, wie Schmoller glaubte? Wohl nicht, denn seine humanistische, kunst- und literaturbezogene Bildung waren dem Bankier und Industriellen hilfreich, bei geschäftlichen Unternehmungen menschenfreundliche Entscheidungen zu treffen. Andererseits gaben ihm sein Organisationstalent, seine Beziehungen zur Finanzwelt und seine eigenen finanziellen Mittel die Möglichkeit, Literatur und Literaten zu fördern und nicht zuletzt zur Verwirklichung des Schwäbischen Schillervereins und des Schiller-Nationalmuseums in entscheidender Weise beizutragen.

Seine Neigung trat schon früh zutage. Dies geht aus einer von Gustav Schmoller zitierten Briefstelle hervor, eines Briefes, den Steiner als Student vermutlich an seine Mutter schrieb und in dem er sich für einen Lebensweg entschied, in dem nicht das Geldverdienen die Maxime sein sollte: *Was die innere Geschichte meines hiesigen Lebens betrifft, so kann ich hier nur vom Allgemeinen sprechen. Ich wurde durch die Zeit, die ich daheim verlebte, von meinem sonstigen Streben weit abgezogen; es waren meist materielle Interessen,*



Bronzebüste im Rosengarten des Schlosses Großlaupheim, aufgestellt 1987 vom Verkehrs- und Verschönerungsverein Laupheim.



Radierung von Adalbert Müller (1883–1915) aus dem Jahr 1912. Sie zeigt das damals fertiggestellte Gebäude in Laupheim der weltweit operierenden Firma Simon H. Steiner, auf den Hopfenballen SS abgekürzt.

die ich um mich sah, und ich war geneigt, auch für meinen Teil darnach zu streben, diesem Interesse zu genügen. Ich fühlte aber bald, daß es in meinem Herzen und in meinem Geiste leer und leerer wurde, und als ich hierher kam, da erfüllte mich wieder die ganze Sehnsucht nach der früheren Zeit, wo nicht das ganze Ziel meines Strebens auf Erlernung meines Handwerks gerichtet war, sondern ich voll Eifer für das Gute und Schöne ein höheres Ziel für das Leben verfolgte. Leider gehört Bildung, die wahre und echte, immer mehr zu den seltenen Dingen; der materielle Erwerb erfüllt alle Köpfe und Herzen. Ich schlug von Anfang an einen anderen Weg ein und bin wieder auf ihn zurückgekommen, um auf demselben zu verharren. Und weiter berichtet

Schmoller: Die Politik, die Wissenschaft, die Literatur und Kunst waren es, welche ihn freundschaftliche Bande mit Wallesrode Leuthold, Wilhelm Raabe, Moritz Hartmann, Wilhelm Jensen, Adolf Seeger, Pfitzer, Freiherr von Stauffenberg, Berthold Auerbach, Paul Heyse, Joseph Viktor von Scheffel, Herrn von Putlitz (Karlsruher Intendant), mit Bamberger, Lasker, Rickert knüpfen ließen. Und er fügt noch weitere Namen hinzu, darunter auch den «Maler-Fürst» Franz von Lenbach, der Steiners Porträtbild schuf.

Kilian von Steiners Verdienst, auf dem sein Nachruhm beruht, ist die Gründung des Schwäbischen Schillervereins und des Schiller-Nationalmuseums. Ihm zur Seite stand der Marbacher Stadt-

schultheiß Traugott Haffner, der die Idee dazu geboren hatte.

In den ersten Jahren nach Schillers Tod im Jahr 1805 wurde es still um den großen deutschen Dichter. Nur im Lande seiner Geburt, in Württemberg, wurde sein Andenken gepflegt. Zwanzig Jahre nach seinem Tod wurde, angeregt durch den Stuttgarter Liederkranz, das erste Schillerfest gefeiert und ein Jahrzehnt später in seiner Geburtsstadt der Marbacher Schillerverein gegründet. Dieser rührige örtliche Verein konnte durch Spenden das Geburtshaus des Dichters, in dem eine Gedächtnisstätte eingerichtet werden sollte, erwerben. Am 10. November 1859, an Friedrich Schillers 100. Geburtstag, erfolgte die Eröffnung. Die Rede hielt der Schriftsteller, Schillerverehrer und Herausgeber von *Schillers Werken* Johann Georg Fischer.

Nach der Reichsgründung 1871 intensivierte sich die Besinnung auf nationale Werte und das Interesse an deutschen Geistesgrößen. Ausgeprägt war dies im «Lande der Dichter und Denker». Im Jahr 1890 fand anlässlich des Deutschen Philologentages in Stuttgart eine Ausstellung statt, die von Professor Otto Güntter, dem späteren Direktor des Schiller-Nationalmuseums, initiiert worden war; gezeigt wurden ca. 1300 Arbeiten von hundert schwäbischen Dichtern. Diese Ausstellung fand großes Interesse und erweckte das Begehren, eine Stätte einzurichten, in der die schwäbische Dichtung dauerhaft präsentiert werden könnte. Traugott Haffner,

der die Ausstellung sah, war überzeugt, daß dies nur in seiner Stadt, in der der größte schwäbische Dichter das Licht der Welt erblickte, sein konnte. Hier trat Kilian von Steiner auf den Plan. Johann Georg Fischer trug Haffners Pläne Steiner vor, der das Vorhaben zu unterstützen versprach, und wie es Steiners Art war, ließ er nicht lange auf sich warten. Haffner erhielt von ihm dreizehn Briefe, die Schillers Schwester Christophine an ihre Schwester Luise Frank geschrieben hatte. Diese Stiftung war Anlaß für Haffners Besuch bei Steiner, der ihm weitere Hilfe für die Vermehrung der Sammlung zusagte.

Als 1903 das Schiller-Nationalmuseum eingeweiht wird, ist der Mäzen im Hintergrund schon gestorben

Hierzu sei Ulrich Ott, derzeitiger Direktor des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs, zitiert: *Kilian von Steiner hat die Geschicke des Schwäbischen Schillervereins, hin zur Gründung 1895 und von da an bis 1903, gelenkt. In der Eingangshalle des Schiller-Nationalmuseums hängt sein Porträt, von Franz Lenbach gemalt. In allem, was er tat – und das war viel –, wollte er nicht hervortreten. Er verbarg seine Person so konsequent, daß wir die ungeheuere Beisteuer, die er zu dem geleistet hat, was Marbach heute ist, kaum mehr aus den Akten ersehen können. Eine Mappe hat vom Schriftführer des Schillervereins, dem Marbacher Schultheißen Haffner, die Überschrift bekommen «Dr. K.*



Teilansicht des Schlosses Großlaupheim, das im Besitz von Kilian von Steiner war.



Letzte Ruhestätte
Kilian von Steiners
auf dem privaten
Waldfriedhof bei
Oberdischingen,
Alb-Donau-Kreis.

Steiner, Akten über seine Stiftung»; sie ist gefüllt mit Zeitungsausschnitten, in denen immer wieder die Meldung erscheint: «Ein ungenannt sein wollender Schiller- verehrer hat (...) erworben und heute hierher gestiftet.» Steiner hat die Vereinsgründung vorangetrieben, hat das Geld für das Museum beschafft und zum Teil gestiftet, hat die wichtigsten Nachlaßerwerbungen der ersten Jahre besorgt – zäher Verhandlungsführer und großzügiger Geldgeber zugleich. Und immer stellte er sich in den Hintergrund, ja verbarg seine Person mit List und Energie. Sein letzter Brief aus dem Jahr 1903 an Traugott Haffner lautet:

Verehrtester! Freundlichsten Dank für Ihre Zeilen. Öffentliche Danksagungen sind nicht nach meinem Geschmack, und ich bitte, eine solche nicht zu veranlassen. Es könnte der von mir bezeichnete Zweck dadurch erreicht werden, daß man in einer Zeitungsnotiz sagt, es habe jemand die Briefe gestiftet, und dann die Aufforderung zur Nachahmung anführt. Getreulichst, Ihr Dr. K. Steiner.

Um welche seiner vielen Stiftungen es sich handelte, ist nicht genannt. Ein Beispiel seiner Großzügigkeit ist auch aus Haffners Tagebuch-Eintragung vom 9. November 1895 zu entnehmen: Von Stuttgart

11 Uhr 25 Vorm. Dr. von Steiner sendet Koffer mit großer Schenkung (790 Nummern) durch den Hausmeister. Ich gab ihm Trinkgeld 10 M. Es waren Manuskripte Schillers. Briefe von ihm und an ihn, darunter drei von Hölderlin und weitere Hölderlin-Biographien, unter ihnen das Heft mit seinen Maulbronner Jugendgedichten, das nach seinem neuen Aufenthaltsort später sogenannte «Marbacher Quartheft».

1895 trug Kilian von Steiner Prinz Wilhelm, später Württembergs König Wilhelm II., vor, welche Ziele in Marbach angestrebt werden; der Prinz begrüßte sie. Zu Haffner und Steiner gesellte sich zu dieser Zeit Professor Otto Güntter, der sich als späterer Direktor des Schiller-Nationalmuseums Verdienste erworben hat. In Anwesenheit des Königs konnte am 11. November 1903 das Schiller-Nationalmuseum eingeweiht werden. Kilian von Steiner durfte diesen Tag nicht mehr erleben, er war am 25. September 1903 gestorben. Traugott Haffner war ihm drei Monate vorausgegangen.

*Freundschaft zu Berthold Auerbach,
Angst vor antisemitischen Tendenzen*

1869 hatte Steiner die Witwe Clothilde Goldschmidt geb. Bacher aus Hechingen geheiratet. Zwei Töchtern aus erster Ehe hatte er seinen Namen gegeben; mit Kilian von Steiner hatte sie noch drei Kinder. 1871 erwarb er in Bad Niedernau bei Tübingen ein großes Landhaus, die «Villa Waldhaus», dessen Park er nach seinen Plänen gestalten ließ. Dort konnte er sich abseits der großen Geschäftszentren der Literatur und Kunst widmen, und hier traf er auch die Literaten seiner Zeit. Besonders freundschaftliche Beziehungen unterhielt er zu Berthold Auerbach, der wiederholt monatelang in seinem Haus in Niedernau weilte. Schon von Krankheit gezeichnet, vollendete er dort seine «Dorfgeschichten». Sehr bedrückten Auerbach die zunehmenden antisemitischen Tendenzen, die sich im ganzen Reich ausbreiteten. Er, der der ganzen Nation so unendlich viel durch seine Bücher geschenkt hatte, schrieb unter dem Eindruck der zunehmenden Judenhetze Briefe an seine Freunde, aus denen große Trauer und Resignation sprachen.

Sicher gingen auch an Kilian von Steiner die jahrelangen Hetzkampagnen nicht spurlos vorüber, und es mag dazu beigetragen haben, daß er sich mehr und mehr von den Geschäften zurückzog. 1894 hatte er von seinem Bruder und dessen Schwager das väterliche Schloß in Laupheim erworben. Steiner schuf dort einen landwirtschaftlichen Musterbetrieb mit eigener Butter- und Käseproduktion. Die

Brauerei, die schon sein Vater betrieben hatte, ließ er modernisieren; zugleich legte er eine vielbewunderte Parkanlage an, die mit seltenen exotischen Bäumen bepflanzt war. Dieser Schloßpark galt als besondere Sehenswürdigkeit.

Bei der Einäscherung Kilian von Steiners am 27. September 1903 in Heidelberg sagte Gustav Schmoller am Schluß seiner Gedenkrede: *Treuer Freund! Leb wohl! Wir danken Dir für alles, was Du uns, was Du Tausenden, was Du dem Vaterlande warst. Verehrt, geliebt, bewundert wie wenige, scheidest Du aus dem Leben. Deine Werke folgen Dir nach. Den unendlichen Schmerz, den Dein Tod uns bereitet, hat jeder von uns für sich, je nach seinem religiösen, seinem philosophischen Standpunkt im Inneren durchzukämpfen und durchzumachen. Aber das eine werden wir uns als Trost sagen können: Kein Mensch lebt umsonst – auch für den Zusammenhang unseres irdischen gesellschaftlichen Daseins. Und vollends der nicht, der so reich begabt, an solcher Stelle wie Du auf Tausende wirkte. Was ein Leben wie das Steiners an guten Ideen, Gefühlen, Handlungen in sich barg, an neuen Einrichtungen erzeugte, das ist mit dem Tode nicht verloren. Es sind Samenkörner, die tausendfach Frucht tragen, die in uns immer neue Auferstehung, Kräftigung und Ausbreitung erleben, denn: Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten!*

QUELLEN:

John H. Bergmann, Media USA: Steiner-Familien-Stammbaum, 1982.
Kilian Nathan, Zürich: Die Nachkommen des Stammvaters Simon Victor Steiner, Familien-Stammbaum der Steiner-Nathan-Familie.
Archiv der Stadt Laupheim.

LITERATUR:

Gustav von Schmoller: Zum Gedächtnis an Dr. Kilian von Steiner. 1903
Gustav von Schmoller: Steiner, Kilian Dr. In: Biographisches Jahrbuch, 1903
Georg Schenk: Kilian Steiner – Jurist, Finanzmann, Landwirt, Mitbegründer von Schillerverein und Schiller-Nationalmuseum. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Band 11, Stuttgart 1969
John H. Bergmann: Die frühen Jahre. In: Geschichte der Firma Simon H. Steiner-Hopfen. New York und Laupheim 1982
Ulrich Ott: Ein Großer, aber kein Berühmter. Rede zur Enthüllung der Büste Dr. Kilian von Steiner am 12. November 1987 in Laupheim. In: BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach, 1987
Ulrich Ott: Nicht in den Akten. Festschrift für Wilhelm Cremer. Marbach und Stuttgart 1988

Der deutsche Südwesten ist wie kaum eine andere Landschaft in Deutschland reich an archäologischen Denkmälern. Früh besiedelt, lassen sich jahrtausende alte Spuren menschlicher Besiedlung oder wenigstens der Existenz des Menschen im Lande nachweisen. Zwar sind Zeugnisse der Urgeschichte äußerst selten und stellen in der Regel Zufallsfunde dar, doch die Spuren späterer, etwa der keltischen und römischen Besiedlung, sind oft auch für Laien recht einfach im Gelände auszumachen.

Noch vor einhundert oder zweihundert Jahren müssen im heutigen Baden-Württemberg hunderte, wenn nicht tausende keltische Grabhügel existiert haben. Die Reste großer keltischer Oppida und Fluchtburgen waren den Menschen damals wohl bekannt, und nicht nur die «Teufelsmauern» oder die Sybillenspur im Lautertal bei Dettingen u.T. zeugten und zeugen von der Anwesenheit der Römer. Wenn unsere Vorfahren auch in aller Regel diese Relikte der Geschichte des Landes nicht deuten konnten oder mißverstanden – keltische Grabhügel hielt man bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein für germanische Begräbnisstätten –, so wußte man im Falle römischer Artefakte, handle es sich um Steinmetzarbeiten, Kunstgegenstände oder Terra sigillata, seit der Renaissance und spätestens im Barock sehr wohl, was da von Zeit zu Zeit eher zufällig zutage gefördert wurde. Wenn Herzog Eberhard III. im Jahre 1670 befahl, alle gefundenen Altertümer seien abzuliefern, so beweist dies, daß man um den Wert der Stücke wußte, obwohl der herzogliche Erlaß vermutlich eher dem Wunsch entsprang, die eigene Sammlung zu erweitern, denn der Sorge um die Sicherung wissenschaftlicher Beweisstücke. Auch in Baden und in Hohenlohe kümmerte man sich im 18. Jahrhundert staatlicherseits bereits eingehend um den Erhalt archäologischen Materials. Viele Fürsten durften durchaus als interessiert gelten, und Württembergs erster König, der dicke Friedrich, wurde 1816 in gewissem Sinne gar ein «Opfer der Archäologie», als er sich bei der Besichtigung von Mammutstoßzähnen, die man bei Cannstatt gefunden hatte, eine Lungenentzündung zuzog, an der er wenige Tage später starb. Wissenschaftliche Grabungen – meist nach römischen Inschriften – sind in Württemberg bereits für das 16. Jahrhundert belegt. Aber die Geburtsstunde der eigentlichen wissenschaftlichen Archäologie sollte erst im 19. Jahrhundert schlagen. In Baden zu-

erst, etwas später in Württemberg begannen Männer wie Karl Wilhelmi (1786–1857), Heinrich Schreiber (1793–1872), August von Bayer (1803–1875) und Ernst Wagner (1832–1920) – alle Baden – sowie Konrad Friedrich Haßler (1803–1873) und Eduard Paulus der Ältere und der Jüngere (1803–1878, 1837–1907) in Württemberg nicht nur sorgfältig zu graben, sondern sie gründeten auch Geschichtsvereine und archäologische Gesellschaften und kümmerten sich in staatlichem Auftrag um die Auswertung der Grabungsergebnisse sowie die Sicherung der Funde.

Mag die Grabungstechnik der Väter der baden-württembergischen Landesarchäologie heute auch archaisch anmuten, mag damals auch das Gros an historischer Information bei den Grabungen zerstört oder nicht erkannt und ausgewertet worden sein, so *unterschieden sich die Bemühungen dieser Männer doch wohltuend von der Tätigkeit etlicher anderer, die aus allen Schichten der Bevölkerung stammend, im ganzen Land eine Unzahl «altgermanischer Totenhügel» aushoben und nichts als stumm anklagende Ruinen zurückließen¹.*

Seither hat die Archäologie ungeahnte Fortschritte gemacht. Auf den Grabungsplätzen wird heute modernste Technik angewendet, wozu etwa die Luftbildarchäologie und geomagnetische Messungen zählen. Weniger glücklich ist es um die Sicherung und vor allem um die Dar- und Ausstellung der Grabungsergebnisse bestellt. Zwar entstand aus der von K.F. Haßler angelegten *Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale* das württembergische Landesmuseum, dem in Karlsruhe das Badische Landesmuseum entspricht, doch in beiden Museen findet – so jedenfalls ist von Kennern zu vernehmen – die Archäologie nicht ganz den ihr gebührenden Rang, ohne daß man die Bedeutung der keltischen und der alamannischen Abteilungen im württembergischen Landesmuseum schmälern wolle.

Der um 1770 barock umgebaute Konventsbau des Klosters Petershausen von Nordosten aus gesehen. Im Bildhintergrund der Seerhein, nicht mehr sichtbar linker Hand die Brücke, die in die Konstanzener Altstadt führt. Luftaufnahme vom Herbst 1989.



1985: Ausstellung «Der Keltenfürst von Hochdorf»
1992: Eröffnung des Archäologischen Landesmuseums

Der Erfolg der von rund 300 000 Menschen besuchten Ausstellung *Der Keltenfürst von Hochdorf – Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie* 1985 im Kunstgebäude Stuttgart hat bewiesen, daß die Ergebnisse der archäologischen Forschung bei der Bevölkerung auf großes Interesse stoßen und somit in der Öffentlichkeit durchaus ein Bedürfnis nach einer angemessenen Darstellung der Ur-, Vor- und Frühgeschichte des Landes besteht. Auch seitens der Landesregierung konnte man sich unter dem Eindruck des überwältigenden Erfolgs dieser Ausstellung für den Plan einer besonderen Präsentation der archäologischen Funde erwärmen.

Von 1986 bis 1989 wurden in verschiedenen Arbeitsgruppen zwischen dem Staats-, dem Innen- und dem Wissenschaftsministerium sowie den beiden Landesmuseen und dem Landesdenkmalamt erste Konzepte für das Vorhaben erarbeitet. Relativ bald war man sich einig, daß das Land dringend ein Archiv für Bodenfunde benötigt, da die Lagerung der Funde in mehr als zehn kleinen Depots untragbar geworden war. Lange war man sich allerdings unschlüssig, ob das angestrebte neue archäologische Museum den beiden Landesmuseen angegliedert werden oder eine eigene Verwaltung und vielleicht sogar einen eigenen Bau – etwa auf der «Kulturmeile» an der Stuttgarter Konrad-Adenauer-Straße – erhalten sollte.

Da traf es sich, daß 1989 von der Stadt Konstanz an das Land das Angebot erging, das seit der Säkulari-

sation – zuletzt bis 1976 von den Franzosen – als Kaserne genutzte ehemalige Kloster Petershausen zu übernehmen, da die Stadt mit diesem Bau, in dem ursprünglich ein Konstanzer Stadtmuseum und eine städtische Galerie ihren Platz finden sollten, finanziell überfordert war. Wenige Monate vor dem Fall der Mauer gab der damalige Ministerpräsident Lothar Späth, der von Anfang an zu den lebhaften Befürwortern der Museumspläne zählte, 1989 bei einem Besuch in Konstanz bekannt, im Konventsbau Petershausen werde das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg eingerichtet. Dieser landesväterliche Entscheid zu diesem Zeitpunkt darf als wahrer Glücksfall für die Landesarchäologie gelten: Wenige Zeit später wäre wohl die Einrichtung eines neuen Landesmuseums nicht mehr denkbar gewesen.

Kaum glaublich, aber wahr: Im Frühjahr 1989 erhielt Prof. Dr. Dieter Planck den endgültigen Auftrag, in Konstanz eine Museumsaußenstelle aufzubauen als ersten Schritt zu einem Archäologischen Landesmuseum in Baden-Württemberg, und bereits im März 1992 konnte die prächtige Präsentation der Archäologie des Landes auf mehr als 2800 Quadratmetern im Konventsbau Petershausen eröffnet werden. Als weitere Schritte wurden damals ins Auge gefaßt, das archäologische Zentralarchiv in der Ulmer Wilhelmsburg, der Zitadelle der ehemaligen Bundesfestung, einzurichten und später ein zentrales Archäologisches Landesmuseum im Großraum Stuttgart aufzubauen mit einer Ausstellungsfläche von mindestens 6000 Quadratmetern. Aus dem Konstanzer Museum würde dann



Abblätternde Farben, bröckelnder Putz, beschädigte Säulen: Vor der Renovierung des Konventsbaus haben Treppenhaus und Korridor im ersten Stock einen traurigen Anblick geboten.



Ein fischschwänziger Leopard (Seeleopard) aus dem römischen Bronzehortfund in Ladenburg. Zweites Jahrhundert n. Chr., ca. 10 cm hoch, ca. 25 cm lang und etwa 7 kg schwer.

die Außenstelle «Stadtarchäologie» des Archäologischen Landesmuseums. Erfreulicherweise gingen und gehen die Planer davon aus, daß das zentrale Museum in oder bei Stuttgart ergänzt werden soll durch Zweigmuseen in allen Teilen des Landes, die enger umgrenzten Epochen und speziellen Fragestellungen der Forschung gewidmet sind. Prof. Dr. Dieter Planck, Leiter der Archäologischen Denkmalpflege beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und in Personalunion Chef des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg, ist trotz aller Sparmaßnahmen von Bund und Ländern bester Hoffnung, daß dieses Konzept in nächster Zukunft auch verwirklicht werden kann.

Kloster Petershausen: ein idealer Museumsraum mit Ideen und Enthusiasmus gestaltet

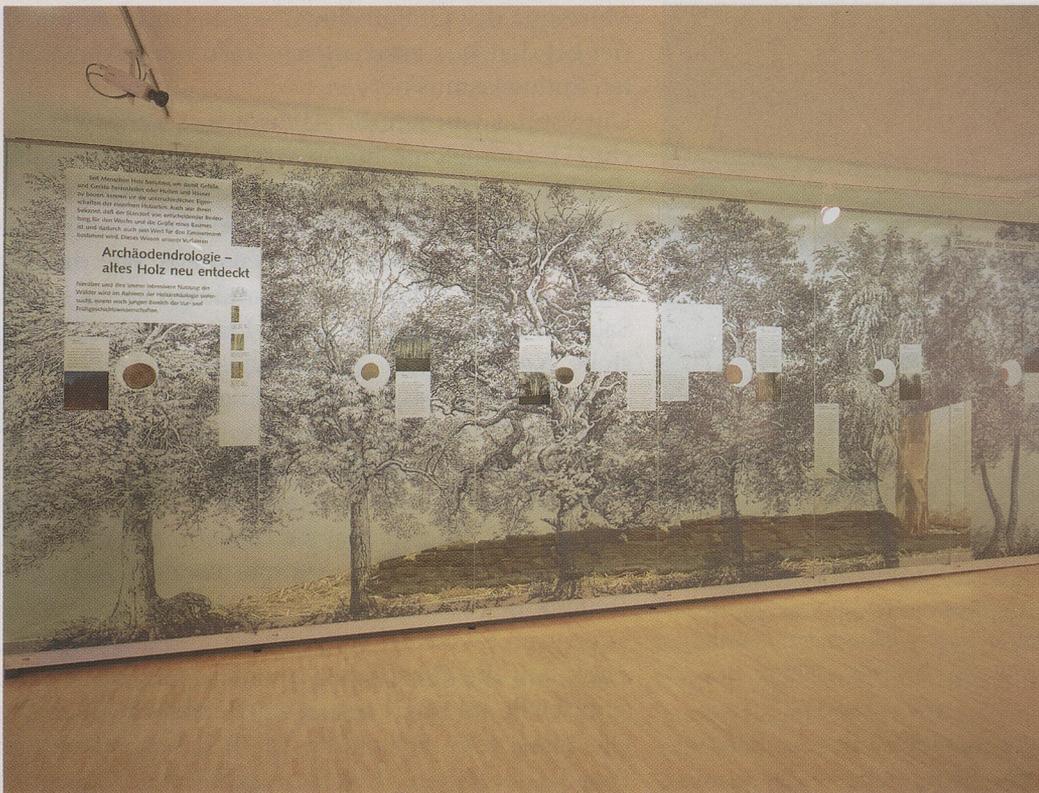
In nur drei Jahren wurde also das Konstanzer Projekt realisiert, einschließlich des Innenausbau: 1989 hatte das Land in Konstanz einen «veredelten Rohbau» vorgefunden. Die Stadt hatte zwar bereits die nötigsten Sanierungsarbeiten vornehmen lassen, nachdem der Klosterbau nach dem Auszug der französischen Armee zunächst einige Jahre Verfall und Vandalismus preisgegeben war, doch viel blieb noch zu tun. Nur 5,2 Millionen Mark standen für den Aufbau des Museums zur Verfügung – nicht eingerechnet die Arbeit der Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes, die oft außerhalb der Dienstzeit «ihre» Abteilung planten und gestalteten. Die seltene Chance, ihre spezifischen Forschungsgebiete und Forschungsergebnisse im Rahmen eines großen

Museums der Öffentlichkeit vorstellen zu können, rief bei den Wissenschaftlern einen bemerkenswerten Enthusiasmus hervor.

Unterstützt wurden die Archäologen von dem Architekturbüro Dipl.-Ing. Kurt Lohrer in Stuttgart, das klare und übersichtliche Räume gestaltet hat: meist große, an die Wand gerückte glasschrankähnliche Vitrinen. Keinen «Vitrinensalat», wie die inzwischen zur Chefin der Landesarchäologie in Sachsen avancierte ehemalige Leiterin der Außenstelle Konstanz des Archäologischen Landesmuseums, Judith Oexle, feststellt. Die Vitrinen schaffen hofartige Freiflächen in den Ausstellungsräumen, die nicht nur dem Besucher die Möglichkeit einräumen, den nötigen Abstand zu den Vitrinen zu erhalten, sondern ein regelrechtes Flanieren gestatten.

Vom Atelier Kurt Lohrer stammt auch das Konzept, Texte oder Karten und andere graphische Darstellungen im Siebdruckverfahren in Form von Folien direkt auf die Glasflächen anzubringen. Die Folien sind leicht ablösbar, also fast jederzeit zu ersetzen. Die historische Forschung ist in einem ständigen Wandel begriffen. Die Aussagen des Museums konnten und sollten daher keine statischen, in alle Ewigkeit gültigen Wahrheiten sein, sondern Beweglichkeit wurde angestrebt: Neue Forschungsergebnisse, die gerade die Archäologie in den vergangenen Jahrzehnten in reichem Maße präsentierte, müssen integrierbar, Exponate und Texte auswechselbar sein. Ein bemerkenswertes Konzept, in der Tat!

Der mächtige barocke Bau des ehemaligen Klosters Petershausen bietet fast ideale Voraussetzungen für die Errichtung eines Museums. Er besitzt den Charme eines historischen Gebäudes, die Museumsgestalter mußten sich somit nicht mit den Kapriolen zeitgenössischer Architekten auseinandersetzen. Zum anderen offeriert der großzügige Bau den Planern Platz in Hülle und Fülle, wovon viele andere in historischen Bauten eingerichtete Museen nur träumen können: Durch die Zusammenlegung von jeweils zwei, mitunter auch mehr Mönchszellen sind große und lichte Räume in dem nach strengem Plan aufgeführten Konventsbau entstanden. Und so kann sich das Archäologische Landesmuseum beispielsweise den Luxus erlauben, den weiten Kassen- und Verkaufsraum im Erdgeschoß direkt überzuleiten in eine geräumige Inszenierung, die in die Thematik des Museums einführt: Unter einem weiten Zelt, wie es heute auf großflächigen Grabungsplätzen benutzt wird, sind Grabungsszenarien verschiedener bedeutender Ausgrabungen der letzten Jahre nachgestellt. Dabei sind alle Exponate – von den Lackprofilen der von den Archäologen angelegten Gräben und Gruben über die dort



Gut erhaltene Holzfunde wie der Einbaum, der in der Siedlung Forscher bei Bad Buchau am Federsee entdeckt worden ist, zählen zu den «Glückstreffern» der Archäologen. Mit Hilfe der Dendrochronologie, der Jahresringmethode, ergab sich für das Boot ein Herstellungsdatum um 2000 v. Chr.

geborgenen Funde bis hin zum Arbeitsgerät – Originale. Dem Besucher will scheinen, die Ausgräber hätten ihre Arbeitsplätze nur kurz, etwa zu einem Vesper, verlassen.

Authentizität steht also im Vordergrund dieser Inszenierung der Arbeitswelt der Archäologen, der Aufgaben und Ergebnisse der Landesarchäologie. Der Wille zur Authentizität gerät denn hier wie auch im folgenden in den mehr als einem Dutzend Ausstellungsräumen zu einem Schlüsselwort, um das Archäologische Landesmuseum zu verstehen. Unter dem Zelt werden Bauforschung und Baubefunde anhand des in Mundelsheim aufgefundenen römischen Mithras-Heiligtums erläutert, die diffizile Auswertung botanischer Funde einschließlich der Pollenanalyse anhand einer mittelalterlichen Abfallgrube, Tierknochenfunde am Beispiel eines römischen Brunnens aus Rainau-Buch, die mineralogische Forschung und die Metallanalyse anhand eines ebenfalls römischen Töpferofens aus Walheim sowie eines alamannischen Grabhügels.

In diesem Zusammenhang darf auch ein Hinweis auf die Dendrochronologie, die Datierung durch Holzfunde, nicht fehlen. Ein Lackprofil an der Wand – mit Lack verhärtete und dann als dünne Schicht abgelöste originale Bodensubstanz – aus dem römischen Ladenburg verdeutlicht die komplizierte Folge der Strategaphien, das Aufeinanderfolgen der Epochen und Siedlungsphasen. Neben den angesprochenen Themen wird der Besucher

unter dem Zelt auch noch mit verschiedenen Methoden der Archäologie vertraut gemacht. Es wird klar: Die von Zaungästen bei Grabungen immer wieder gestellte Frage, ob man denn bereits auf Gold gestoßen sei, die auch Ausgräber mit eher ruhigem Naturell in Rage zu versetzen vermag, ist von der Realität gerade der modernen Archäologie meilenweit entfernt.

Kein lückenloser Überblick über die Kulturen, sondern Beispiele und Schlaglichter

So eingestimmt und mit dem nötigen Rüstzeug ausgestattet, wird der Besucher aufbrechen, sich dem auf drei Geschossen ausgebreiteten Kaleidoskop der heimischen Archäologie zu widmen. Wer nun in Konstanz eine von der archäologischen Forschung geschriebene Geschichte des Landes Baden-Württemberg erwartet, wird bald eines besseren belehrt. Zwar ist die Abfolge der Epochen und Kulturen seit der Altsteinzeit – im Grunde nur mit Ausnahme einiger weniger Jahrhunderte innerhalb eines nach zigtausend Jahren zählenden Zeitraums – aus Bodenfunden zu rekonstruieren, doch in weiser Selbstbeschränkung verzichtet das Archäologische Landesmuseum in Konstanz auf einen – möglichst lückenlosen – historischen Überblick, den man einem zukünftigen zentralen Archäologie- oder Geschichtsmuseum überlassen will. Unter dem Titel *Aspekte der Landesarchäologie* wird der Besucher

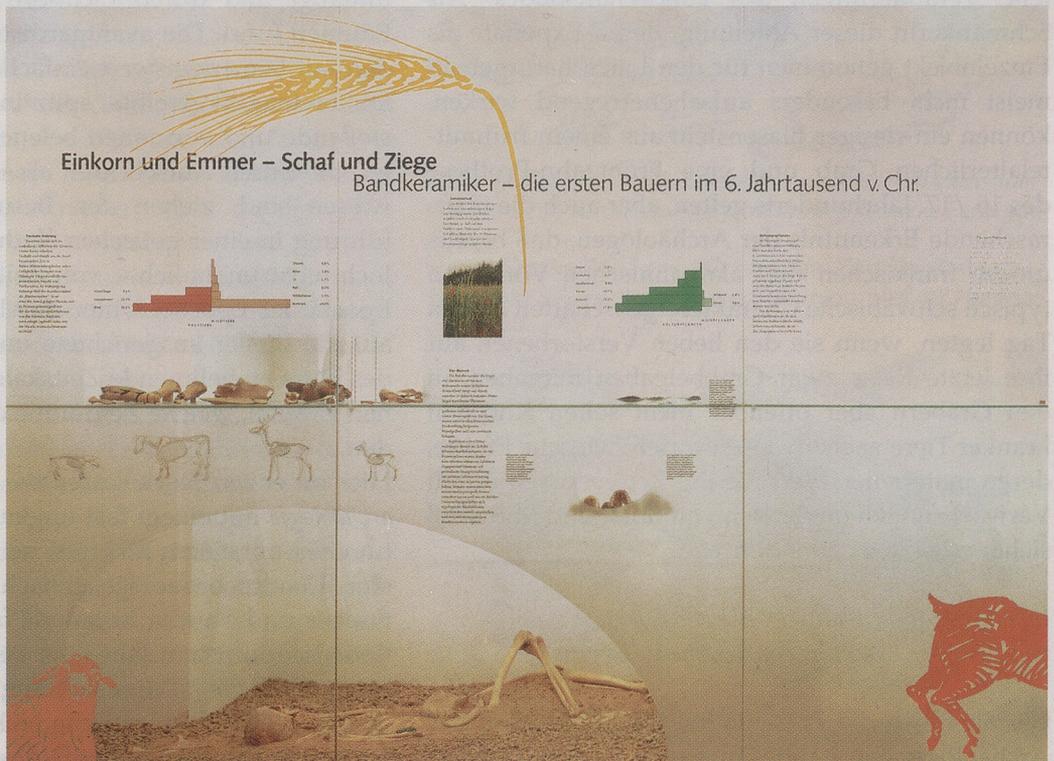
durch eine schlaglichtartige Ausstellung der Forschungsergebnisse der Landesarchäologie geleitet, die ihn bis in die Neuzeit führt. Ein Entdeckungsgang, der mit dem Urmenschen von Mauer bei Heidelberg, dem immerhin ältesten fossilen Beleg vom Auftreten des Menschen in Europa, einsetzt und am Brennofen der Porzellanmanufaktur Ludwigsburg endet. Die barocke, freilich chronisch defizitäre Produktionsstätte für hochwertiges Tafelgeschirr und anderes zartes Kunstwerk, deren Entdeckung und Freilegung vor wenigen Jahren für einiges Aufsehen sorgte, setzt den zeitlichen Schlußpunkt.

Geschichte schlaglichtartig zu beleuchten, heißt Schwerpunkte setzen. Schwerpunkte, die naturgemäß den wichtigsten Stufen der Besiedlung Südwestdeutschlands folgen. Noch im Erdgeschoß werden die bereits angesprochenen fossilen Menschenfunde der Altsteinzeit als Zeugen der frühesten Besiedlung des Landes vorgestellt. Tritt der Besucher aus dem Zelt in den klösterlichen Korridor, so erblickt er das Konterfei des *proconsul africanus*, des von der Forschung als Stammvater des *homo sapiens* angesehenen Menschenaffen, wie er in Zentralafrika unweit des Kilimandscharo gefunden wurde. Das Bild des Affen stellt quasi die Überleitung dar zu den geschickt arrangierten und erläuterten Funden von Mauer (ca. 600 000 Jahre alt), Steinheim an der Murr (ca. 250 000 Jahre) und aus der Stadelhöhle bei Ulm (ca. 60–80 000 Jahre). Sind die geborgenen Knochenreste für den Laien wenig

aussagekräftig und schwer einzuordnen, so ermöglicht ein daneben angebrachtes scherenschnittartiges Muster des Urmenschen in natürlicher Größe, auf dem die Stelle dieser Funde im menschlichen Skelett verzeichnet ist, ein Einordnen der Bruchstücke und vereinfacht das Verständnis der Entwicklung vom Affen zum *homo sapiens sapiens*, zu unserer eigenen Gattung, enorm. Neben diesen Figuren befinden sich kleine Karten des Landes Baden-Württemberg, in der die jeweiligen Fundorte der Zeugen der Evolution des Menschen eingetragen sind. Auf ähnliche Karten stößt der Besucher in nahezu allen Abteilungen und Räumen des Museums. Das geographische Verorten der archäologischen Funde und damit von Geschichte gehört zu den zentralen und konsequent angewandten Prinzipien der Konstanzer Präsentation.

Der Mensch, seine Nahrung, seine Umwelt

Im Zentrum des Archäologischen Landesmuseums stehen der Mensch und seine Umwelt, wie er in ihr lebte und wie er diese Umwelt veränderte. So erscheint es logisch, das Konzept der chronologischen Schlaglichter zunächst mit einer aus zwei Räumen bestehenden Einheit zum Thema *Der Mensch, seine Nahrung und seine Umwelt – von den Ursprüngen bis zur Neuzeit*, also epochenübergreifend zu durchbrechen. Man wird sich der von den Ergebnissen der bioarchäologischen Forschung ausgehenden Faszini-



Am Boden das Skelett eines Bauern aus der Zeit der Bandkeramiker. Darüber wird in Wort und Bild sowie mit Einzelfunden seine Nahrungsgrundlage vorgestellt, nämlich «Einkorn und Emmer – Schaf und Ziege».

nation, der Veränderung der Ernährungsgrundlage des Menschen seit dem Mesolithikum des 8. Jahrtausends vor Christus bis in unsere Gegenwart und den damit einhergehenden Veränderungen in der Lebens- und Produktionsweise, kaum entziehen können. In acht mit wenigen Abweichungen nach dem gleichen Schema aufgebauten, großen Glaswänden ähnelnden Vitrinen finden sich neben einer aus der jeweils angesprochenen Epoche stammenden Bestattung, also einem Skelett – ein sehr wirksamer, wenn auch makabrer Blickfang –, vor allem Exponate zur archäologisch nachgewiesenen, für die Epoche typischen Ernährungsgrundlage, insbesondere Tierknochen und Getreidekörner. Ausführliche Texte, ergänzt durch graphische Darstellungen, informieren über Anteil und Zusammensetzung der tierischen und pflanzlichen Nahrung im Mesolithikum, dann der Zeit der Bandkeramiker, also der ersten Bauern im sechsten Jahrtausend vor Christus, der Jungneolithiker (4. Jt. v. Chr.), der Kelten in den letzten vorchristlichen sowie der Römer im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, im frühen Mittelalter des 5. und 6. Jahrhunderts sowie im Hoch- und Spätmittelalter sowie der frühen Neuzeit (13.–17. Jh.), um schließlich das Zeitalter des «fast food», der McDonalds und des Überangebots an Nahrung anzusprechen.

In engem Zusammenhang damit stehen die Angaben zur durchschnittlichen Lebenserwartung, zu Größe und Gestalt der Menschen, teilweise auch über natürliche oder vom Menschen hervorgerufene Veränderungen des Landschaftsbildes. Als Schmankerln dieser Abteilung, deren Exponate als Einzelobjekt genommen für den Laien naturgemäß meist nicht besonders aufsehenerregend wirken, können ein riesiger Blasenstein aus einem frühmittelalterlichen Grab und eine Frontzahn-Prothese des 16./17. Jahrhunderts gelten, aber auch die überraschende Erkenntnis der Archäologen, daß bereits unsere fränkischen und alamannischen Vorfahren typisch schwäbische Charaktereigenschaften an den Tag legten, wenn sie den lieben Verstorbenen auf ihre letzte Reise zwar Grabbeigaben mitgaben, in den Gräbern aber offenbar nicht selten Knochen kranker Tiere nachzuweisen waren, wie jene Pferde, deren materieller Wert für die Zeitgenossen durch Verwachsungen im Bereich von Brust und Mittelfuß sicher erheblich gemindert war.

Im ersten Stock: avantgardistische Effekte, von Zeittor zu Zeittor, von Epoche zu Epoche

Gestaltet sich die Präsentation im Erdgeschoß des Archäologischen Landesmuseums in Konstanz bei



Leuchtende Zeittore geleiten im Archäologischen Landesmuseum den Besucher von Raum zu Raum und von Epoche zu Epoche.

aller Akkuratess im Detail noch durchaus konventionell, so vermag der erste Stock mit echten Überraschungen aufzuwarten. Der Korridor, durch den einst die frommen Mönche schritten, wird zum Licht- und Zeittunnel, der den Besucher aufnimmt, umfängt und durch Lichttore zu den einzelnen Räumen führt. Die avantgardistischen Effekte werden mit bemerkenswert einfachen Mitteln erreicht: Hintereinandergereihte, spitz in den Korridor vorstoßende und von innen beleuchtete Plexiglaspfeiler, die durch Aufschriften als «Zeitsäulen» ausgewiesen sind, ziehen den Besucher – der Lichtführung in einer gotischen Kathedrale von Joch zu Joch nicht unähnlich – von Zeittor zu Zeittor, von Epoche zu Epoche. Unter der Decke angebrachte, auf die Pfeiler ausgerichtete und die ganze Breite des Flurs einnehmende Zeitskalen lassen dabei keinen Zweifel, welche Zeiträume durchschritten werden.

Hier im ersten Stock setzen die Aspekte der Landesarchäologie mit einem fast unglaublich präzisen Datum ein: mit einem Richtfest im Jahr 3913 vor Christus. Dendrochronologisch nachweisbar errichteten Fischer und Bauern in einer Pfahlbausiedlung am Bodensee in jenem Jahr eine Behausung. Über die bronzezeitliche Moorsiedlung Forscher bei Buchau, über eine keltische Nekropole bei Rottenburg, nämlich das Gräberfeld «Lindele», über das

römische Ladenburg und ausgewählte alamanisch-fränkische Grabfunde aus Dittigheim, Klepsau und Eichstetten sowie die Burg Amlishagen bei Gerabronn spannt sich der Bogen über mehr als 5700 Jahre bis in die Zeit Herzog Karl Eugens und dessen Versuch, in Ludwigsburg eine württembergische Porzellanmanufaktur zu etablieren.

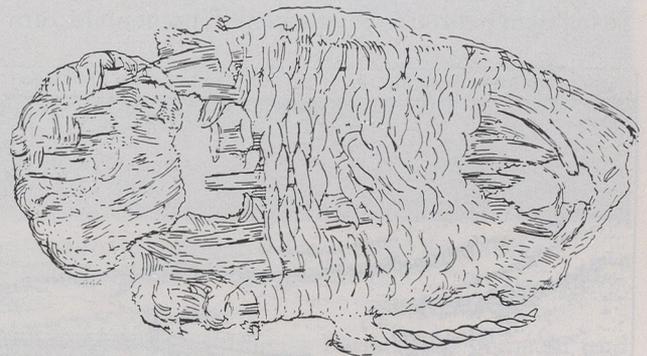
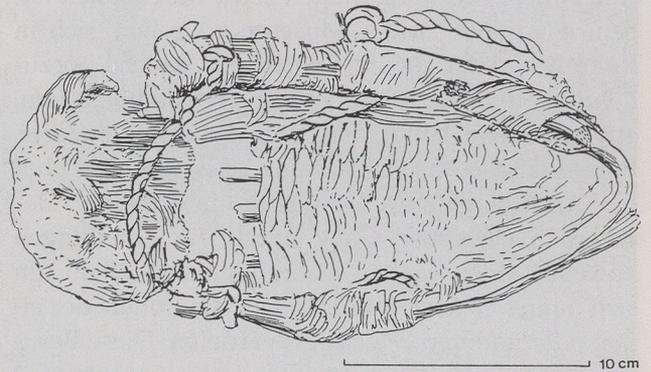
So penibel und sorgfältig die Archäologen ihre Funde zu bergen pflegen, so selektiv hat deren Darstellung im Museum zu erfolgen. Es konnte sich unter den gegebenen Voraussetzungen – man darf nicht vergessen, daß das Archäologische Landesmuseum in dieser Form ja eigentlich eine Übergangslösung darstellt – nicht darum handeln, alle wesentlichen Phasen der Besiedlung des Landes oder die einzelnen Epochen im Detail darzustellen. Es wurde auch darauf verzichtet, die Epochen als Teile eines zeitlichen Kontinuums miteinander zu verzahnen, zumal ja auch stets das spezielle «Wie», die Technik der Grabung, Berücksichtigung zu finden hatte.

Dies setzt allerdings voraus, daß der Besucher mit den Grundzügen der Landesgeschichte, insbesondere auch der Siedlungsgeschichte, bereits vertraut ist. Am Gräberfeld «Lindele» etwa thematisieren die Archäologen das spezielle Problem des Wandels der Bestattungsriten in der keltischen Epoche, am Beispiel der merowingischen Gräber die eigentlich wenig überraschende Tatsache, daß die Germanen im Tode – und somit sicher auch zu Lebzeiten – alles andere als gleich waren. Adelsgräber auf der einen und Bauernfriedhöfe auf der anderen Seite weisen signifikante soziale Unterschiede auf, die es erlauben, das soziale Gefüge der germanischen Gesellschaft nachzuzeichnen. Wer nun aber die Kelten und Germanen waren, woher sie kamen, wie sie lebten und in welchem historischen Kontext sie zu sehen sind, diese Kenntnisse muß der Besucher weitgehend bereits mitbringen oder sich, angeregt durch das Studium der Konstanzer Ausstellung, in Museen wie dem Württembergischen Landesmuseum oder dem Keltenmuseum in Hochdorf später aneignen.

«Freiheitliches Menschenbild» verbietet Gängelband – Vorkenntnisse und Lektüre der Texte erforderlich

Das hohe Niveau des Archäologischen Landesmuseums in Konstanz verlangt dem Besucher also einiges an Kenntnissen ab – und, nicht zu vergessen, an Konzentration. In diesem Umstand findet ohne Zweifel auch die Tatsache ihren Niederschlag, daß die einzelnen Abteilungen des Museums von den jeweiligen Ausgräbern des Landesdenkmalamts ge-

staltet wurden. Damit ist gewährleistet, daß die vermittelten Inhalte nicht nur «stimmen», sondern sich auf der Höhe des gegenwärtigen Forschungsstandes bewegen. Dies dürfte in der deutschen Museumslandschaft als fast einzigartig zu bezeichnen sein. In manchen Bereichen will allerdings die Selbstdarstellung der Archäologie als zu dominant erscheinen gegenüber den Funden und deren historischen Aussagen. Für den Archäologen bilden Grabung, Objekt und ergrabene Epoche eine untrennbare Einheit. Für Laien ist dies auf Anhieb nicht unbedingt nachvollziehbar, er braucht Nachhilfeunterricht und wird sich also dem Studium der detaillierten Texte eingehend widmen müssen, sofern er



Oben: Die Sandale 1 von Allensbach, gezeichnet in Ober- und Unteransicht; eine in einem Bastrahmen geflochtene Form aus Bast.

Unten: Die Sandale 2 von Allensbach im Zuge der Restauration. Beide Schuhe stammen aus Kulturschichten der Horgener Kultur um 3000 v. Chr.



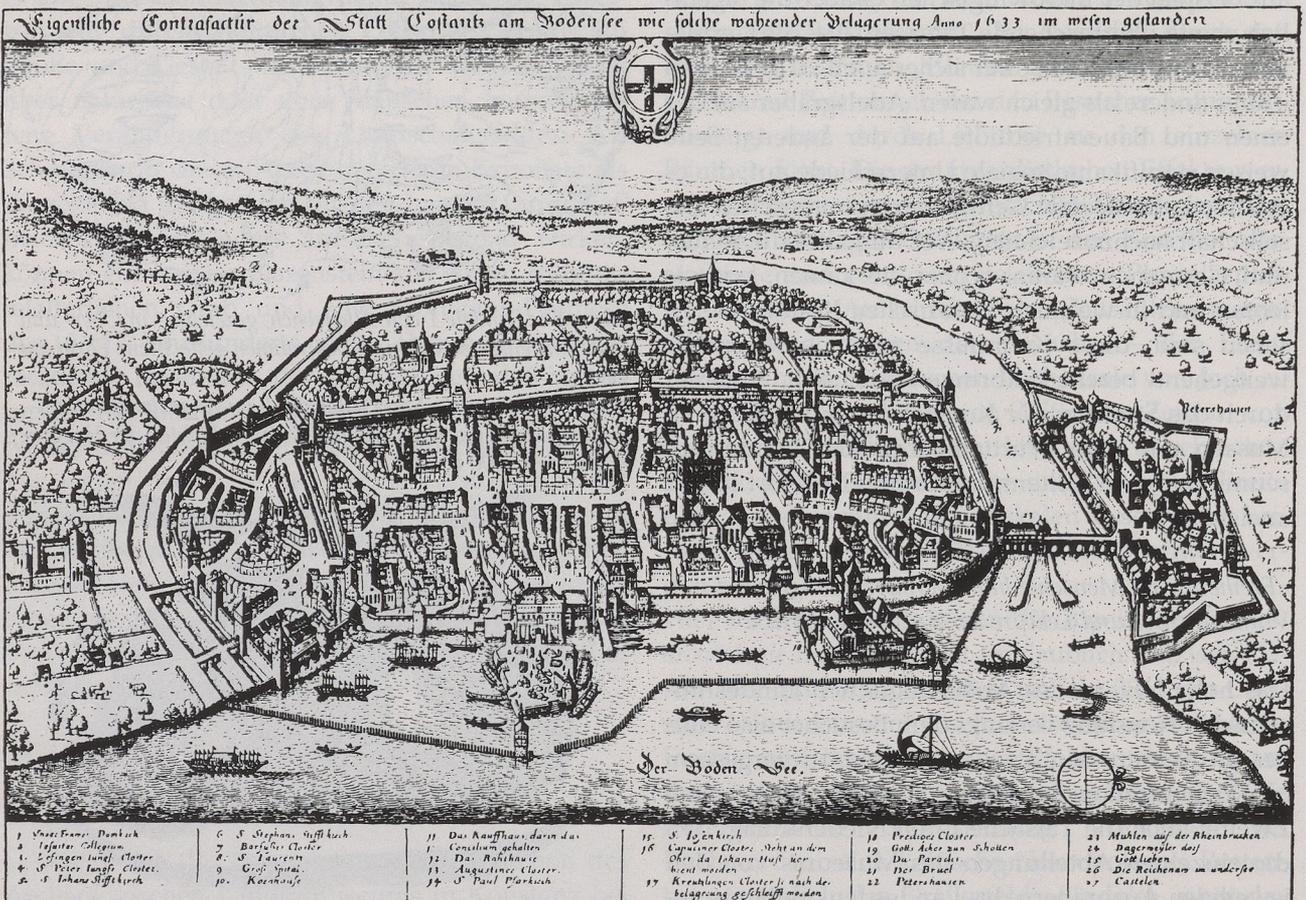
nicht ohnehin an einer Führung teilnimmt, die ihm die Zusammenhänge vermittelt und auf die relevanten Exponate hinweist, seinen Blick und Geist somit führt.

Daher wäre es nützlich, dem Besucher eine Hilfestellung zu gewähren bei seiner Entscheidung, welche Teile er auswählen und wie intensiv er sich mit dem Dargebotenen auseinandersetzen will. Judith Oexle verweist in diesem Zusammenhang auf das «freiheitliche Menschenbild», dem das Museum Rechnung trage, man wolle den Besucher nicht am Gängelband führen, ihm keinen Weg durch das Museum vorschreiben. Aber ihm einen solchen vorschlagen, das wäre sicher hilfreich. Bürger aus Konstanz und Umgebung mögen ja die Möglichkeit haben, wiederholt in das Museum zu gehen, sich in Ruhe Raum für Raum, Epoche für Epoche vorzunehmen, doch wer von entfernteren Landesteilen, etwa aus dem Unterland, oder sogar aus anderen Bundesländern nach Konstanz reist, um sich über die Archäologie des Landes zu informieren, der will sich bei einem Gang durch die Abteilungen zunächst einen groben Überblick verschaffen, um sich dann – je nach Interesse – in die Details der einen oder anderen Epoche zu vertiefen. Diese Besucher werden aber bei der Masse der Objekte und Texte, dem hehren freiheitlichen Menschenbild zum

Trotz, im Archäologischen Landesmuseum in Konstanz etwas allein gelassen.

Da das Archäologische Landesmuseum auf die Präsentation spektakulärer Funde weitgehend verzichtet, vermag das Verständnis einer Epoche weniger über einzelne glanzvolle Exponate, sondern eher über viele an sich unscheinbare Objekte erfolgen, die erst durch ihre Häufung und die geschickte Anordnung ein Mosaik ergeben. Archäologie, so wird deutlich, ist ein mühseliges, aber intellektuell faszinierendes Geschäft. Doch würde sich auch hier empfehlen, auf so bemerkenswerte Stücke wie das älteste Schuhwerk Europas besonders hinzuweisen: ein Paar Sandalen, gefunden in einer Pfahlbausiedlung bei Allensbach am Bodensee, die ganz unscheinbar in einer Vitrine ruhen.

In mehreren Räumen vermitteln aber auch Inszenierungen und Rekonstruktionen – durchweg entweder mit Originalstücken oder unter Verwendung von ehemals benutzten Materialien und Techniken gestaltet – dem Betrachter ersten optischen Halt. Darunter fallen die Nachbildung einer Hütte aus der Pfahlbausiedlung Hornstaad-Hörnle mit einer geradezu genial-einfachen, über Zapfen beweglichen Holztür oder die Rekonstruktion eines Brennofens der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur ebenso wie jene im zweiten Stock diagonal in den





Auch die mittelalterliche Frömmigkeit lässt sich im Konstanzer Landesmuseum archäologisch belegen. Durch das optische Maßwerk blickt der Besucher in den Nachbarraum, der das Alltagsleben thematisiert.

Raum gestellte Holzbohlenwand als ein Zeugnis mittelalterlichen-frühneuzeitlichen handwerklichen Schaffens, wie es heute nicht selten beim Umbau historischer Bauten achtlos entfernt und auf die Deponie gefahren wird, in Konstanz aber in diesem Falle den Weg ins Museum fand.

400 mittelalterliche Städte in Südwestdeutschland – Herkunft, Stadttypen und Bedeutung

Dort im zweiten Stock des Konventbaues befindet sich die dritte, die eigentliche Konstanzer, weil in Zukunft, nach Einrichtung eines zentralen Archäologischen Landesmuseums im Großraum Stuttgart, im Kloster Petershausen verbleibende Abteilung des Archäologischen Landesmuseums: *Die mittelalterliche Stadt*. Die Mittelalterarchäologie, insbesondere die Stadtarchäologie, hat in den vergangenen

zwanzig Jahren immense Fortschritte gemacht und oft ganz unerwartete Ergebnisse erbracht. Der rasche Wandel in der modernen Stadt, die enorm gesteigerte Bautätigkeit, in deren Folge heute – wie etwa beim Bau von Tiefgaragen – der Untergrund oft bis auf den gewachsenen Fels abgetragen wird, fordert den Archäologen ungeheuren Kraftaufwand ab, will man mit der Anlage eines neuen Baus nicht den völligen Verlust historischer Information in Kauf nehmen, wie das etwa – Schande über die Stadt! – beim Bau der Tiefgarage unter dem Schillerplatz in Stuttgart geschah oder jüngst in Ravensburg, wo man kurzentschlossen ein Stück Stadtmauer von bisher ganz unbekannter Konstruktion abbrach. Neubauten oder gar ein ganzes Quartier auf Pfeiler zu stellen, die archäologischen Befunde für kommende Generationen zu erhalten, wie dies etwa in Frankreich in St. Denis neben der Kathedrale und Grablege der französischen Könige ge-

schah, stellt in Deutschland noch eine seltene Ausnahme dar.

Oft bleibt den Archäologen nur noch eine Notgrabung: Stadtverwaltung und Bauwirtschaft geben Ort und Tempo vor, die Archäologie rettet, was in der kurzen Zeit an historischer Aussage noch zu retten ist. Um so erstaunlicher erscheinen die sehr präzisen und oft den bisherigen Wissensstand revolutionierenden Erkenntnisse der Archäologischen Denkmalpflege des Landesdenkmalamts. Im Konstanzer Museum werden auch die Ergebnisse der Stadtarchäologie – nicht ohne Stolz – herausgestellt, verbunden mit einer – wieder streiflichtartigen – kleinen Geschichte der Stadt im deutschen Südwesten, wo die Historiker nicht weniger als rund 400 mittelalterliche Städte zählen. Im Vergleich: Schleswig-Holstein vermag fünf mittelalterliche Städte vorzuweisen, Finnland gerade eine!

Doch was ist eine Stadt? Das alte soziale und rechtliche Gefälle zwischen Stadt und Land dem Besucher in einer Zeit vor Augen zu führen, wo sich dieser Unterschied mehr und mehr verwischt, stellt einen Leitfaden der Abteilung *Stadt im Mittelalter* dar. Wieder dienen archäologische Befunde als Vehikel zur Vermittlung von Wissen und Kenntnissen, weniger die klassische verfassungsrechtliche, also letztlich trockene juristische Definition der Stadt. Bei Grabungen geborgene Stücke und erzielte Befunde verdeutlichen anschaulich, wo und wie sich städtisches Leben und Arbeiten vom Dasein der Bauern unterschied. So etwa in der Bauweise der Gebäude, die auf dem Land meist eher funktional geschieden waren und eine vergleichsweise kurze Lebensdauer besaßen, woraus eine verwirrende Vielzahl von Bodenspuren resultiert. Im Gegensatz dazu die Stadt, wo ein und dasselbe Gebäude zum Wohnen, Arbeiten und zur Vorratshaltung diente und – zwar häufig umgebaut – oft viele Jahrhunderte überdauerte.

Mit der Frage nach dem Alter unserer Städte stellt sich das Problem ihrer Entstehung. Rottweil etwa ging aus dem römischen *Arae Flaviae* hervor, auf dessen Gelände sich eine merowingische Siedlung und ein fränkischer Königshof zur Frühstadt Rottweil, dem Vorort des Herzogtums Schwaben um 1100, entwickelten. Dann aber wurde die Stadt nach einem verheerenden Stadtbrand im 13. Jahrhundert, so der überraschende Grabungsbefund, nach Nordosten verlegt, wo eine neue Siedlung, die mittelalterliche Reichsstadt und heutige Rottweiler Altstadt entstand. Dieses Rottweil wird als gewachsene Stadt der adeligen Gründung Freiburg entgegengestellt, wo um 1090 – heute würde man «auf der grünen Wiese» sagen – das Geschlecht der Zähringer

Burg und Stadt Freiburg anlegen ließ. Ein weiteres Gegensatzpaar südwestdeutscher Stadttypen bilden Konstanz, die alte, aus keltischen und römischen Wurzeln entstandene Bischofsstadt, das «*Roma secunda*» des 10. Jahrhunderts, und die Bürgerstadt Ulm, die wohl aus einer frühmittelalterlichen Hofstelle und Pfalz Kaiser Ludwigs des Deutschen um den Weinhof erwuchs, aber auch aus einer alamannischen Siedlung, wie die Archäologen erst jüngst und völlig überraschend feststellten.

Neben der eigentlichen Geschichte der südwestdeutschen Städte, der Stadttypen, ihrer Herkunft und Bedeutung, liegt ein besonderer Schwerpunkt des Archäologischen Landesmuseums auf den sozialgeschichtlichen Aspekten der Stadtarchäologie. Archäologische Befunde berichten vom Leben und Sterben der Bewohner der mittelalterlichen Städte, belegen, wie dort gearbeitet, gegessen, gespielt wurde – ausgestellt unter anderem Kinderspiele, Würfel, Schachfiguren, Tric-Trac, ein Boulespiel und Schlittschuhkufen –, aber auch Breite und Tiefe des religiösen Lebens in der Stadt.

Alltag in der mittelalterlichen Stadt, rekonstruiert aus Funden in «anrühigen Orten»

Eine Inszenierung zur mittelalterlichen Alltagsgeschichte, das groß dimensionierte, einer spätmittelalterlichen Zeichnung nachempfundene Bild einer Landsknechtshochzeit, zieht den Besucher unwiderstehlich in seinen Bann. Davor, wie auf einer Tafel ausgebreitet, archäologische Belege mittelalterlicher Eßkultur, insbesondere Gläser, Teller, Schalen, einige Küchenutensilien, aber bezeichnenderweise kaum Besteck, das erst mit der Renaissance in einem langen Prozeß Eingang in die gehobenen Sitten bei Tisch fand. Nicht wenige dieser Zeugen einstiger Tafelfreuden wurden pikanterweise bei der Ausgrabung eines einst recht «anrühigen» Ortes gefunden: in der Latrinegrube hinter dem Konstanzer «Haus zur Katz», die wie alle diese Örtlichkeiten in den Hinterhöfen mittelalterlicher Hausanlagen auch als Abfallgrube verwandt wurde.

Diese ehemaligen Latrinen, aus denen sich auch detaillierte Hinweise auf die Ernährung der Konstanzer im Mittelalter gewinnen lassen – etwa den Nachweis des Imports von Pfeffer, Feigen, Granatäpfeln und Reis aus dem Süden –, stellen eine fast unerschöpfliche Fundgrube für die Archäologen dar, oder besser: könnten als Fundgrube dieser Art dienen, wenn nicht schon eine Vielzahl dieser außergewöhnlich interessanten Fundorte achtlos ausgebaggert worden wäre und wohl auch in Zukunft noch wird. Ein großes Lackprofil der Latrine

«Alltagsleben im Mittelalter, Essen und Trinken in der Stadt Konstanz»: Landsknechte tafeln an einem Tisch. Davor Koch- und Eßgeschirr aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit.



«zur Katz», ein senkrechter Schnitt durch den Konstanzer Untergrund, unterstreicht im Archäologischen Landesmuseum die Bedeutung dieser Gruben für die Archäologie. Daneben erhält der unwillkürlich naserümpfende Besucher Informationen zu speziellen Hygieneproblemen in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt, etwa zu den Brunnen, die in unmittelbarer Nähe der Latrinen gegraben wurden, oder zu den «Riechkugeln» der feinen Gesellschaft, durchbrochene und mit duftenden Kräutern gefüllte Metallkugeln, die ihren Besitzer und Träger gegen sogenannte «Miasmen» schützen sollten, gegen jene geheimnisvollen, Krankheiten übertragenden Ausdünstungen, von deren Existenz auch Goethe noch überzeugt war. Die Präsentation archäologischer Funde in Museen stellt an sich keinen besonderen oder gar außergewöhnlichen Vorgang dar. Bereits die Urväter unse-

rer Museen, die Raritätenkabinette der Fürsten, umfaßten neben vielem anderen auch Fossilien und archäologische Funde, gesammelt freilich weniger aus wissenschaftlichem Interesse, sondern eben als «Raritäten», Kuriositäten. Pedantisch, aber durchaus liebevoll nebeneinander- und hintereinander gereichte Faustkeile, Pfeilspitzen und viele andere Artefakte aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit in Heimatmuseen auf der ganzen Welt zeugen oft noch vom Sammeleifer der Forscher und Laien nicht nur im 19. Jahrhundert. Eines der beeindruckendsten Beispiele solcher Sammelleidenschaft findet sich nur wenige Gehminuten vom Archäologischen Landesmuseum entfernt im Konstanzer Rosgartenmuseum, wo die Sammlung des Museumsgründers Ludwig Leiner – ausgestellt in edlen Holzvitrinen – bereits selbst Denkmalcharakter besitzt.

Selbstverständlich gehört es seit jeher zum Repertorium der Museen, exzeptionelle Funde, worunter nicht nur Kunstgegenstände im eigentlichen Sinne zu zählen sind, zu konservieren und dem staunenden Zeitgenossen vor Augen zu führen. Ausstellungen wie jene der im Hochdorfer Fürstengrab gemachten Funde stellen hier nur ein letztes, wenn auch besonders glanzvolles Glied in einer langen Tradition dar. Als Ziel der Präsentation unter wissenschaftlichen Vorzeichen wird man in allen Fällen eine Antwort auf die Frage nach der Geschichte, nach «der Welt, aus der wir kommen», nach Lebensumständen und -zusammenhängen längst vergangener Zeiten erkennen dürfen.



In der Konstanzer Altstadt ergraben: Ensemble farbloser Becher, gefunden in der Latrine unter dem Haus Katzengasse 9.

Diese Frage steht – wie könnte es anders sein – auch in Konstanz im Hintergrund. Ist das Archäologische Landesmuseum somit nur eine weitere, wenn auch sehr engagierte Anstalt in der fast unübersehbar gewordenen Menge der Museen des Landes? Bei genauerem Hinsehen wird deutlich, daß in Konstanz mehr geleistet wird als die Vermittlung historischer Fakten und Sinnzusammenhänge. Wenigstens gleichrangig erscheint der Wille der Gestalter, die Archäologie selbst, das heißt die Aufgaben und die Tätigkeit der Archäologen des Landes Baden-Württemberg, darzustellen. Die Archäologische Denkmalpflege des Landesdenkmalamtes nutzte die Gelegenheit, einige wesentliche Aspekte ihres Daseins zu dokumentieren, Aufmerksamkeit und

Verständnis, ja Sympathie für ihre Tätigkeit zu wecken. Es ist heute technisch möglich, fast unvorstellbar schnell und mit vernichtender Effizienz abzubereiten, zu planieren, plattzuwalzen und immense Erdmassen zu bewegen. Damit ist oft und in viel zu vielen Fällen ein endgültiger Verlust von unersetzlicher historischer Information verbunden. Das Interesse der Landesarchäologie, auf ihr Tun und ihre Belange aufmerksam zu machen, ist also notwendig und legitim. Das Archäologische Landesmuseum in Konstanz stellt somit nicht nur ein bemerkenswert informatives museales Novum im Lande dar, sondern auch eine – wohl traurige – Notwendigkeit. Daß es in Konstanz dabei gelang, die interessanten Einblicke in die Geschichte des Landes mit dieser letzten Endes politischen Botschaft zu verbinden, und daß dies in weiten Teilen äußerst geschickt bewerkstelligt wurde, dafür wird die geschichtsinteressierte Öffentlichkeit den Archäologen des Landes ganz besonders dankbar sein.

ANMERKUNG:

- 1 Siegwalt Schiek in: 130 Jahre Denkmalpflege in Baden, 125 Jahre Denkmalpflege in Württemberg (= Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes, Sonderheft 1983/2).

*Archäologisches Landesmuseum
Benediktinerplatz 5, Konstanz
Telefon (0 75 31) 9 80 40, Telefax (0 75 31) 6 84 52*

*Geöffnet: ganzjährig von Dienstag bis Sonntag,
10.00 bis 18.00 Uhr. Eintritt frei.*

*Führungen für Gruppen nach Vereinbarung, DM 90,-,
Schulklassen DM 45,-, maximal 30 Personen pro Gruppe.
Kombinierte Führung Stadt und Museum dauert zwei
Stunden und kostet DM 120,-, für Schüler und Studenten
DM 60,-. Führungen durch das Museum gratis jeden Sonntag
um 15.00 Uhr.*

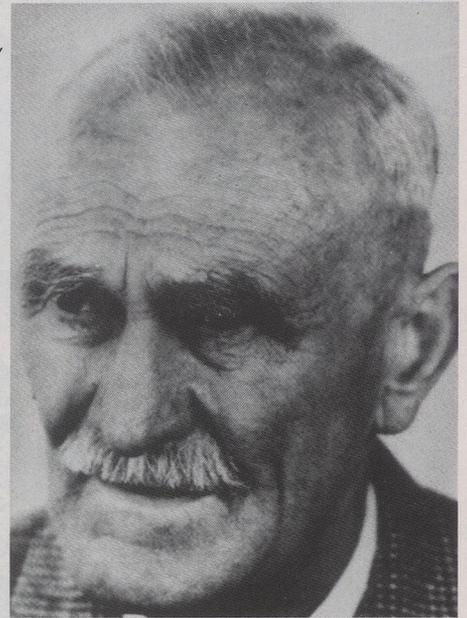
*Sonderausstellungen:
7. 2.–30. 4. 1993: Die Suche nach der Vergangenheit –
120 Jahre archäologische Forschung am Federsee
18. 5.–4. 7. 1993: Die Räter*

Ein Fort im Moor – Die bronzezeitliche «Siedlung Forschner» bei Bad Buchau

Wer mit dem Sportflugzeug nach Bad Buchau am Federsee kommt, landet mitten in der Bronzezeit. Wenn die Maschine auf dem Flugfeld in Flur «Egelsee» langsam ausrollt, fährt sie über die letzten Reste von Häusern und Zäunen, die vor gut dreieinhalbtausend Jahren errichtet worden sind. Das Flugzeug rumpelt nicht, und zu sehen ist von den Bauten auch nichts, denn die Vorgeschichtszeugen ruhen unter der Grasnarbe. Nur in ungewöhnlich trockenen Sommern ragen die Köpfe der Holzpfähle der «Siedlung Forschner» aus dem Boden empor.

Das war 1920 so gewesen. Damals hatte der Biberacher Zahnarzt und Heimatforscher Heinrich Forschner die Spuren einer Moorsiedlung im Wiesengelände, etwa zwei Kilometer südsüdöstlich der Stadt, entdeckt. Es war die große Zeit der Buchauer Ausgrabungen, als Hobbyforscher und Tübinger Universitätsarchäologen das Federseeried als großartiges Forschungsgebiet erkannten. Forschner stand diesen Ausgräbern mißtrauisch gegenüber. Um «seine» Siedlung vor deren Aktivitäten zu schützen, kaufte er zwei Wiesenparzellen des Siedlungsgeländes an. Ganz im Gegensatz zur nur wenig entfernten «Wasserburg Buchau» blieb es um die «Siedlung Forschner» dann auch tatsächlich ruhig. Erst 1947, am Ende eines extrem trockenen Sommers, fielen dem Landesarchäologen Professor

Heinrich Forschner (1880–1959), Zahnarzt in Biberach und Heimatforscher, kaufte in den 20er Jahren zwei Wiesenparzellen und entzog sie damals der Spatenforschung. Nach ihm ist die bronzezeitliche Siedlung benannt.

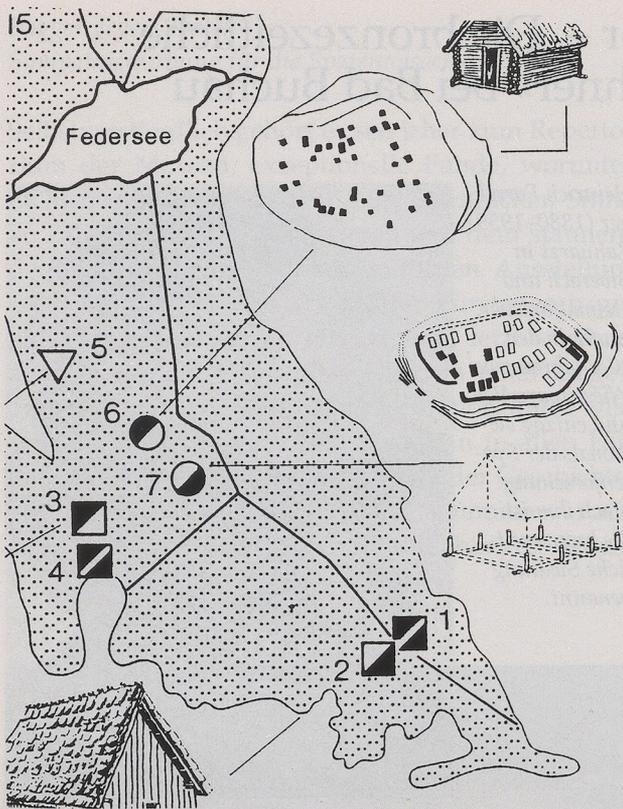


Oscar Paret in Flur «Egelsee» zwei Reihen von Pfahlköpfen (wieder) auf, die auf einer Länge von etwa 90 Metern aus dem Gras hervorlugten.

Doch es dauerte noch bis 1975, bis das Landesdenkmalamt mit Probegrabungen die Ausdehnung der «Siedlung Forschner» feststellen ließ. Anlaß war das Ziehen eines Entwässerungsgrabens gewesen, bei dem wieder Befunde angeschnitten wurden. Damals kamen fünf Reihen gut erhaltener Pfähle ei-



Teile eines bronzezeitlichen Einbaums, der aus dem Spülsaum vor der Wehrmauer geborgen wurde, müssen vor dem Abtransport ins Labor stabilisiert werden.



nes Palisadensystem um die Siedlung zum Vorschein. Die Grabungsergebnisse berechtigten zur Annahme, daß die Siedlung noch weitgehend unversehrt sei und reiche Funde und Befunde berge. 1982 nahm das Landesdenkmalamt (LDA) nach 40 Jahren politisch bedingter Unterbrechung die Erforschung der Feuchtbodensiedlungen («Pfahlbauten») am Bodensee und in Oberschwaben wieder

auf. Das Bodensee-Oberschwaben-Programm, an dem sich auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziell beteiligt hatte, mündete im Jahr darauf in das Schwerpunktprogramm der DFG «Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland»; es ist ein zunächst auf fünf Jahre begrenztes, dann auf zehn Jahre Dauer ausgeweitetes Forschungsprogramm, für das, wegen seiner nationalen Bedeutung, die DFG in Baden-Württemberg und in Bayern Millionenbeträge aufwendet. Jeweils das Sommerhalbjahr nutzten die Archäologen zur Erforschung der Moorsiedlung bei Bad Buchau. Im Winterhalbjahr, wenn der Wasserstand des Bodensees niedrig war, gruben sie bei Hornstaad in jungsteinzeitlichen Siedlungen. Am Projekt beteiligt sind Wissenschaftler des Landesdenkmalamts, des Württembergischen Landesmuseums und der Universität Freiburg.

Ein neues Bild der Bronzezeit

Die «Siedlung Forschner» war als Grabungsobjekt ausgewählt worden, weil sie die einzige bekannte Siedlung im südlichen Federseeried ist, die bis dahin vom Archäologenspaten unberührt geblieben war und daher noch unverfälschte Befunde versprach. Hinzu kommt, daß es sich um eine bronzezeitliche Moorsiedlung handelt, wie schon Forscher erkannt hatte. Die Bronzezeit ist eine bisher verhältnismäßig schlecht erforschte prähistorische Kulturperiode. Die Erkenntnisse der Archäologen über die Bronzezeit stammen fast ausschließlich aus Gräbern, nicht aus Siedlungen, und verzerren daher



Oben links: Rekonstruktionszeichnung der «Siedlung Forschner». Schwarz die ausgegrabenen und in der Zeitstellung gesicherten Häuser.

Unten links: Mit einem quadratmetergroßen Meßgitter werden die Funde und Befunde auf der Grabungsfläche eingemessen und zentimetergenau zeichnerisch dokumentiert.



Die Grabungsstelle im Jahr 1985. Im untersten Grabungsfeld sind die Palisadenreihen zu erkennen.

das Erscheinungsbild. So ist die «Siedlung Forscher» hierzulande die erste aus dem 18. Jahrhundert v. Chr., die systematisch ausgegraben worden ist. Untersucht wurde eine Fläche von rund 9000 Quadratmetern, das entspricht etwa 75 Prozent des ganzen Siedlungsareals. Der Rest liegt, einstweilen nicht erforschbar, unter dem Flugfeld.

1989 sind die archäologischen Ausgrabungen in der «Siedlung Forscher» abgeschlossen worden. Seitdem werden Funde und Befunde ausgewertet. Schon vor Abschluß der Auswertung ist jedoch klar, daß Bad Buchau ein weiteres Mal einen prominenten Platz in der Forschungsgeschichte einnehmen wird. Denn die sechsjährigen Grabungen werden unser Bild von der Bronzezeit verändern – nicht nur durch neue Erkenntnisse über Bauformen und Siedlungswesen. In Bad Buchau sind erstmals zahlreiche jahrgenaue Daten zur Bronzezeit gewonnen worden, mit deren Hilfe die Archäologen die relativchronologische Kulturabfolge mit absoluten Zahlen verbinden und sie an ihnen überprüfen können. Das verdanken sie der Dendrochronologie, einer Naturwissenschaft, die sich mit der Untersuchung der Jahresringe an Bäumen beschäftigt. Ja, die «Siedlung Forscher» wird darüber hinaus die erste sein, deren Bauabfolge mit den Mitteln der Dendrologie erforscht wird – und allein mit ihrer Hilfe erforscht werden kann.

Der Vergleich von archäologischen Kulturstufen und absoluten Jahresdaten der nordalpinen Bronzezeit am Beispiel Bad Buchaus wird wohl noch weitergehende Konsequenzen für die Wissenschaft haben. Es deutet sich an, daß die Mittlere Bronzezeit, die nach ihren charakteristischen Grabformen auf der Schwäbischen Alb auch «Hügelgräberbronzezeit» genannt wird und die nach gültiger Lehrmeinung «um 1500» beginnt, möglicherweise schon dreihundert Jahre früher einsetzt. Die Frühbronzezeit müßte dann, statt «um 1800», entsprechend früher beginnen. Dr. Rüdiger Krause vom LDA hatte bei seiner Aufarbeitung des frühbronzezeitlichen Gräberfelds von Singen am Hohentwiel dafür die Zeitmarke «um 2300 v. Chr.» gesetzt. Bei der Bronzezeit ist manches in Fluß geraten, ahnen Experten. Der «Siedlung Forscher» bei Bad Buchau wird dabei eine Schlüsselrolle zukommen.

*Wenig Funde und Befunde,
da die alte Oberfläche fehlt*

An den hohen Erwartungen gemessen, war der Fundertrag der Ausgrabungen in der «Siedlung Forscher» bescheiden. Dem ersten Ausgräber, Dr. Erwin Keefer vom Württembergischen Landesmuseum, war dies schon 1984 klar. Man entschloß sich, durch verstärkten Einsatz der Naturwissenschaften

Zahl und Bedeutung der Funde und Befunde zu vermehren. Der Erfolg gab dem recht. Sedimentuntersuchungen, Ergebnisse der Moorstratigraphie, Pollenanalyse und osteologische Untersuchungen machten den Archäologen deutlich, warum die Zahl und die Verteilung der Funde auf der Siedlungsfläche so ungleich und verhältnismäßig bescheiden sind. Und sie zeigten, wie die Topographie des Federseebeckens und die Lage der «Siedlung Forschner» gewesen waren – nämlich ganz anders als heute.

Der Federsee war in früheren Zeiten wesentlich größer gewesen. Er füllte, ehe er zunehmend verlandete, einst das ganze 45 Quadratkilometer große Federseebecken. Heute mißt der See noch 1,4 Quadratkilometer. Wo genau das Seeufer zur Bronzezeit gelegen hat, ist nicht bekannt. Das ganze Gelände fällt sehr flach zur Beckenmitte hin ab, so daß geringe Seespiegelerhöhungen gleich weite Areale unter Wasser setzen und, umgekehrt, bei einer Wasserspiegelsenkung wieder große Flächen trockenfallen. Um 2500 v. Chr., ermittelte die Paläoethnobotanikerin Dr. Helga Liese-Kleiber von der Universität Freiburg, ist der Federsee ein weiteres Stück verlandet.



Spaten der Torfstecher, die den Archäologen in der «Siedlung Forschner» leider zuvorgekommen sind.

Dort, wo in der Bronzezeit die «Siedlung Forschner» lag, bildete sich ein Niedermoor, ein trockener und tragfähiger Grund zum Wohnen und Bauen. Mindestens zwei Meter dick waren die Torfschichten in diesem Niedermoor.

Davon ist freilich nichts mehr da. Denn bis zum Anfang unseres Jahrhunderts ist im Ried Torf gestochen worden. Und mit dem Torf verschwanden auch die bronzezeitlichen Kulturschichten samt den Funden. Die armen Häusler, die sich mit Torfstechen mühsam ihren Lebensunterhalt verdienten, hatten sie bei der Arbeit wohl gefunden, eingesteckt und zur Aufbesserung ihres Verdienstes an Interessenten verkauft. Das Siedlungsgelände liegt heute also gut zwei Meter tiefer als vor dreieinhalbtausend Jahren. Das erklärt auch, warum nur noch so wenige archäologische Funde und Befunde geborgen werden konnten. Zwar war nicht der Spaten der Archäologen, aber jener der Torfstecher hier schon am Werk gewesen.

Siedlungskontinuität, aber Fundlücke durch Überschwemmung

Ein weiterer Grund könnte sein, daß Funde bei Überflutungen des Siedlungsgeländes, bei Transgressionen, weggeschwemmt wurden. Solche nicht nur jahreszeitlich bedingte Hochwässer hat es mindestens einmal auch in den rund dreihundert Jahren – 18. bis 15. Jahrhundert v. Chr. – der Gesamtsiedlungszeit gegeben. So ließe sich eine rund zweihundert Jahre währende Fundlücke – etwa zwischen 1700 und 1500 – erklären. Freilich stammen die Indizien für eine Transgression in dieser Zeit aus Bohrkernen, die rund 800 Meter entfernt gewonnen wurden und deshalb nicht zwingend auf das Siedlungsgelände übertragbar sind. Diese These könnte aber in einer Beobachtung von Helga Liese-Kleiber eine Stütze finden: Zwischen 1690 und 1605 sind bemerkenswert viele Bäume gefällt worden. In der «Siedlung Forschner» finden sich davon freilich keine Bauspuren. Haben die von der Federseetransgression Vertriebenen sich anderswo in der Nachbarschaft auf trockenem Grund mit den gefälltten Bäumen neue Häuser gebaut? Vor 1500 muß aber das Gelände der «Siedlung Forschner» wieder trocken und besiedelbar gewesen sein.

Ein Wiederansteigen des Federseespiegels im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts hat dann zur endgültigen Aufgabe der mittelbronzezeitlichen «Siedlung Forschner» geführt. Das Ende hängt mit einer allgemeinen Klimaverschlechterung zusammen (Göschener Kältpphase 1) und dazuhin mit verstärkter Rodung von Wäldern in der Umgebung.



Umgestürzte Holzwand der Befestigung in der «Siedlung Forschner».

Das Klima zur Siedlungszeit war wärmer und feuchter gewesen als heute, ermittelten die Botaniker. Wasserpflanzen sind für den Archäobotaniker Dr. Manfred Rösch von der Naturwissenschaftlichen Arbeitsstelle des LDA in Hemmenhofen am Bodensee «Wärmezeiger». Bei ozeanischem Klima waren die Winter relativ mild. Nach Röschs Großrestanalysen gab es Birkenbruchwälder am Rande des Federseebeckens, weiter weg lagen andere Laub-, vor allem Buchenwälder. Von dort stammt das «gute» Bauholz. Auf den im Osten und Westen nur etwa 500 Meter entfernten Randhöhen, und auch dahinter, hatten die Bronzezeitmenschen Felder angelegt, wo sie Getreide (Gerste, Dinkel, Emmer) und Hülsenfrüchte (Erbsen) ernteten. Auf den kalkhaltigen Mineralböden war Ackerbau ohne Düngung möglich, im Ried selbst nicht. Funde von Feuersteinen, die Sicheleinsätze waren, belegen den Getreideanbau.

Da die Botanikerin Liese-Kleiber mit ihren Pollenanalysen für den Federseeraum eine Siedlungskontinuität vom Neolithikum bis in die frühe Eisenzeit belegen kann, eine Besiedlung aber im südlichen Federseeried zwischen 1700 und 1500 archäologisch durch Funde und Befunde nicht nachweisbar ist, muß angenommen werden, daß die Bronzezeitsiedler in dieser Phase wegen der Überschwemmung ihre Häuser auf den hochwassersicheren Randhöhen errichtet hatten. Dort mögen auch ihre Gräber gelegen haben, die aber längst der Erosion und dem Ackerbau zum Opfer gefallen sind. Der Besiedlungskontinuität aus naturwissenschaftlicher Sicht entsprechen Anzeichen auch kultureller Kontinuität vor und nach der Transgression, wie der

Leiter des DFG-Projekts, Dr. Helmut Schlichtherle vom LDA, für Oberschwaben festgestellt hat.

Mit der Auswertung der Grabungsfunde und -befunde sind die Wissenschaftler noch nicht fertig. Kein Wunder: Allein mehr als 5000 Pfosten und knapp 2800 liegende Hölzer wurden geborgen und wollen genau untersucht sein, denn davon hängt viel für das Wissen über Ablauf und Struktur der Besiedlung ab. Dr. André Billamboz von der Arbeitsstelle Hemmenhofen des LDA nimmt sich der dendrologischen Auswertung der Hölzer an, und manches läßt sich jetzt schon erkennen.

Frühbronzezeitliche Militäranlage mit zwei eilig gebauten Palisadenreihen

In den sechziger Jahren des 18. vorchristlichen Jahrhunderts entstand am Federsee eine «eilig errichtete Militäranlage», wie Grabungsleiter Dr. Wolfgang Torke annimmt. Die ovale Siedlungsfläche in den Maßen 120 mal 160 Meter wurde mit einer Palisade aus höchstens armdicken Baumstämmchen umgeben. An den Stangen sind nur die Äste abgehauen. Man hatte sich nicht die Mühe gemacht, die Stämmchen zu entrinden. Dann wurden sie, mit dem angespitzten Wipfelende voran, im Abstand von 50 bis 80 Zentimeter in den Boden gerammt. Flechtwerk machte die Stangenreihe zum Zaun, der Mensch und Tier abhalten sollte, aber auch Eischollen, die der Westwind bei Hochwasser im Frühjahr gegen die Siedlung drückte. Im innersten der fünf nebeneinander und ineinander führenden Palisadenreihen sind auch einige Eichen eingefügt, deren Jahresringe 1767 v. Chr. enden und damit das Baudatum angeben. Die benachbarte Palisadenreihe stammt vermutlich auch aus jener Zeit. In den drei äußeren Ringen wurden Kiefernstämmchen verwendet, in den beiden inneren vor allem Birke, Buche und Erle, also Holzarten, die in der Nähe wuchsen. Leider gibt es für diese Holzarten noch keine ebenso verlässliche Chronologie wie für Eichenholz. Für Kiefern, Buchen und Eschen hat Dr. Billamboz nun eine kurze, lokal gültige Chronologie aufgestellt, die den Zeitraum von 100 bis 150 Jahren abdeckt und sich über die beiden Phasen der «Siedlung Forschner» erstreckt.

Aus der ersten Bauphase stammen auch zwei Gebäude, die sechs Meter lang und drei bis vier Meter breit sind und nord-südlich orientiert waren. Bauholz, jedenfalls die tragenden Pfosten, mußte man ein gutes Stück Wegs herantransportieren, denn Eichen wachsen nicht im Federseeried. Glück für die Archäologen: Bei Eichen läßt sich das Fällungsjahr feststellen. Hier war es 1765/64.

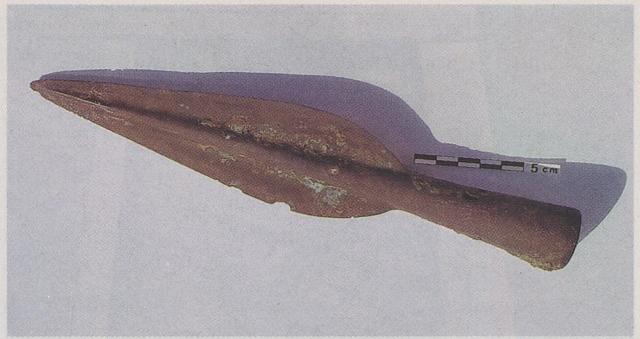
Einzigartige Wehrmauer aus Eichenstämmen und Torfplaggen

In den Jahren 1760 bis 1755 erfolgte der Ausbau der frühbronzezeitlichen «Siedlung Forschner». Offenbar war der Schutz durch die Palisade nicht ausreichend. Deshalb ist dahinter eine einzigartige, zweischalige Wehrmauer errichtet worden, für die überwiegend Eichenstämmen, also dauerhaftes Hartholz, verwendet wurden. Die Baumstämmen sind gespalten und mit dem Beil sorgfältig und aufwendig überarbeitet worden. Ein trichterförmiges Tor mit einem vier Meter breiten Durchgang lag im Südwesten, zum Taubriedbach hin, der unweit davon in den Federsee mündete.

Für die Frontpartie oder Außenschale der Wehrmauer haben die bronzezeitlichen Siedler eindeutig auf Sicht gearbeitete, rechteckig zugehauene Eichenpfosten verwendet, die im Abstand von zweieinhalb Metern in den Boden gerammt wurden. Da sie, angespitzt, bis hinab in die Kalkmudde unter dem Torf getrieben wurden, hatten sie einen festen Stand. Zwischen die Pfosten waren, mindestens in den unteren Lagen – die höheren sind natürlich nicht mehr vorhanden –, liegende Hölzer eingespannt, so daß an der Außenfront eine geschlossene Holzwand entstand.

Die Pfosten der Innenschale der Wehrmauer standen jenen der Außenfront im Abstand von knapp zweieinhalb Metern genau gegenüber. Auf der Innenseite hatte man sich aber weniger Mühe gemacht: Die Pfosten waren unregelmäßig behauen, die Innenschale war auch nicht so stark gebaut, war wohl mehr eine Stützmauer, welche die Mauerfüllung halten sollte. Zwischen die beiden Mauerschalen sind Torfplaggen geschichtet worden, mindestens zwei, eher wohl vier Meter hoch. Auf der Mauerkrone ist wohl ein Wehrgang für die Verteidiger anzunehmen. Konstruktive Verbindungselemente zwischen den beiden Mauerschalen, Stützpfeiler oder Queranker, fanden die Archäologen nicht. Darin unterscheidet sich die Bad Buchauer Wehrmauer übrigens von jener allerdings erst mittelbronzezeitlichen, die auf der Heuneburg ausgegraben worden ist. Denn dort war die Mauer aus einzeln in Blockbauweise gezimmerten und übereinander gestapelten Holzrahmen gefertigt, in die – der besseren Standfestigkeit halber – Erde eingefüllt worden war.

Die Torfplaggen für die Wehrmauer in der «Siedlung Forschner» hatten die frühbronzezeitlichen Siedler in dem mehrere Meter breiten Areal zwischen der Mauer und dem innersten Palisadenring gestochen. Dadurch war dort, als zusätzliches



Bronzezeitliche Lanzenspitze, gefunden in der «Siedlung Forschner».

Annäherungshindernis, ein Graben entstanden, wo sich bei der späteren Überflutung des Geländes allerlei Abfälle und Gegenstände aus der Siedlung ansammelten. In diesem Spülsaum landeten Silexgeräte und Pfeilspitzen, Nadeln, Dolch- und Beilklingen sowie eine Lanzenspitze aus Bronze, Geräte aus Knochen und Hirschgeweih – Harpunen und eine Hacke – sowie aus Holz; vor allem fanden sich natürlich viele Keramikscherben, die sich teilweise mühelos wieder zu Gefäßen zusammensetzen ließen. Neben Knochen von Schwein, Rind, Schaf, Ziege, Pferd und Hund, die als Haustiere gehalten worden waren, bargen die Archäologen auch Überreste von Wildtieren wie Reh, Rothirsch und Wildschwein, die den Speisezettel der Menschen abwechslungsreicher gestaltet hatten. Fischotter und Wasservogel und natürlich zahlreiche Fischarten, vor allem Hecht und Waller, der heute noch als Delikatesse aus dem Federsee gilt, sind ebenfalls nachgewiesen.



Vierzackige Harpune, gefertigt für die Jagd auf größere Fische im Federsee.

Aus der Tatsache, daß ein Skelett eines Schlachttieres noch in großen Teilen im anatomischen Verband vorgefunden wurde und auch viele kleine Fische hier verendeten, schließt Grabungsleiter Wolfgang Torke, daß dieser ehemalige Graben zur Siedlungszeit ständig oder doch regelmäßig voller Wasser gewesen ist. Hier wurden auch drei eichene Einbäume ausgegraben. Das könnte darauf hindeuten, daß der Graben als Wasserstraße benützt wurde.

Häuser in Reih' und Glied

Im Inneren der Siedlung sind bisher die Grundrisse von mehr als einem Dutzend rechteckiger Häuser ermittelt. Ihre Grundmaße sind: sechs bis acht Meter lang und drei bis vier Meter breit. Nach Schätzungen waren es einst dreimal so viele gewesen, doch fehlen im Siedlungszentrum, das vermutlich auf einem Torfbuckel etwas erhöht lag, durch den Torfabbau alle Reste von Häusern, auch von den tiefgegründeten. Es fällt auf, daß für die Häuser vor allem Holzarten verwendet wurden, die auf mineralischen Böden, also nicht im Ried selbst, gewachsen waren.

Die Häuser stehen in Reihen nebeneinander, meist nord-südlich oder nordwest-südöstlich ausgerichtet. Eine Häuserzeile liegt am Weg zum Tor, das im Südwesten durch die Wehrmauer führte. Da das alte Bodenniveau der Bronzezeit fehlt, ist kaum zu entscheiden, ob die Gebäude alle Wohnzwecken dienten oder Ökonomiegebäude – Stallungen oder Lagerhäuser – gewesen waren.

Sowohl an der Wehrmauer, als auch an den Häusern sind in den Jahren 1737 bis 1726 umfangreiche Ausbesserungen vorgenommen worden, wie die verwendeten Hölzer erkennen lassen. Als Bauholz nahm man nun Stämme, die dicker sind und die noch stärker bearbeitet wurden. Experten können konstruktive Änderungen an der Wehrmauer feststellen. Es fällt auf, daß man dabei sparsamer mit dem «guten» Bauholz, also dem Hartholz, namentlich der Eiche, umgegangen ist. Die umliegenden Wälder gaben wohl nicht mehr so viel her.

Nach 1700 gibt es für knapp zweihundert Jahre keine archäologischen Zeugnisse mehr für das Fortbestehen der «Siedlung Forschner». Will man nicht annehmen, daß eine andauernde Überflutung des Siedlungsgeländes zum Wegzug der Menschen – etwa auf die Randhöhen – geführt hat, bleibt nur die Überlegung, daß bei sämtlichen Baumaßnahmen in dieser Zeit noch nicht datierbare Holzarten verwendet worden sind. Eine Abkehr von der Eiche hatte sich schon um 1730 abgezeichnet. Doch ist André Billamboz skeptisch, ob die noch nicht da-



Bronzezeitliche Keramik. Die Gefäße konnten an den Ösen aufgehängt werden.

tierbaren Weichhölzer tatsächlich aus der Zeit zwischen 1700 und 1500 stammen. Denkbar ist auch, daß für die Häuser andere Konstruktionen verwendet wurden. Vielleicht sind die Hauspfosten nun nicht mehr so tief in den Boden gerammt worden, so daß die Pfosten beim Torfabbau völlig beseitigt wurden. Auch der Trend zu weniger tief fundierten Pfosten scheint sich schon 1730 anzudeuten. Schließlich ist noch daran zu denken, daß die Siedler den damals gerade aufgekommenen Blockbau bevorzugten, der ohne Pfosten auskommt. Von ebenerdigen Blockbauten haben die Archäologen in der «Siedlung Forschner» freilich nicht die geringste Spur entdecken können.

Aus der Zeit um 1600 v. Chr. sind ganze drei isoliert dastehende Eichenpfosten angetroffen worden. Man nimmt an, daß sie für die zweite Siedlungsphase, die mittelbronzezeitliche, von einem anderen Bauwerk genommen sind und hier ein zweites Mal verwendet wurden.

Zweite Siedlungsphase um 1500 vor Christus – drei neue Palisadenzüge und aufwendige Brückenkonstruktion

Die erneute Besiedlung des Platzes am Federsee ist durch Menschen erfolgt, die kulturell jenen der ersten Phase eng verbunden waren. Die zweite Siedlungsphase läßt sich mit Bauhölzern belegen, dessen ältestes 1508 verbaut wurde. Damals ist der trichterförmige Eingang der hölzernen Wehrmauer im Südwesten zugebaut oder umgebaut worden; das zeigt immerhin, daß die Mauer damals noch verwendbar gewesen ist. Im Osten der Siedlung zwischen der Wehrmauer und der innersten Palisade ist eine Holzwand aus Eschenspältlingen, die mit gespaltenen Eichenstämmen verstärkt waren, errichtet worden. Ihr Zweck ist noch nicht klar. Drei neue Palisadenzüge aus Moorholzarten umziehen die alte Befestigung und verstärken sie noch einmal.

Aus dem Inneren der mittelbronzezeitlichen Sied-



Das Federseeried mit Bad Buchau vorne links, aufgenommen aus Südwesten. Die weißen Quadrate geben die Lage der «Wasserburg Buchau», Nr. 2, und der «Siedlung Forscher» an.

lung sind Hausgrundrisse bisher nicht bekannt. Daß es aber Häuser gegeben haben muß, geht aus dem Fund von Estrich-Fußböden und Lehmbrocken von Feuerstellen in den Hütten hervor, die durch Holzkohleeinschlüsse in die zweite Siedlungsphase, «um 1500», datiert werden können. Diese Siedlungsreste waren beim Torfstich verlagert worden.

Ein wahres Gewirr von Pfählen aus Weichholzarten legt den Verdacht nahe, daß mangels besseren Bauholzes diese dünnen, minder tragfähigen und im Grunde wenig geeigneten Hölzer verwendet worden sind. Das hatte wohl zur Folge, daß die damit gebauten Hütten kleiner sein und, da Weichholz nur fünf bis sieben Jahre hält, öfters repariert oder erneuert werden mußten. Der Bauplan der Siedlung wird durch das «Chaos der Pfähle» erheblich komplizierter und undurchsichtiger. André Billamboz ist aber zuversichtlich, durch exakte zeitliche Einordnung bald Klarheit in das Gewirr der Eschenholzpfähle bringen zu können. Einstweilen aber bleibt das Paradoxon: Aus der frühbronzezeitlichen «Siedlung Forscher» gibt es viele klare Baubefunde, aber so gut wie keine Siedlungsfunde. Aus der mittelbronzezeitlichen dagegen stammen fast alle Funde – so alle datierbaren Bronzen und Keramikscherben –, aber kaum ein Baubefund.

Mit einer bedeutenden Ausnahme. Von Südosten

her führt nämlich ein mit Riesenaufwand geschaffener, kerzengerader fester Zugangsweg in die «Siedlung Forscher». Wo er beginnt, haben die Archäologen nicht ermitteln können. Sie verfolgten ihn auf einer Strecke von gut 60 Metern. Er ist mehr als ein Bohlenweg, der den Zugang trockenen Fußes und mit schwerbeladenen Wagen ermöglichte. Im Abstand von gut zwei Metern tragen zwei parallele Pfostenreihen quergelegte Hölzer einer richtiggehenden Brückenkonstruktion. Verwendet wurden dabei verschiedene Holzarten, auch die dicksten Eichen, die man in der «Siedlung Forscher» finden kann. Durch die Eichenpfähle ist wieder ein zeitlicher Anhaltspunkt für die Holzkonstruktion gegeben: 1508/07. Die Pfähle sind nicht angespitzt, sondern stumpf, um die größtmögliche Aufstandsfläche und beste Gewichtsverteilung zu bieten. Sie reichen durch Torf und Muddeschichten bis auf den ehemaligen festen Seegrund hinab. Der Zugang ist immer wieder mit unterschiedlichen zimmermannstechnischen Verfahren ausgebessert, also längere Zeit benützt worden.

Um 1500 v. Chr. muß der Weg durchs Federseemoor, vielleicht eben doch wegen der vorangegangenen Transgression, schwieriger geworden sein. Eine Generation später, etwa um 1480, wird dann mit einer neuerlichen Flut das Ende der Siedlung gekommen

sein. Die Menschen haben ihr Dorf wohl planmäßig geräumt. Zwei Jahrhunderte später entsteht, nur vierhundert Meter entfernt, die spätbronzezeitliche «Wasserburg Buchau».

*Den Schutz der Natur gesucht:
Festung oder Stützpunkt für den Handel*

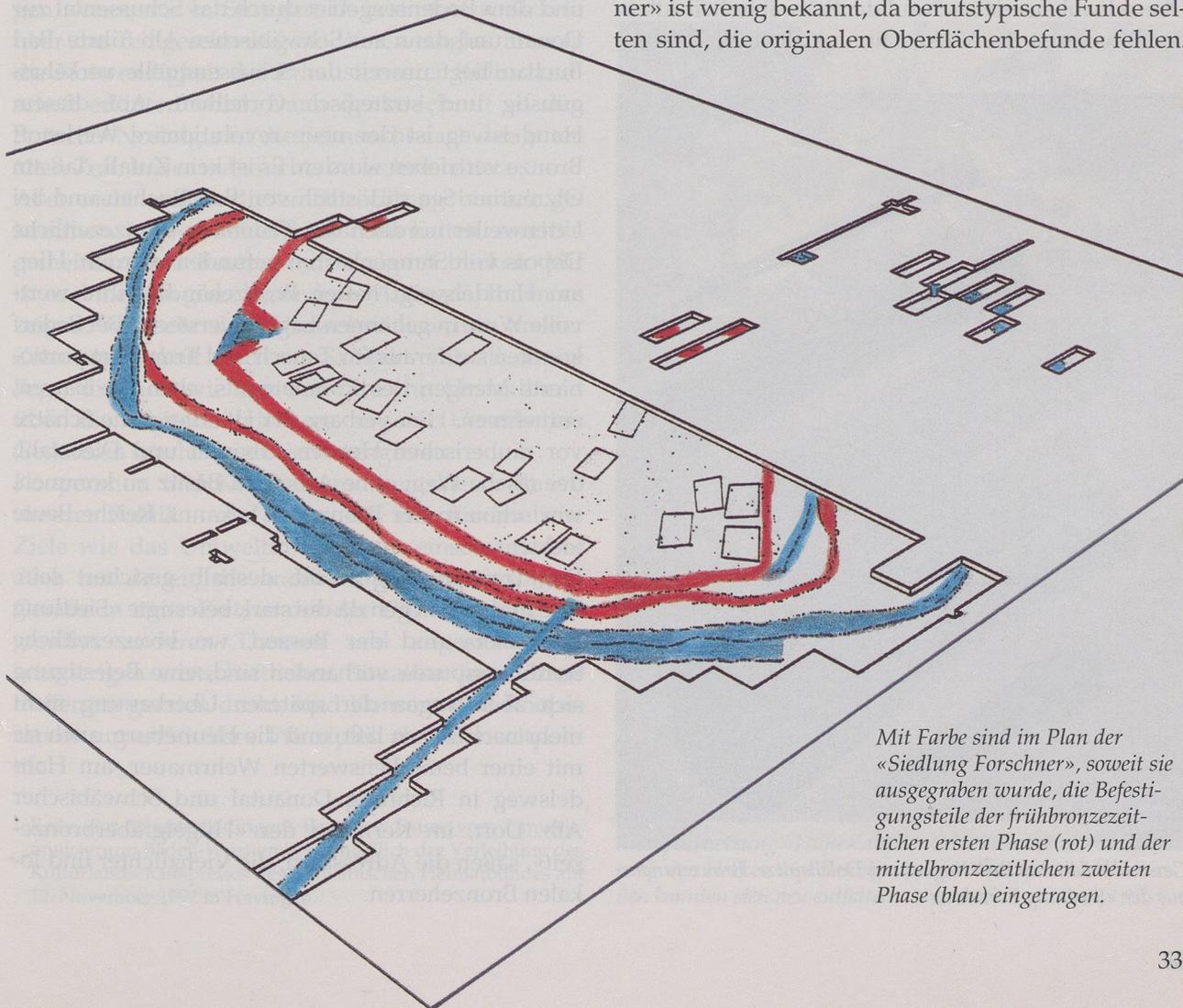
Die Lage im Moor auf einem Torfrücken unweit des Federsees und zwischen dem nicht genau lokalisierbaren Federbach im Osten und dem heute nicht mehr existierenden Taubriedbach im Westen, dessen Bachbett aber noch nachweisbar ist und der ebenfalls in den Federsee mündete, diese Lage ist ungewöhnlich. Genau betrachtet ist der Ort eher siedlungsungünstig. Die Felder für die Nahrungsmittelproduktion liegen entfernt. Die Luft ist kalt und feucht: Rheuma droht. Und der Zugang zur Siedlung könnte – siehe die aufwendige Holzkonstruktion – zumindest jahreszeitlich bequemer und einfacher sein.

Aber wahrscheinlich war es genau das, weshalb die Siedler in der Bronzezeit diesen Standort gewählt hatten. Man wollte vor ungebetenen Gästen sicher sein. In dem flachen, weit überblickbaren Ried ver-

bargen keine Bäume und Sträucher einen sich nähernden Feind. Der trockene, aber nicht sehr tragfähige Boden war kein geeignetes Gelände für große Reiterattacken. Und der weiche Boden erleichterte und beschleunigte das Einrammen von Pfählen für die Dorfbefestigung. Vom Federsee her war ein Angriff ebenfalls leicht abzuwehren.

Eine gut zu verteidigende Schutzlage ist für viele Siedlungen der Frühbronzezeit typisch. Auf der Schwäbischen Alb entstanden schwer zugängliche oder ganz versteckt liegende Höhensiedlungen. Oberschwaben zugewandt ist da an Lauterach – auf einem Bergsporn zwischen dem großen Lautertal und dem Wolfstal – zu denken, an die Heuneburg bei Hundersingen, an die Große Heuneburg bei Upflamör und an den Schloßberg bei Ehrenstein, in Oberschwaben selbst an den Bussen und an die Veitsburg bei Ravensburg. Schließlich ist auch die Seeufersiedlung – «Pfahlbausiedlung» – bei Bodman-Schachen am Bodensee Ausdruck dieses Schutzbedürfnisses. Warum aber hatten die Siedler der Bronzezeit einen stärkeren Schutz überhaupt nötig? Denkbar sind wirtschaftliche und politische Gründe.

Über das Wirtschaftsleben in der «Siedlung Forscher» ist wenig bekannt, da berufstypische Funde selten sind, die originalen Oberflächenbefunde fehlen.



Mit Farbe sind im Plan der «Siedlung Forscher», soweit sie ausgegraben wurde, die Befestigungsteile der frühbronzezeitlichen ersten Phase (rot) und der mittelbronzezeitlichen zweiten Phase (blau) eingetragen.

Bloße Hausgrundrisse sagen wenig über wirtschaftliche Aktivitäten aus. Fischfang, bezeugt durch den Fund zweier Harpunen, kann ebensowenig wie der Ackerbau auf den Randhöhen oder die Jagd, von der die Wildtierknochen Zeugnis ablegen, zu derartigem Reichtum der Bewohner geführt haben, daß sie sich vor neidischen Nachbarn ungewöhnlich aufwendig schützen mußten. Denn üblich war dies nicht. Es gab in dieser Zeit durchaus auch kleine Sippen-Anwesen, wie sie inzwischen etwa in Hausen im Killertal, in Mengen und in Untermarchtal, in Inzigkofen und an der Schmiechaquelle bei Onstmettingen entdeckt worden sind, die ungeschützt im Tal am Wasser lagen. Es waren Einzelhöfe und kleine Weiler von Bauern, die keine derartigen Schutzmaßnahmen nötig hatten. Bei Bad Buchau handelt es sich aber um eine Großsiedlung für gewiß 150 Menschen, um einen militärischen oder Handelsstützpunkt.

*Pferdezucht und Bronzehandel –
Buchauer Festung als Vorposten der Äbler?*

Im südlichen Federseeried waren nicht bäuerliche Faktoren bestimmend. Von Bedeutung könnte in Oberschwaben wie auch auf der Schwäbischen Alb in der Bronzezeit die Viehzucht, vor allem die Pferde-



Gewandnadel, drei Beilklingen und Dolchspitze: Bronzefunde aus der «Siedlung Forschner».

zucht gewesen sein. Die offene Weidelandschaft bot hier günstige Bedingungen. Pferdeknochen und die Spitze einer Lanze, einer typischen Reiterwaffe, sind in der «Siedlung Forschner» gefunden worden. Pferde waren als Transportmittel und vor allem für den Krieg von unschätzbarem Vorteil. Der Reiter war beweglicher und schneller als der Fußsoldat, kämpfte von oben herab und hatte den besseren Überblick. Wer viele gute Reitpferde besaß, war nicht nur militärisch im Vorteil. Er konnte daraus auch Kapital schlagen. Er hatte also mehr als andere zu verlieren. Viehdiebstähle waren an der Tagesordnung. Die Buchauer Bronzezeitsiedlung kann ein befestigter Vorposten der Äbler gewesen sein, ein Fort im Moor, das wider benachbarte Bevölkerungsgruppen gerichtet war. Auffallend ist, so ermittelte Erwin Keefer, daß die Bronze- und Keramikfunde mehr Verwandtschaft mit der Alb und mit Bayern aufweisen als mit dem Bodensee- und dem Schweizer Raum. Hier scheint ein Macht- und Interessensbereich abgesteckt und militärisch gesichert worden zu sein.

Die Beherrschung des umliegenden Weidelandes dürfte freilich nicht allein ausschlaggebend gewesen sein. Wichtig war wohl auch die Kontrolle eines prähistorischen Handelsweges, der vom Alpenrhein und dem Bodenseegebiet durch das Schussental zur Donau und dann zur Schwäbischen Alb führte. Bad Buchau liegt unweit der Schussenquelle verkehrsgünstig und strategisch vorteilhaft. Auf diesem Handelsweg ist der neue revolutionäre Werkstoff Bronze vertrieben worden. Es ist kein Zufall, daß am Olzreuther See südöstlich von Bad Buchau und bei Uttenweiler nördlich des Federsees bronzezeitliche Depots von Stangenbarren gefunden wurden. Hier, am Handelsweg, hatten Bronzhändler ihre wertvolle Ware in geheimen Lagern versteckt. Bei Bedarf konnten sie daraus für Tausch und Transport portionierte Mengen des Rohmaterials, eben die Barren, entnehmen. Hier verbarg der Händler seine Schätze vor räuberischen Horden. Überfall und Diebstahl, der rasche Weg, ohne Arbeit zu Besitz zu kommen, war schon in der Bronzezeit bekannt. Reiche Beute lockte.

Der Transportweg wollte deshalb gesichert sein. Wie Etappen liegen da die stark befestigte «Siedlung Forschner» und der Bussen, wo bronzezeitliche Siedlungsspuren vorhanden sind, eine Befestigung sich aber wegen der späteren Überbauung nicht mehr nachweisen läßt, und die Heuneburg, auch sie mit einer bemerkenswerten Wehrmauer, am Handelsweg in Richtung Donautal und Schwäbischer Alb. Dort, im Kernland der «Hügelgräberbronzezeit», saßen die Adressaten, die Viehzüchter und lokalen Bronzeherrn.

Es ist für mich eine große Freude, heute bei Ihnen zu sein und an der zweiten Verleihung des Kulturlandschaftspreises des Schwäbischen Heimatbundes teilzunehmen. Hierfür herzlichen Dank.

Ich bedanke mich auch im Namen von Herrn Minister Schäfer, der sehr gerne gekommen wäre und Ihnen seine Wertschätzung selbst übermitteln wollte. Aber Naturschutz ist heute auch ein Thema im Landtag. Ganz konkret geht es dabei um die Einführung der Verbandsklage. Ein Thema, das auch Sie und die Interessen des Umweltschutzes ganz hautnah berührt. Ich denke, daß Sie dafür Verständnis haben, daß der Minister bei einer solchen Debatte im Parlament präsent sein muß.

Bei meinen Wanderungen auf der Alb oder im Schwarzwald habe ich es oft erlebt, daß auf Äckern – trotz aller Technisierung der Landwirtschaft – eine Bäuerin – in der Regel sind es ja Bäuerinnen – auf steinigem Boden Unkraut hackte. Diese Erinnerungen treten mir vor allem immer dann vor Augen, wenn mir in Stuttgart in bestimmten Zirkeln über das feingeschwungene Weißweinglas hinweg die Notwendigkeit des Erhalts unserer Kulturlandschaft erläutert wird. Dann denke ich oft an den Spruch: «Nostalgie ist die Sehnsucht nach der guten alten Zeit, in der man nichts zu lachen hatte.»

Aber nicht wegen dieser Betrachtung bin ich gekommen. Ich will keine Rückschau halten, sondern gemeinsam mit Ihnen in die Zukunft blicken. Mir ist es daher ein ganz besonderes Anliegen, Ihnen zu zeigen, wie sehr dem Umweltministerium an der Zusammenarbeit und am Kontakt mit all denen liegt, die sich wie der Schwäbische Heimatbund über die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft Gedanken machen und sich engagieren.

Kooperation und Konsens sind zentrale Leitlinien unserer Politik – mit denen, die sich für ähnliche Ziele wie das Umweltministerium einsetzen, aber auch mit denen, die andere Interessen verfolgen. Gerade in einer Zeit, in der der Umweltschutz gegenüber anderen Themen und angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Situation ins Hintertreffen zu geraten droht, sind Konsens und Kooperation unverzichtbare Prinzipien der Umweltpolitik.

* Rede von Ministerialdirigent Bernhard Bauer vom Umweltministerium Baden-Württemberg anlässlich der Verleihung des Kulturlandschaftspreises des Schwäbischen Heimatbundes am 12. November 1992 in Hayingen.

*Kulturlandschaft, in Jahrhunderten geformt,
in letzter Zeit großräumig verändert*

Die baden-württembergische Kulturlandschaft in ihrer großen Vielfalt ist durch eine traditionelle bäuerliche Landwirtschaft entstanden und über viele Jahrhunderte erhalten worden. Standortliche Besonderheiten wie Geologie und Klima, verbunden mit bestimmten Nutzungsformen der Äcker und Wiesen, haben in jeder Region ein charakteristisches Landschaftsbild geprägt. Die Entwicklung und Gestaltung dieser Kulturlandschaft hat viel Arbeit und Mühe gekostet; gerade die Menschen hier auf der Alb wissen das. Angepaßt an die Kulturlandschaft und an die herkömmlichen Nutzungsformen, hatte sich zum Teil eine einzigartige Tier- und Pflanzenwelt entwickelt.

In den letzten Jahrzehnten hat diese gewachsene Kulturlandschaft großräumig erhebliche Veränderungen erfahren und ändert sich weiter. Die Haupt-



Biotopevernetzung «Hüfte» auf der Schwäbischen Alb: Förderung von Hecken und Baumgruppen; Wildäpfel und Wildbirnen konnten sich neu entfalten.



*Biotopvernetzung
«Hüfte» beim Zillen-
billerhof in Veringen-
stadt.
Der flächenbeglei-
tende Feldweg wurde
bewußt nur wasser-
gebunden angelegt.
So konnte sich in
wenigen Jahren ein
artenspezifischer
Mittelstreifen ent-
wickeln, der zum
Landschaftsbild
beiträgt. Die Zwi-
schenwege konnten
im Grundbuch
gelöscht und in die
neue ökologische Be-
wirtschaftungsform
eingebunden werden.*



ursache ist der fortschreitende Rückzug der traditionellen bäuerlichen Landwirtschaft aus der Fläche. Ich will hier nicht lange über die Ursachen sprechen, das würde einen eigenen Vortrag erfordern. Von zentraler Bedeutung sind aber – dies läßt sich nicht wegdiskutieren – die Rahmenbedingungen der EG-Landwirtschaftspolitik. Viele Bauern vor allem hier müssen erfahren, daß der hohe Aufwand für die landwirtschaftliche Nutzung kaum noch im Verhältnis steht zum Erlös der gängigen landwirtschaftlichen Produkte. Fehlende Hofnach-

folger, die Nähe attraktiver Arbeitsplätze außerhalb der Landwirtschaft, die durch das Erbrecht beeinflusste Hofgröße – landesweit im Durchschnitt nur etwa acht Hektar – sind weitere Faktoren.

Die Folgen sind jedenfalls negativ und deutlich erkennbar, auch hier auf der Schwäbischen Alb. Das Aufgeben der Schäferei vor vielen Jahren und die großflächigen Fichtenaufforstungen, die in der letzten Zeit gebietsweise bedrohliche Ausmaße angenommen haben, dokumentieren dies ebenso wie Stilllegungen und die Suche nach neuen intensiven

Flächennutzungen: vom Raps über Sonnenblumen bis hin zu sonstigen nachwachsenden Rohstoffen. Dies hat für den Arten- und Biotopschutz und die Kulturlandschaft Konsequenzen. Auf der einen Seite nimmt auf den gut ackerfähigen Standorten die Intensivierung weiter zu, auf der anderen Seite fallen die für den Naturschutz bedeutenden Grenz-ertragsstandorte brach. Viele Tier- und Pflanzenarten gehen zurück oder sind vom Aussterben bedroht.

*Naturschutz
nicht nur für beschränkte Flächen*

Was können wir tun, um diesen negativen Entwicklungen zu begegnen? Für den Erhalt der Natur auf ausgewählten Flächen ist der Naturschutz frühzeitig eingetreten. Schutzgebiete wurden ausgewiesen, oft auch erworben. Häufig waren und sind die Schutzgebiete sichtbare Zeichen für den Erfolg gemeinsamer Bemühungen von ehrenamtlichem und amtlichem Naturschutz. Der Schwäbische Heimatbund hat dies 1991 in dem Sonderheft über seinen Grundbesitz in Naturschutzgebieten eindrucksvoll dokumentiert.

Aber die bisherige, allein auf die Konservierung einzelner ausgewählter Biotopschutzflächen ausgelegte Strategie des Naturschutzes reicht nicht aus. Sie reicht nicht aus, weil freilebende Tiere und spezielle Pflanzenarten auf kleinen und kleinsten Flächen nicht dauerhaft überleben können. Man kann so dem besorgniserregenden Rückgang der Arten – auch vieler geschützter Arten – nicht wirksam begegnen. Diese Strategie reicht aber auch aus einem zweiten Grund nicht aus. Einem Naturschutz, der sich nur auf besonders geschützte Flächen beschränkt, läge, wie ich meine, ein falsches Verständnis vom Verhältnis zwischen Mensch und Natur, zwischen zivilisatorischer Entwicklung und den Bedürfnissen der natürlichen Umwelt zugrunde.

Es kann nicht unser Ziel sein, eine strikte Trennung durchzuführen – hier Mensch und Landwirtschaft, dort Natur. Es kann nicht sein, daß wir Natur auf einigen isolierten Inseln – einigen Prozent der Landesfläche – erhalten und uns auf der restlichen Landwirtschaftsfläche – 50 % der Landesfläche in Baden-Württemberg – nicht weiter darum kümmern. Ein solches Verständnis ist weder für den Menschen noch für seine natürliche Mitwelt gut. Sicher brauchen wir besonders geschützte Gebiete, aber wir brauchen den Naturschutz auch in der Fläche. Unser Ziel muß eine gleichrangige Integration von ökologischen Belangen und menschlichen



In den Saumbiotopen der «Hüfte» stehen wieder prächtige Wacholder-Exemplare. Verschattendes Gebüsch und zu starker Beschneidung fürs Fleischröcheln hatten dem Wacholder zugesetzt.

Nutzungsbedürfnissen sein, ein sinnvolles, harmonisches Miteinander.

*Landschaft als Ganzes erhalten
mit ökologisch ausgerichteter Landwirtschaft*

Mit anderen Worten: Wir müssen die Landschaft als Ganzes, als Kulturlandschaft soweit wie möglich erhalten. Dies ist nur möglich durch die Fortsetzung oder Wiederherstellung der traditionellen Landnutzung bei angemessenen Einkommensverhältnissen für den Landwirt. Wir brauchen eine Entwicklung hin zur – oder auch zurück zur – ökologisch ausgerichteten Landwirtschaft.

Der Antrieb zu einer solchen Tätigkeit kann sich nur entwickeln, wenn er getragen ist von einem bewußten Gefühl der Verbundenheit mit der heimischen Landschaft. Die «schnelle Mark» ist auf eine solche Weise sicherlich nicht zu verdienen, gleichwohl kann das Bewußtsein, einen eigenen Beitrag zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen geleistet zu haben, Anreiz genug sein und eine heute selten gewordene Zufriedenheit vermitteln.



Blühende Heckenrosen am Waldrand des Biotopvernetzungsgebiets «Hüfte» auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb.

Wenn wir ernst machen wollen mit dem Ziel, Arbeit zu den Menschen zu bringen, um dem ländlichen Raum seine Zukunftschancen zu erhalten, dann müssen wir alle Anstrengungen darauf verwenden, Initiativen in dieser Richtung zu unterstützen.

Wichtig ist die Bereitschaft von Menschen, sich für den Erhalt unserer Heimat einzusetzen. Vor allem aber ist die Politik gefordert; sie muß die nötigen Rahmenbedingungen schaffen. Erste Ansätze gibt es. Im Rahmen des Vertragsnaturschutzes kann die Naturschutzverwaltung auf ausgewählten Flächen Extensivierungs- und Pflegeverträge schließen. Auf den übrigen Flächen bietet vorrangig der Marktentlastungs- und Kulturlandschaftsausgleich (MEKA) Anreize zur «Ökologisierung» der Landwirtschaft. Diese Ansätze führen aber nur gebietsweise zu einer spürbaren Entlastung des Naturhaushalts. Verstärkte Anstrengungen sind daher unumgänglich! Die Gesellschaft muß sich darüber im klaren sein, daß sie mehr tun muß, wenn traditionelle Landwirtschaft und eine entsprechende Kulturlandschaft in der Breite erhalten werden sollen.

Dabei denke ich nicht, daß es möglich oder auch nur wünschenswert wäre, die Landwirtschaft der 50er Jahre bis in alle Ewigkeit flächendeckend fortführen zu können. Auch Flächen, die künftig – aus welchen Gründen auch immer – nicht mehr bewirt-

schaftet werden können, sind aus ökologischer Sicht wichtig, wenn sich die Natur dort ungestört entwickeln darf. Für den Naturschutz entstehen durch Sukzession attraktive Gebiete; denn Anpassung an geänderte Standortbedingungen ist die große Kunst, die die Natur beherrscht.

Damit haben wir uns anlässlich der beiden Kolloquien «Standortbestimmung und Entwicklung der Landschaftspflege» 1991 gemeinsam mit der Wissenschaft befaßt. Unter dem Motto «Mehr Mut zur Wildnis» sollen frühzeitig Strategien ausgearbeitet werden, die dem laufenden Wandel in Landwirtschaft und Landschaft Rechnung tragen und insbesondere den Naturschutz in die Lage versetzen, neuen Herausforderungen offensiv zu begegnen. Freilich behält auch der konservierende Naturschutz auf gesetzlich geschützten, aus der landwirtschaftlichen Nutzung ausgeschiedenen Flächen seine Bedeutung. Auf einigen solcher Flächen können wir die Entwicklung begleiten.

Ökonomie und Ökologie versöhnen – Neuorientierung von Wirtschaft und Gesellschaft

Landschaftspflege ist das Stichwort. Gebraucht werden dazu vor allem Personen, die sich mit Idealismus für bestimmte Gebiete engagieren. Erstellung von Pflegeplänen, Vorbereitung und Durchführung der Pflegemaßnahmen und Entsorgung des Mähgutes bedürfen eines großen Organisationstalentes. Das Land hat mit der Bereitstellung erheblicher Haushaltsmittel seine Unterstützung angeboten. Diese wird von Kommunen, Verbänden, Landwirten und engagierten Bürgern auch in Anspruch genommen. 35 Millionen DM stehen jährlich dafür bereit, und doch bedeutet dies bei einem angenommenen durchschnittlichen Fördersatz von 1000 DM pro Hektar, daß nur ein Prozent der Landesfläche so effektiv wie notwendig gepflegt werden kann.

Aus Sicht des Naturschutzes ist es ein ganz vordringliches Ziel, auf der landwirtschaftlich genutzten Fläche Baden-Württembergs eine Weiterentwicklung zu gestalten, die sowohl den Landwirten ein angemessenes Auskommen ermöglicht, als auch ökologische Belange ausreichend berücksichtigt. Nur so ist der weitgehende Erhalt der über lange Zeiträume gewachsenen Kulturlandschaft im Land möglich.

Freilich sind wir von den dazu nötigen Rahmenbedingungen derzeit noch weit entfernt. Um so wichtiger ist es, wenn Verbände und Einzelpersonen hier aktiv sind, Wege aufweisen und Unterstützung geben. Der Schwäbische Heimatbund hat hier eine



Extensivierte Grünlandnutzung im Modellgebiet «Hüfte» bei Veringenstadt im Kreis Sigmaringen.

ganz wichtige Funktion und hat auch mit der diesjährigen Auswahl der Preisträger, so denke ich, richtungweisend gehandelt.

Das Problem, um das sich der Schwäbische Heimatbund und die diesjährigen Preisträger so sehr bemühen – eine ökologisch und ökonomisch sinnvolle Weiterentwicklung der Landwirtschaft –, ist letztlich Teil einer größeren und, wie ich meine, entscheidenden Aufgabe. Es ist die allgemeine Aufgabe, eine nachhaltige, ökologisch ausgerichtete Wirtschaftsweise zu entwickeln. Ohne einen solchen Umbau unserer Industriegesellschaft, ohne eine wirkliche Versöhnung von Ökonomie und Ökologie können wir weder die weltweite und die nationale ökologische Krise meistern noch unserer Wirtschaft eine wirklich tragfähige Zukunft sichern.

Mit anderen Worten: Ohne eine solche Neuorientierung von Wirtschaft und Gesellschaft können wir unserer Verantwortung gegenüber nachfolgenden Generationen – und auch gegenüber anderen Teilen der Welt – nicht gerecht werden.

In dieser Neuorientierung von Wirtschaft und Gesellschaft liegt daher die zentrale, politische und gesellschaftliche Aufgabe der nächsten Jahrzehnte. Dieses Ziel ist groß. Nur viele einzelne, auch kleinere Schritte bringen uns näher, und einen dieser kleinen, aber nötigen Schritte tun Sie mit dem Kulturlandschaftspreis. Ich möchte Sie deshalb ermutigen, das große Engagement für den Erhalt der Kulturlandschaft fortzusetzen. Der Kulturlandschaftspreis des Schwäbischen Heimatbundes sollte zur dauerhaften Einrichtung werden!

Im Jahr 1985 hat das Land Baden-Württemberg mit den ersten Maßnahmen zur Biotopvernetzung begonnen. Im Zusammenwirken von Landwirten, Gemeinden und verschiedenen Fachbehörden unter Federführung der Landwirtschaftsämter wurden landwirtschaftliche Flächen aus der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung herausgenommen und einer ökologischen Nutzung zugeführt. Ziel dieser Maßnahmen ist der Verbund von Lebensräumen für Pflanzen und Tiere in der landwirtschaftlichen Flur. Obwohl auch heute noch nicht alle Wechselbeziehungen der Lebensgemeinschaften von Pflanzen bzw. Tieren untereinander sowie zwischen Pflanzen und Tieren bekannt sind, zeigt sich der Wert eines Systems von Ausgleichsflächen in folgenden Bereichen:

- Artenvielfalt ist gleichbedeutend mit einem breit angelegten Geneservoir,
- intakte Lebensgemeinschaften sind Teil eines integrierten Pflanzenschutzes,
- mit der kleinräumigen Vernetzung von Lebensräumen wird die Gefahr des Aussterbens einzelner Arten geringer,
- mit Maßnahmen der Biotopvernetzung wird das Kleinklima verbessert und Erosionen werden verhindert.

Biotopvernetzung «Hüfte» in Veringenstadt – Bestandsaufnahme im Jahr 1985

Die Biotopvernetzung «Hüfte» in Veringenstadt zählt zu den Projekten, die auf Grund vorausschauender Initiativen einzelner Landwirte zustande gekommen sind und bis heute beispielhaft weitergeführt werden.

Die Abteilung Landwirtschaft des Regierungspräsidiums Tübingen hatte Professor Giselher Kaule, Universität Stuttgart, beauftragt, im ganzen Gebiet, das eine Fläche von ca. 30 ha umfaßt, von denen 25 ha zu einem landwirtschaftlichen Aussiedlerbetrieb gehören, zu untersuchen, was bei der bisherigen Wirtschaftsweise noch für eine Vielfalt an Pflanzen und Tieren vorhanden ist. Ferner sollte geprüft werden, durch welche Umstellungsmöglichkeiten den ökologischen wie auch den ökonomischen Gesichtspunkten Rechnung getragen werden kann. Der Gemarkungsteil Hüfte schließt im Kreis Sigmaringen südlich an Veringenstadt an und wird zum Natur-

raum Mittlere Flächenalb gerechnet. Bei einer Höhenlage zwischen 620 und 720 m über NN liegen die Niederschläge bei 710 mm. Aus Jurakalken sind meist sehr flachgründige Böden, sogenannte «Rendzinen», entstanden. In Mulden und Trockentälern liegen tiefgründigere Verwitterungsböden. Einen sehr großen Teil der Fläche machen Äcker und Mähwiesen aus, die meist sehr intensiv bewirtschaftet und gedüngt werden. In dieses Gebiet eingestreut finden sich zahlreiche Lesesteinwälle und Hecken. Hinzu treten vor allem im mittleren Teil der Hänge unterschiedlich große Brachflächen, die zum Teil schon eine starke Verbuschung mit Schlehe zeigen. An den Füßen der Hänge dehnen sich dichte Gebüsche und Mischwälder aus, streckenweise mit hohem Kiefernanteil. Bei dem Areal handelt es sich teilweise um frühere Ackerflächen, die in schmalen Terrassen und vielfältig parzelliert unter erschwerten Bedingungen bewirtschaftet wurden. In den letzten Jahren erfolgte eine intensive Grünlandnutzung, Ackerbau auf den geeigneteren Flurstücken, Weidenutzung auf den mageren Standorten und Brachfallen auf den extremen Teilstücken. Die Bestandsaufnahme an Pflanzen und Tieren wird auszugsweise dargestellt, um aufzuzeigen, welche Pflanzen und Tierarten noch vorhanden sind.

Botanische Bestandsaufnahme und Bewertung

Aus der Tabelle 1 ist zu ersehen, daß auf der Gemarkung Hüfte noch eine ganze Anzahl von Pflan-

Tabelle 1: Gesamtartenzahl an Pflanzen auf den verschiedenen Biotopen

Biotop	Anzahl der Pflanzenarten	% der landwirtschaftlichen Nutzfläche
Felsheide/Trockenrasen	48	0,02
Wald/Sträucher	57	30,00
Wiesen/Halbtrockenrasen	26	0,15
Halbtrockenrasenbrachen	54	7,00
Intensives Grünland	47	17,50
Äcker	69	37,83
Saumbiotope, Hecken, Riegel	113	7,50



In der Karte bedeutet flächige Farbe: Erhalt der bisherigen Nutzung, waagrechte Schraffur: Nutzung extensivieren, senkrechte Schraffur: Pflege bedrohter Ökosysteme.

- | | |
|--|---|
|  Entwicklung artenreicher Salbei- und Glatthaferwiesen durch Einstellen der Düngung mit Klärschlamm, zwei- bis dreimal im Jahr mähen, Nachbeweidung erproben. |  Ackernutzung, so daß auch zurückgehende Wildkräuter noch existieren können; vielfältige Fruchtfolge, abgestimmte Düngung, Schadwellenprinzip. |
|  Offenhalten der Trockenbiotopie durch extensive Beweidung; Gehölze zurückdrängen. |  Kargere Getreideäcker, Land zum Erhalt stark bedrohter Ackerarten. |
|  Standweide, eventuell auch Ackerbau. |  Einschürige Halbtrockenrasen, Mahd nur im Herbst; Mäher der alten Kulturlandschaft. |
|  Waldbewirtschaftung durch Plenternutzung, Fichtenparzellen naturnah umbauen, sorgfältige Behandlung der Waldränder. |  Erhalt und Pflege der Saumbiotopie, Vernetzung artenreicher Ökosysteme in der Kulturlandschaft. |

zenarten innerhalb der einzelnen Gesellschaften vorhanden ist. Erfreulicherweise konnte auch eine Reihe von Pflanzen gefunden werden, die in der Roten Liste der Bundesrepublik Deutschland eingetragen sind, z. B. Sommeradonisröschen, Erdrauch, Venuspiegel. Aber auch weniger verbreitete und regional stark rückläufige Arten wurden gefunden wie Ackerlichtnelke, Kleines Leinkraut, Flügelzackenschötchen, Breitblättriger Hohlzahn, Ackerrittersporn und Blaue Kornblume.

Zoologische Bestandsaufnahme und Bewertung

Die zoologische Bestandsaufnahme hatte zum Ziel, die Bedeutung der verschiedenen Lebensräume im Gewann Hüfte bei Veringerstadt in bezug auf eine Reihe von Tiergruppen darzustellen. Aus den Resultaten sollten Aussagen für eine Optimierung dieses Gebietes oder ähnlich strukturierter Flächen aus der Sicht des zoologischen Artenschutzes abgeleitet werden.

Bei dem Untersuchungsgebiet handelt es sich um ein Gebiet, das aus der Sicht des zoologischen Artenschutzes insgesamt sehr hoch zu bewerten ist. Mit seinen albtypischen Nutzungen stellt die kleinräumige Kulturlandschaft ein extrem reiches Biotopmosaik dar. Dies zeigt sich in den bei einer Reihe von Gruppen sehr hohen Individuenzahlen und den hohen bis sehr hohen artenreichen Vorkommen an Kleinsäugetern, Brutvögeln, Heuschrecken, Tagfaltern, Ameisen und Bodenspinnen. Zahlreiche bedrohte oder im Rückgang begriffene Arten sind noch vorhanden, z. B. Zwergspitzmaus, Neuntöter, Zweifarbige Beißschnecke, Kleiner Eisvogel, Esparsetten-Widderchen, Kurzgewölbter Laufkäfer, Westwoods Knotenameise, Weitgenabelte Heideschnecke, Waldspitzmaus, Waldmaus, Feldmaus, Erdmaus und Rötelmaus.

Die Tabelle 2 enthält das Ergebnis der Sommervogel-Bestandsaufnahme. Es wurden 40 Vogelarten ermittelt und 160 Brutpaare auf dieser relativ kleinen Fläche gesichtet. Interessant ist, daß auch noch einige Brutpaare von Randsiedlern vorhanden sind. Außerdem wurde eine ganze Reihe von Durchzügler und Gästen registriert wie z. B. Mäusebussard, Sperber, Rotmilan, Wanderfalke, Turmfalke, Ringeltaube, Mauersegler, Mehlschwalbe, Mistel- und Wacholderdrossel, Weihe, Meise, Tannenhäher, Wald-eule, Fischadler und Rabenkrähe.

Erwähnenswert sind auf der Hüftenhalde bei Veringerstadt sieben Heuschreckenarten, 26 Tagfalter, einige hundert verschiedene Arten von Bodenlebewesen – sie wurden in Bodenfallen und Siebungen ermittelt – und 41 verschiedene Landschnecken.

Tabelle 2: Sommervogel-Bestandsaufnahme

Vogelarten	Zahl der Brutpaare	Zahl der Brutpaare von Randsiedlern
Zilpzalp	13	1
Goldammer	13	2
Heckenbraunelle	12	2
Buchfink	11	4
Gartengrasmücke	10	4
Mönchsgrasmücke	9	4
Baumpieper	7	2
Amsel	7	4
Fitis	6	2
Kohlmeise	6	1
Feldlerche	5	-
Klappergrasmücke	5	1
Sumpfmehse	5	2
Blaumeise	4	2
Tannenmeise	4	2
Singdrossel	4	1
Sommergoldhähnchen	4	1
Neuntöter	3	-
Rotkehlchen	3	2
Grünfink	3	-
Eichelhäher	2	1
Waldlaubsänger	2	1
Kuckuck	2	-
Star	2	-
Haubenmeise	2	-
Wintergoldhähnchen	2	1
Buntspecht	1	1
Bachstelze	1	-
Zaunkönig	1	1
Hausrotschwanz	1	-
Schwanzmeise	1	-
Kleiber	1	1
Fichtenkreuzschnabel	1	-
Elster	1	-
Hänfling	1	1
Haussperling	1	-
Waldbaumläufer	1	1
Gartenbaumläufer	1	1
Gimpel	1	1
Rauchschnalbe	1	-
Summe: 40 Arten	160 Brutpaare	47 Brutpaare von Randsiedlern

Privatwald, vor allem auf den Hangflächen «obere Kehlen». Die extreme Schaf- und Ziegenbeweidung, die die Bodenerosion begünstigte, wurde eingestellt. Über verschiedene Stadien ist durch Pionierpflanzen ein Eichen-Buchen-Mischwald entstanden, der ökologisch und wirtschaftlich einen besonderen Wert hat.



Die früher auf der Alb häufigen Salbei- und Glatthaferwiesen stellen sich wieder ein. Durch den späten Schnitt und die artenreiche Zusammensetzung wurden die Grünflächen wertvolle Nahrungsbiotope.



Wertung der Bestandsaufnahme – Bewirtschaftungs- und Pflegevertrag

Für den Landwirt war es außerordentlich wichtig zu wissen, daß noch eine ganze Anzahl von Pflanzen- und Tierarten vorhanden sind, auch wenn sie nur in geringen Zahlen an Wegrändern, Heckensäumen, Waldrändern und Grenzen zwischen Wiesen und Äckern und entlang von Steinriegeln anzutreffen sind. Es war also nicht zu spät, Lebensräume für diese vom Aussterben bedrohten Pflanzen und Tiere zu erhalten und zu schaffen.

Gemeinsam mit den beteiligten Experten und dem Amt für Landwirtschaft wurden folgende Ziele formuliert:

1. Artenreiche Wiesen durch Verzicht auf Klärschlamm, reduzierte Düngung und zwei- bis dreimaliges Mähen entwickeln; Mahd im Frühsommer und Nachbeweidung erproben.
2. Extensive Beweidung der steileren Hänge, Offenhalten der Trockenbiotope.
3. Waldbewirtschaftung durch Plenternutzung, Fichtenparzellen naturnah umbauen.



Zusammenhängende große Wiesenflächen, die nicht gedüngt sind, werden erstmals nach dem 1. Juli gemäht. Kleinflächiges Grünland wechselt mit größeren Grünlandflächen – auf der Karte gelb und rot gestreift – und steigert den optischen Wert des Landschaftsbildes. Dies entspricht auch dem unterschiedlichen Siedlungsbedürfnis der Wildtiere.



Bewahren alter bäuerlicher Bewirtschaftungsweisen: Die Egartwirtschaft begünstigt die Artenvielfalt, da im mehrjährigen Wechsel zwischen Acker- und Grünland die Keimruhe von Wildkräutern systemgerecht unterbrochen werden kann. Der Boden – auf der Karte braun gezeichnet – regeneriert in seiner Garebildung und durch die Pflanzenvielfalt im Wechsel.

4. Ackernutzung mit extensiv bewirtschafteten Randstreifen, so daß auch zurückgehende Wildkräuter am Ackersaum noch existieren können.
5. Magere Getreideäcker, eventuell im Wechsel mit Grünland, damit stark bedrohte Ackerarten erhalten werden.
6. Einschürige Halbtrockenrasen, Mahd nur im Herbst (Mähder der alten Kulturlandschaft).
7. Vernetzung artenreicher Ökosysteme, Erhalt und Pflege der Saumbiotope in der Kulturlandschaft.

Seit dem Jahr 1988 besteht zwischen dem Landwirt Helmut Fröhlich, der die Flächen im Gemarkungsteil «Hüfte» bewirtschaftet, und dem Land Baden-Württemberg ein Vertrag zum Ausgleich von Nutzungsbeschränkungen aus Gründen des Naturschutzes. Der Landwirt hat sich verpflichtet, ca. 15 ha extensiv ohne mineralische Düngung und ohne chemischen Pflanzenschutz zu nutzen bzw. zu pflegen. Die differenzierten Bewirtschaftungsformen beinhalten folgende Nutzungsarten:

- Ackerland in extensiver Nutzung. Die Fruchtfolge wird den jahrhundertealten Erfahrungen wieder angepaßt und wechselt zwischen Getreide, Blattfrüchten bzw. vergleichbaren Früchten und Ackerfutterbau.
- Ackerland als Egartenwirtschaft. Auf exponierten Trockenstandorten hat sich die historische Egartenwirtschaft besonders bewährt, d. h. mehrere Jahre wird Getreide angebaut, danach folgt wieder dieselbe Anzahl von Jahren extensive Grünlandnutzung.
- Grünland mit extensiver Nutzung. Erst nach der Blüte erfolgt der Grasschnitt. An Stelle des zweiten Schnittes soll möglichst eine extensive Nachweide erfolgen.
- Grünland mit ausschließlich extensiver Weidenutzung. Durch gezielte pflanzenbegünstigende Beweidung soll einem artenarmen Graswuchs entgegengewirkt werden. Aufkommende Gehölze werden mechanisch beseitigt. Der Viehbesatz liegt während der dreimonatigen Weidezeit bei 1,2 Großvieheinheiten pro Hektar, also 0,3 Großvieheinheiten pro Hektar und Jahr.
- Naturnaher Wald und Ödland. Nutzungseingriffe werden auf abgängige Bäume und zu dichte artengleiche Gehölze beschränkt. Der naturgemäßen Konkurrenz standortspezifischer Bäume und Sträucher wird freier Lauf gelassen.
- Raine und Sukzessionsflächen. Sämtliche Hecken, Raine, Gehölze und natürliche Sukzessionsflächen werden pfleglich erhalten.

*Erhaltung der wertvollen Kulturlandschaft –
Auszeichnung durch den Schwäbischen Heimatbund*

Nach bisherigen Beobachtungen konnten durch die extensive Bewirtschaftung der Wiesen- und Ackerflächen und insbesondere auch durch die Pflege der Saumbiotope und eine standortverträgliche extensive Beweidung offensichtlich die Belange des Arten- und Biotopschutzes berücksichtigt werden. Näheren Aufschluß im Vergleich zu den bisher vorliegenden Bestandserhebungen werden vegetationskundliche Untersuchungen und Probeflächenkartierungen der Universität Stuttgart in diesem Jahr geben.

Das bisherige Wirken des Landwirts Helmut Fröhlich und die vorgelegten Wettbewerbsunterlagen haben die Jury des Schwäbischen Heimatbundes veranlaßt, die Biotopvernetzung Hüfte in Veringenstadt mit dem Kulturlandschaftspreis 1992 auszuzeichnen. Beispielhaft sind in diesem Gemarkungsteil die Belange der Ökologie und der Landwirtschaft verknüpft und die Ergebnisse der Landschafts-Bestandsaufnahme in der einzelbetrieblichen Entwicklung berücksichtigt worden. Dank und Anerkennung richten sich in besonderem Maße deshalb an den Preisträger, weil auf Aufforstungen verzichtet und bewußt eine artenreiche und vielgestaltige Kulturlandschaft bevorzugt und erhalten wurde. Für weitere vergleichbare Maßnahmen auf der Schwäbischen Alb ist die Biotopvernetzung «Hüfte» in Veringenstadt ein gutes Vorbild.



Die Steinriegel der vordergründig landwirtschaftlich «nutzlosen» Gelände haben die wichtige Funktion eines Ausgleichsgebiets.

Auf halbem Wege zwischen Bietigheim und Heilbronn liegt zu Füßen des Michaelsberges, eines östlichen Ausläufers des Strombergs, Bönningheim. Geht man durch die kleine Altstadt, die sich einst vier Herren – Gemmingen, Sachsenheim, Neipperg und Liebenstein – geteilt haben, gelangt man im Gemmingenschen Viertel zur evangelischen Pfarrkirche. Wer aufmerksam deren Ausstattung betrachtet, der entdeckt auch ein fast fünfhundert Jahre altes Bild, auf dem ein Vater mit zahlreichen Söhnen und eine Mutter mit vielen Töchtern dargestellt sind. Bei dem Vater steht: *Anno domini 1504 starb der Ehrsame Christian Adam Strazmann, deme Gott gnädig und Barmherzig sein Wolle. Adam Strazmann mit seinen 38 Söhnen.* Bei der Mutter ist vermerkt: *Anno domini 1503 starb die Erbare Fraw Barbara Schmotzerin, deren Gott gnädig und Barmherzig sey. Barbara Schmotzerin, Adam Strazmanns Eheliche Hauß-Fraw mit ihren 15 Töchtern, Sohn und Töchter zusammen in Einer Summ 53 von Einer Ehe gebohren.* Die erstaunliche Fruchtbarkeit jener Bönningheimerin war es offensichtlich wert, in Bild und Text festgehalten zu werden. *Wegen diser wunderbar Geschichte hat Kayser Ferdinandus 1519 von diser Stadt Kundschaft begehrt, so ihme auch ertheilt worden,* ist im städtischen Archiv überliefert. Und der Tübinger Professor und Chronist Martin Crusius hat in seinen *Annales Sueviae* festgehalten, von den 53 Kindern seien 40 getauft worden. Diese hohe Kinderzahl war nur möglich, weil Barbara Schmotzerin auch Mehrfachgeburten hatte, zuweilen zwei, manchmal drei, ja auch vier Kinder zugleich.

Ganz so kinderreich war die Familie Faßnacht, mit der wir uns nun befassen wollen, nicht. Sie lebte Ende des vorigen Jahrhunderts in Untermarchtal, einem Dorf an der Donau, im damaligen Oberamt Ehingen. Dort hatte die Witwe des letzten Freiherrn Friedrich von Speth 1853 Schloß und Ländereien an Pfarrer Herrmann Friedrich Anselm Schuster aus Rottenacker verkauft. Nach mehrmaligem Besitzerwechsel erwarb dann im Herbst 1886 der Kaufmann Franz Linder aus Rottweil das Schloß, das er den Barmherzigen Schwestern in Schwäbisch Gmünd zur Verfügung stellte. Seine einzige Tochter Josefine war nämlich bei den Vinzenterinnen in Schwäbisch Gmünd als Schwester eingetreten; später leitete sie von 1893 bis 1918 als Generaloberin diese Kongregation. Im Jahre 1891 überließ Kaufmann Linder das Schloß den Barmherzigen Schwe-

stern des heiligen Vinzenz von Paul; diese verlegten noch im gleichen Jahr ihr Mutterhaus von Gmünd nach Untermarchtal.

*Maria und Benedikt Faßnacht –
in zwanzig Jahren zwanzig Kinder*

Diese Familiensaga beginnt mit Benedikt Faßnacht, der hier am 21. Mai 1863 auf die Welt kommt. Seine Mutter stirbt bei der Geburt, sein Vater, als Benedikt noch keine sechzehn Jahre alt ist. Seine Tante Magdalene (1827 bis 1900) und ihr Mann Benedikt Späth (1818 bis 1902), ein kinderloses Ehepaar, nimmt den Vollwaisen an Kindes Statt auf. Bei der Adoption verfügt der Untermarchtaler Bürgermeister Josef Vogelsang, daß der junge Benedikt seinen angestammten Familiennamen Faßnacht behalten darf. Er lernt bei seinem Adoptivvater das Küferhandwerk.

Am Donnerstag, dem 13. Januar 1887, treffen mittags um 12.00 Uhr die ersten Schwestern mit der Eisenbahn in Untermarchtal ein. Sie bringen sechs Dienstmädchen mit; eine davon ist Maria Ott, geboren am 9. Juli 1866 in Eichelsdorf, Oberamt Künzelsau. Ein gutes Jahr später, am 20. September 1888, heiratet die Zweiundzwanzigjährige den Küfermeister Benedikt Faßnacht.

Aus dieser Ehe sind insgesamt zwanzig Kinder hervorgegangen, also weit mehr, als selbst in früheren Generationen üblich war, als Kinderreichtum als gottgegeben hingenommen und für das Überleben notwendig erachtet wurde. Das Erstaunliche daran ist: dieses Beispiel verweist nicht nur in die jüngste Vergangenheit, sondern von den zwanzig Geschwistern lebt immer noch eines, nämlich Anna Faßnacht als Schwester Benedicta im Kloster der Heimsuchung in Toledo/Ohio in den USA.

Am 14. Juni 1889 wurde Josef, das erste Kind des Ehepaares Faßnacht, geboren. Vier Wochen später wird es den Eltern schon wieder genommen. Noch sieben weitere Male werden sie Kinder betrauern müssen, die schon im Säuglingsalter starben. Angesichts der vielen Geburten keine erschreckend hohe Zahl in jener Zeit, in der man um die Gefahren für Mutter und Kinder zwar wußte, ihnen aber so gut wie hilflos gegenüberstand. Fast genau ein Jahr später, am 11. Juni 1890, erblickt Maria Magdalena das Licht der Welt. Zwanzigjährig wandert sie nach Amerika aus, heiratet und hat zwei Kinder. Ihr

Sohn John Steiner besuchte mehrmals den früheren Untermarchtaler Pfarrer Erwin Scherrmann in Riedlingen, wo dieser seinen Lebensabend verbrachte. Magdalena Steiner starb am 18. Januar 1977.

Apolonia war das dritte Kind des Ehepaares Faßnacht, geboren am 6. Juni 1891. Sie heiratete 1917, lebte in Berkach bei Ehingen und wurde 90 Jahre alt. Ihr einziger Sohn ist im Zweiten Weltkrieg gefallen. Paul Faßnacht wird am 27. Juni 1892 ins Geburtsregister eingetragen. Noch im selben Jahr machte der Pfarrer hinter seinem Namen ein Kreuz als Zeichen dafür, daß er gestorben war. Seine Schwester Agnes, das fünfte Kind des Ehepaares Faßnacht und geboren am 27. August 1893, lebte bis zu ihrem Tod im Jahre 1959 in Untermarchtal und versah mehr als drei Jahrzehnte mit größter Pünktlichkeit und vorbildlicher Treue den Mesnerdienst. Julie Faßnacht, das sechste Kind, kam am 23. August 1894 auf die Welt; sie wanderte 1923 zusammen mit ihrer Schwester Anna, geboren am ersten Tag des Jahres 1906, in die USA aus. Sie schlossen sich dort beide der Kongregation der Heimsuchungsschwestern an und gingen gleichzeitig in To-

ledo im Staate Ohio ins Kloster. Julie wurde Schwester Maria Alphonsa; sie starb 1975. Anna Faßnacht lebt, wie bereits früher vermerkt, als Schwester Benedicta bis heute in dem Kloster, in dem sie vor drei Jahren ihr diamantenes Schwesternjubiläum feiern konnte.

Als siebtes Kind kam am 7. August 1885 Karl Faßnacht auf die Welt. Der gelernte Küfer heiratete im Sommer 1922 nach Ulm-Söflingen, wo heute drei Familien mit dem Namen Faßnacht eine Weinstube, Mosterei, Brennerei und Kuferei betreiben. Am 16. Oktober 1982 ist Karl Faßnacht gestorben.

Am 18. Juni 1898 kam Bernhard Faßnacht in Untermarchtal auf die Welt. Während des Ersten Weltkriegs war er Matrose auf der «Emden» und wanderte 1924 nach Nordamerika aus. Nachdem er einen Arbeitsplatz gefunden hatte, ließ er seine Braut, Maria Schöttle aus Granheim, nachkommen. Kurz vor seinem 92. Geburtstag ist er in seiner neuen Heimat gestorben.

Zwei Jahre zuvor, am 23. Oktober 1896, wurde Markus Faßnacht geboren, am 15. Juni 1899 Maria Kreszentia und am 8. Mai 1900 Antonia. Keines von ihnen hat länger als ein Jahr gelebt. Die Zwillinge



Die Mitglieder des «Kriegerverein Untermarchtal», aufgenommen im Jahre 1925. Benedikt Faßnacht, Bauer und Küfermeister, ist in der oberen Reihe ganz links zu erkennen.

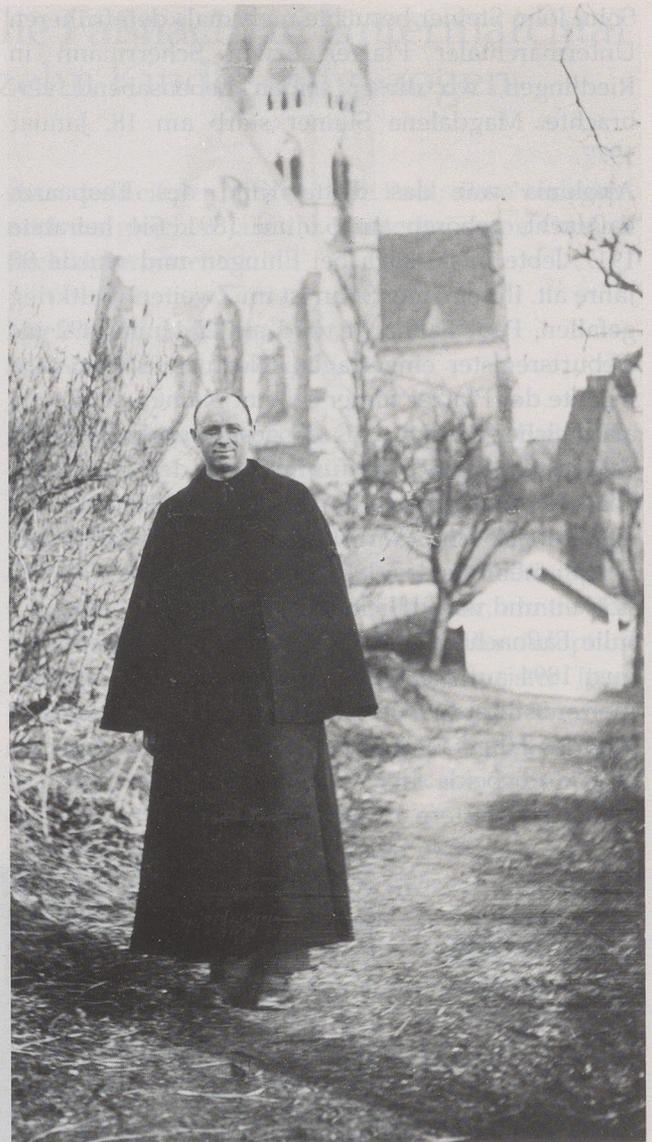
Anna und Frida, von denen Maria Faßnacht am 1. März 1902 entbunden worden war, starben noch am gleichen Tag.

*Franz Xafer, das zwölfte Kind,
wird Bruder Patrik in St. Ottilien*

Damit ist die Aufzählung der Kinder des Ehepaares Maria und Benedikt Faßnacht noch nicht beendet. Franz Xafer kam am 7. Juli 1901 als zwölftes Kind auf diese Welt. Zweiundzwanzigjährig trat er in das Kloster St. Ottilien in Bayerisch Schwaben ein, wo er den Namen Bruder Patrik erhielt. 1975 konnte der Laienbruder das goldene Professjubiläum feiern. Am 6. Juni 1992 wurde Bruder Patrik in St. Ottilien von seinen Brüdern beerdigt. Er hatte als Küfer und Kellermeister für die Gemeinschaft gearbeitet und in den letzten Jahren noch Orgeln und Harmonien für verschiedene Missionsstationen gerichtet. Franz Xafer Faßnacht war Lehrling bei seinem Vater gewesen, einem Küfermeister, und hatte schon als Bub beim Untermarchtaler Pfarrverweser Günter 1915 das Amt des Mesners inne, und dann bis zu seinem Eintritt in das Kloster im Jahre 1923 auch bei Pfarrer Nagel. Über jene Zeit hat der spätere Bruder Patrik einmal geschrieben. *Als Mesner brauchte ich nicht zum Angelusläuten morgens um fünf Uhr, denn das machte mein guter Vater, der dabei auch für seine große Familie betete. Nebenbei habe ich vom Vater das Küferhandwerk erlernt und machte am 21. März 1918 die Gesellenprüfung, welcher 1927 im Kloster St. Ottilien die Meisterprüfung folgte. Ich weiß noch genau, wie mein Vater in den Wald ging und brauchbares Holz für die Holzfässer suchte. Der Wagen, auf den er dieses Holz lud, wurde im Dorf Untermarchtal hergestellt; die Kühe zogen diesen mit Holz beladenen Wagen heim. Zur Herstellung der Fässer hatte man noch keine Maschinen, alles wurde noch von Hand gefertigt. Mein Großvater Späth erzählte, wie sie die Fässer für die damals vier Brauereien im Ort noch mit Holzreifen gemacht hatten. Als Mesner lernte ich auch Pfarrer Sproll in Kirchen kennen, den späteren Bischof der Diözese Rottenburg, welcher 1938 ins Kloster St. Ottilien kam. Am 17. April 1941 war dort die Beschlagnahme des Klosters durch das Hitlerregime. Dreißig Mitbrüder wurden dienstverpflichtet für die Ökonomie. Zur Betreuung derselben wurde ich aufgestellt, denn es durfte kein Priester sein. Bald wurde alles Lazarett, am Ende waren es 900 Betten, und es wurden bis zu 2000 Personen versorgt.*

Die Kirche war geschlossen. Gegen Ende des Krieges wurde ein Bau mit Juden belegt, von denen viele gestorben sind, wie auch der heutige Judenfriedhof beweist.

Eine Orgel mit einer Reihe Pfeifen aus der alten Orgel der Untermarchtaler Pfarrkirche ging 1989 an die Kathe-



Bruder Patrik, Franz Xafer Faßnacht, 1943 im Kloster St. Ottilien.

drale Mbanga in Tansania. Eine weitere Orgel mit alten Untermarchtaler Orgelpfeifen ging an eine Klosterkirche in Korea.

Ich bete täglich für meine liebe Heimatgemeinde Untermarchtal, und es vergeht kein Tag, an dem ich nicht an mein geliebtes Untermarchtal denke.

Das fünfzehnte Kind des Ehepaares Faßnacht wurde am 1. Oktober 1903 geboren und auf den Namen Maria getauft. Sie heiratete 1935 und lebte im nahen Ehingen. Benedikt, der am 28. August 1904 das Licht der Welt erblickte, starb 35jährig in seinem Heimatort Untermarchtal. Am 1. Januar 1906 war Anna Faßnacht geboren worden, und am 17. Dezember desselben Jahres lag ihre Mutter schon wieder im Kindbett und gebar ihren Sohn Anton. Er ist im Zweiten Weltkrieg in Ungarn gefallen.

Das neunzehnte und zwanzigste Kind des Ehepaa-

res Maria und Benedikt Faßnacht sind 1907 und 1909 auf die Welt gekommen und schon als Kleinkinder verschieden. Dieses zwanzigste Kind mit dem Namen Angela, nach zwanzig Ehejahren geboren, – das gibt den statistischen Durchschnitt von einer Geburt pro Jahr –, starb schon nach drei Monaten. Bruder Patrik hat sich noch im hohen Alter genau daran erinnert, wie er als achtjähriger Bub an einem schönen Maienmorgen des Jahres 1909 in großer Eile durch das Dorf Untermarchtal lief. Zur Gotte, zur Patin, war er geschickt worden, denn die kleine Angela, die jüngste im Hause Faßnacht, lag im Sterben, und auch der Arzt konnte nicht mehr helfen. Der kleine Franz Xafer lief weinend durch das Dorf. Als er am Haus des Krämers vorbeikam, dessen Ehe kinderlos war, stand dieser unter der Haustür und rief: *Bua, woromm heulest denn so?* Der kleine Franz gab zur Antwort: *Auser Angela stirbt.* Darauf der Krämer: *Bua, do brauchst it heula, dei Muatter hot no gnuag Leit dohoim.* Diese Begegnung mit dem herzlosen Krämer hat Bruder Patrik noch als alten Mann erregt: *Wenn ich groß gewesen wäre, dann wäre ich dem Krämer ins Gesicht gesprungen.*

Der Vater: Bauer und Küfermeister

Vater Benedikt Faßnacht arbeitete selbständig als Küfer und betrieb nebenbei eine kleine Landwirtschaft. Er hatte sechs Kühe und fuhr oft vierspännig auf das Feld. Früher waren die großen Familien



Benedikt Faßnacht junior, geboren am 28. August 1904 als sechzehntes Kind; er ist am 12. Juni 1938 im Alter von 34 Jahren gestorben.

meist arm, hatten aber einen tiefen Glauben, der alle umfing und beglückte. Hilfe und Entgegenkommen erfuhren Maria und Benedikt Faßnacht auch bei den Dorfbewohnern. Als die Familie 1896 ein Haus baute, lieh sie bei einem begüterten Untermarchtaler 7000 Mark. Dieses Geld konnte Benedikt Faßnacht erst während des Ersten Weltkrieges zurückzahlen; der Gläubiger nahm dieses Kriegsgeld zum Nennwert an.

Gerade in diesem Krieg war die Versorgung einer vielköpfigen Familie wie die der Faßnachts ein ernsthaftes Problem, zumal auch die Schweinezucht gesetzlich eingeschränkt war. Da half der gute Einfall von Franz dem späteren Bruder Patrik, in den leeren Schweineställen Hasen zu halten, doch über einiges hinweg. Selbst das Brot war in jener Zeit knapp und mußte gestreckt werden; so wurden dem Mehl bis zu 60 Prozent Kartoffeln beigegeben.

Maria und Benedikt Faßnacht hatten bei neunzehn Geburten insgesamt zwanzig Kinder. Neun davon starben, wie bereits erwähnt, als Säuglinge oder Kleinkinder. Ein Sohn starb im Alter von 34 Jahren, ein anderer fiel im Zweiten Weltkrieg. Bei der Durchsicht der Nachkommen fällt weiterhin auf, daß vier nach Amerika auswanderten, daß weiterhin vier ins Kloster gingen und eine Tochter Mesnerin wurde. Den neun Frühverstorbenen stehen sechs gegenüber, die zwischen 81 und 91 Jahre alt geworden sind. Zudem lebt noch eine Tochter hochbetagt in den Vereinigten Staaten. Maria und Benedikt Faßnacht konnten den Lebensweg ihrer zahlreichen Kinder noch lange verfolgen. Trotz aller Mühen und Sorgen erreichten sie ein hohes Alter. Vater Benedikt starb am 13. Juni 1945 im Alter von 82 Jahren, die Mutter Maria ein Jahr später 80jährig. Es gibt keinen Hinweis, daß man in der Familie Faßnacht zwölf Heranwachsende als ungewöhnliche Last und Belastung empfunden hätte. Das läßt sich beweisen, denn Maria und Benedikt Faßnacht haben zu ihren eigenen Kindern noch sieben weitere in ihrem Haus aufgenommen.

Wie ist es dazu gekommen? Am 15. November 1909 stürzte Franz Faßnacht, ein Bruder von Benedikt, in Untermarchtal über die Donaubrücke und ertrank im Fluß. War es ein Unglücksfall, war es ein Verbrechen? Die Polizei verhörte viele Männer und kam zu keinem gesicherten Ergebnis. Da seine Frau Apolonia bereits vier Jahre zuvor gestorben war, galt es nun, die fünf Kinder, die Waisen geworden waren, zu versorgen. Die Familie Faßnacht nahm sie auf und behandelte sie wie die eigenen Kinder. So beherbergte das Faßnacht-Haus auf einmal siebzehn Kinder, bis diese selbständig waren und nach



Anna Maria Schmid, aufgewachsen in der Familie Faßnacht, als Franziskanerschwester Maria Maura.

und nach das Anwesen verließen. Die fünf «Neuen» waren Julie, die später in die USA auswanderte, Markus, der Zimmermann wurde und schon 1918 starb, Katharina, Nikolaus und Franziska. Sie zog es es gleichfalls nach Nordamerika; insgesamt sind also sechs Mitglieder dieser Generation zwischen 1910 und 1924 ausgewandert.

Doch damit nicht genug. Maria und Benedikt Faßnacht adoptierten noch zwei weitere Kinder – Magdalena Fuchs und Anna Maria Schmid – und erhöhten damit die Zahl der Heranwachsenden unter ihrem Dach auf neunzehn. Wenn man weiß, daß früher die Kinder ihr Bett vielfach auf der Bühne hatten, dann ist das «unter ihrem Dach» wortwörtlich zu nehmen. Doch wie soll man sich die Mahlzeiten von insgesamt einundzwanzig Personen vorstellen? Und dies nicht etwa als einmaliges Ereignis wie bei festlichen Anlässen, sondern tagaus, tagein! Auf jeden Fall saß auch Magdalena Fuchs aus Lauterach in der Runde am Tisch, deren Mutter Antonia eine Schwester von Benedikt Faßnacht gewesen war. Magdalena lebte nach ihrer Heirat in Obermarchtal, wo sie als letztes der sieben angenommenen Kinder am 5. Juli 1991 gestorben ist.

Anna Maria, das sechste Adoptivkind, geht als Franziskanerschwester nach Kolumbien

Maria und Benedikt Faßnacht taten ihr Herz noch einmal auf, als in der Nachbarschaft Anna Maria Schmid, deren Mutter bei der Geburt am 13. Juni 1901 gestorben war, Waise wurde und den wärmenden Zusammenhalt einer Familie brauchte. In den

ersten Jahren war die kleine Anna Maria von ihren Großeltern, einem Bahnwärterehopaar, aufgezogen worden. Nach deren Tod kam das junge Mädchen in die Familie ihres Vormundes Benedikt Faßnacht, in eine christliche Familie, die sie mit gleicher Liebe umgab wie die eigenen Kinder. Nach der Volksschule absolvierte Anna Maria Schmid bei den Franziskanerinnen im Kloster Sießen bei Saulgau das Lehrerinnen-Seminar. Die Ausbildung zur Lehrerin ermöglichte ihre Tante Lena Retich, die als Oberwärtlerin in der Heilanstalt Zwiefalten tätig war. Danach wollte Anna Maria Schmid in Stuttgart eigentlich Mathematik studieren, entschloß sich aber dann neunzehnjährig zum Eintritt bei den Franziskanerinnen im vorarlbergischen Gaissau. Nach der Einkleidung am 19. März 1921 wurde sie nach Kolumbien geschickt, wo sie ein Jahr später im Franziskaner-Kolleg Cartagena ihre erste Profefß ablegte. Die Barmherzigen Schwestern in Untermarchtal, in ihrem Heimatort, hatten sich vorher unbarmherzig gezeigt und ihr wegen ihrer unehelichen Geburt die Aufnahme verweigert.

Schwester Maria Maura, so ihr Klostername, wirkte 33 Jahre lang in Kolumbien als Lehrerin. Nach ihrer Pensionierung widmete sie weitere zwei Jahrzehnte ihre ganze Kraft den Armen und Notleidenden in den Slums von Bogota und später in Sincelejo, wo sie zum Beispiel Näh- und Handarbeitskurse gab. Diese Haushaltungs- und Nähsschule hatte sie als Siebzigjährige ins Leben gerufen. Die jungen Frauen aus den Slums von Sincelejo, die diese Nähsschule besuchten, konnten mit dem Erlernten sich und ihre Familien ernähren. Mitte Juni 1981 wurde diese Haushaltungs- und Nähsschule von 150 Frauen besucht. Das Schlimmste für Schwester Maria Maura war, daß sie damals rund 40 Frauen abweisen mußte, da sie weder genug Nähmaschinen kaufen noch die zusätzlich benötigten Lehrkräfte besolden konnte. Vom Staat und der Stadt erhielt sie für ihre Arbeit viel Lob, aber keinen Peso. Die Gehälter ihrer kolumbianischen Nählehrerinnen bezahlte sie aus Spenden aus Deutschland. Auch die Stoffe, die sie für den Nähunterricht benötigte, erhielt sie aus deutschen Kleiderspenden.

Am 20. Mai 1980 konnte Schwester Maria Maura ihr diamantenes Jubiläum als Nonne feiern, war sie seit sechzig Jahren Franziskanerin. Sie erhielt aus diesem Anlaß einen Freiflug in ihre Heimat und lebte mehr als zwei Monate lang bei ihrer Stiefschwester Maria Baur in Ehingen an der Donau. Am Fronleichnamstag 1981 besuchte sie ihren Geburtsort Untermarchtal, wo Kirchengemeinde und Kloster gemeinsam zugunsten der Kirchenrenovation feierten. Im Saal von St. Notburga, der voll besetzt war,



Schwester Maria Maura in der Mitte ihrer Nähschülerinnen im kolumbianischen Sincelejo.

berichtete Schwester Maria Maura in ihrer fröhlichen Art von Erlebnissen mit den amtlichen Stellen in Kolumbien und beklagte die krassen sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze in diesem südamerikanischen Land. Ohne Hilfe aus der Heimat – Misereor, Spenden des Klosters Untermarchtal und vieler Privatleute – wäre manches nicht zu bewältigen.

Schwester Maria Maura war gerne zu Scherzen aufgelegt und spielte ihren Mitschwestern öfters einen Schabernack. Ihre größte Freude war jedoch, helfen zu können, vor allem den Armen. Bis ins hohe Alter korrespondierte sie mit ihren Geschwistern, mit Bruder Patrik in St. Ottilien und Schwester Benedikta im Kloster der Heimsuchung Toledo/USA.

Am 19. April 1989 ist Schwester Maria Maura in

Barranquilla im 88. Lebensjahr nach einem Herzinfarkt gestorben. In der Morgenfrühe des folgenden Tages wurde ihre sterbliche Hülle nach Cartagena überführt, und nun ruht sie dort im Friedhof des kolumbianischen Mutterhauses der Franziskanerinnen. Der Bischof von Sincelejo, Monseñor Jaramillo Duque, hielt das Totenamt und begleitete sie zur letzten Ruhestätte, gefolgt von zahlreichen Priestern der Diözesen Cartagena und Sincelejo, von vielen Schwestern, dem Lehrpersonal, Schülern und zahlreichen Armen, die ihre Wohltäterin auf ihrem letzten Gang begleiteten.

Im Rückblick auf ihre Kindheit und Jugend sowie auf ihre Pflegeeltern Maria und Benedikt Faßnacht hat Schwester Maria Maura einmal dankbar bekannt: *Die hent sichtbar da Seaga Gottes erfahra.*

Margarete Brucklacher

In den 20er Jahren wohnte in Betzingen Rektor Guido Neth. Er spielte in der evangelischen Mauritiuskirche die Orgel. Von dieser Orgel wird überliefert, daß sie einmal an einer Konfirmation nicht gespielt werden konnte, weil eine Maus den Blasebalg zerfressen hatte; jedenfalls eine hungrige Kirchenmaus. Ein Monteur war auf die Schnelle nicht aufzutreiben, ist ein Orgelbauer doch ein Künstler, wie er selber von sich sagt, und kein Handwerker. Ein Harmonium, das man in die Kirche geschafft hatte, sorgte dann für den musikalisch-feierlichen Rahmen bei der Konfirmation.

Der vorhin erwähnte Lehrer Neth, geboren im Jahr 1860, war sehr streng. Kaum hatten die Kinder

Letztes Leichensingen in Betzingen

ihren «Ranzen» abgelegt, da rief er: «Zweit Stemm raus»! Es mußten Noten gelesen werden, zum Schreck derjenigen, die den Noten nach nur «rauf und runter» sangen. Jeden Sonntag morgen spielte Neth bei geöffnetem Fenster einen Choral. Dazu sang er, daß die ganze Nachbarschaft Ohr war.

In jener Zeit besaß Betzingen, das bereits ein Stadtteil von Reutlingen war, etwa 2000 Einwohner. Starb jemand, so meldete es der Pfarrer dem Lehrer, damit dieser mit seinen Schülern die Lieder einstudierte. Der Chor bestand meistens aus 32 Mädchen und – der tiefen Stimmen wegen – ein paar Buben. Zu Ehren des Verstorbenen, der im Haus aufgebahrt war, wurde vor dem Trauerhaus gesungen.

Dann zog der Leichenzug vor das Kirchenhoftor mit dem Lied: *Tor des Friedens öffne dich!* Im Friedhof selber wurde vor der Predigt und danach ein Lied angestimmt. Der Rektor war unerbittlich; er verwies die kleinen Sänger sofort vom Platz, die aus Neugier gern dem «Kondolieren» oder dem «Heulen» zugesehen hätten.

1918 grassierte im ganzen deutschen Reich eine grausige Grippe; viele Menschen verloren ihre Haare. Die Leichensänger kamen aus den schwarzen Lüsterschürzen gar nicht mehr heraus. Die Belastung der Schüler läßt sich leicht vorstellen: Kinderhüten, Feldarbeit, Lernen – jeden Morgen vor dem Schulgang wurde abgehört! –, Essentragen und ein Leichensingen, das «sitzen» mußte. Als Rektor Neth altershalber pensioniert wurde, sollte das Leichensingen aufhören. Dann starb eine junge Frau Ecke Braicke- und Birkenstraße, deren Angehörige «bitteten und bettelten», die Kinder sollten doch noch ein letztes Mal singen; was auch Karfreitag 1919 geschehen ist. Das war das letzte Betzinger Leichensingen; niemand führte diesen Brauch fort. Guido Neth hatte Söhne und Töchter. Ein Sohn ging nach Afrika; er schickte dem Vater immer Blumensamen heim, der wenigstens fremdländische Blüten in die Betzinger Vorgärten brachte. Als die Lehrersfrau gestorben war, zog der Witwer zu einer Tochter nach Zuffenhausen. Wie es sich gehörte, verabschiedete er sich vorher von der Nachbarin «Chrischde». Diese sagte zu ihm: *Herr Lehrer, wenn*

sie amol sterbet, komm i zo ihrer Leicht! Da Christine aber zuerst das Zeitliche segnete, wurde Neth zur Beerdigung eingeladen. Jedoch der sonst so harte, gefürchtete und strenge Mann ließ wissen: *Es würde mir das Herz brechen, wenn ich noch einmal nach Betzungen käme.*

Die Leichensingerlieder müssen eine sehr schöne Melodie gehabt haben. Sie stammten aus dem «Dölker-Gesangbuch». Ob dieser Name richtig überliefert ist, steht nicht fest. Eine Frau von Unterhausen, heute 93 Jahre alt, hat es von ihrer «Ahne» zur Konfirmation geschenkt bekommen; es liegt noch wohlverwahrt in ihrer Schublade. Die folgenden Verse, nach dem Aufsagen niedergeschrieben, machen deutlich, was der Lehrer geleistet hat, denn nach 70 Jahren saßen die Verse noch, dem Ausspruch nach: *Mr hot oifach äbbes glernet!*

*Tod, mein Hüttlein kannst du brechen,
das ein Werk von leimen ist.
Aber du hast nichts zu rächen,
meine Schulden sind gebüßt.
Doch nicht von mir – der Mittler starb dafür!*

*Ja, er ist auch auferstanden
mir auch zur Gerechtigkeit.
Unter Christi Blutsverwandten
ist mir eine Stell bereit.
Dort geht mein Blut hinein –
wo auch ich soll leben sein.*



Betzinger Familie im Ersten Weltkrieg: links Barbara Kemmler geborene Brucklacher mit den Söhnen Erich – auf dem Schoß – und Emil; der Vater Jakob Kemmler stammte aus Ohmenhausen. Sie trägt Betzinger Tracht, er ist als Soldat wohl auf Heimaturlaub.

Da und dort kann man sie noch in Heimatmuseen antreffen, die alten gußeisernen Ortsschilder mit Truppenteil-Angaben aus der Zeit des Königreichs Württemberg. Sie waren einst in jeder Stadt, Gemeinde und in jedem Weiler zu finden. Nach dem Ersten Weltkrieg hatten sie keine Bedeutung mehr, doch sie blieben vielfach hängen und nannten dem wandernden oder fahrenden Fremden den Namen des Ortes. Als die Automobile zahlreicher wurden als die Wanderer, da wurden diese Tafeln abgelöst von gelben Ortsschildern aus Blech, die Reifenfirmen hilfreich und mit Reklame versehen aufstellten. Längst sind auch diese Schilder ersetzt durch die amtlichen Ortstafeln, die dem Kraftfahrer anzeigen, in welchen Ort er kommt und daß er seine Geschwindigkeit herabsetzen muß.

Die alten Truppenteil-Tafeln – amtlich hießen sie *Landwehr-, Bataillons- und Kompagnie-Bezeichnungen* – sind keine schwäbische, sondern eine preußische Erfindung. Unter König Friedrich Wilhelm III. – er regierte von 1797 bis 1840 – wurde 1814 in Preußen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Sechs Jahre später kehrte der König von einer Reise durch seine nördlichen/nordöstlichen Landesteile in die Residenz Berlin zurück und ließ daraufhin ein Schreiben an sein Königlich Preussisches Kriegsministerium richten: *Teplitz 25. August 1820. Ich habe in Pommern die Einrichtung gefunden, daß die Dörfer mit ihrem Namen bezeichnet sind, und will, daß solche in Absicht der Dörfer und Flecken allgemein werde, wogegen es bei den Städten dieser Bezeichnung nicht bedarf. Zu dem Ende beauftrage ich Sie, die Verfügung zu treffen, daß da, wo die Straße durch- oder vorüberfährt, alle Dörfer und Flecken mit ihrem Namen, und zwar diese in großer Schrift, ferner mit dem Namen des Kreises, und mit der Nummer des Landwehrregiments, zu welchem das Dorf oder Flecken gehört, bezeichnet werden.*

Friedrich Wilhelms Wunsch wurde 1823 an den Königlich wirklichen Geheimen Rat und Ober-Präsidenten von Heydebreck, Exzellenz, weitergegeben mit genauen Angaben über Form, Größe, Reihenfolge der Angaben, Abkürzungen usw. So entstanden die Ortstafeln mit Truppenteil-Angaben im Königreich Preußen.

Nach preussischem Vorbild werden 1876 Tafeln für alle Gemeinden in Württemberg angeordnet

Nachdem 1871 das Deutsche Reich gegründet und der preußische König Wilhelm I. zugleich deutscher



Kaiser geworden war, wurde das Heerwesen in Deutschland in vielen Beziehungen neu organisiert. Das Generalkommando des 13. Königlich Württembergischen Armeekorps griff 1874 den Gedanken der Truppenteil-Tafeln auf und schrieb an das Königlich Kriegsministerium zur Weiterleitung an das Ministerium des Innern: *Im größten Theile des Deutschen Reichs ist auf den Ortstafeln nicht nur der Verwaltungsbezirk (Kreis, Oberamt) sondern auch der Landwehrbataillons- und Kompagniebezirk angegeben, in welchen die Gemeinde gehört. Diese Einrichtung hat sich besonders dadurch als eine sehr praktische bewährt, daß:*

1. Die militairische Territorial-Eintheilung allgemeiner bekannt wird.
2. Die im militairischen Dienstverhältnisse stehenden Mannschaften stets an dieses Verhältnis sowie an ihre Zugehörigkeit zu dem betreffenden Landwehrbataillon resp. zu der betreffenden Kompagnie erinnert werden.
3. Die gedachten Mannschaften beim Verziehen von einem Ort in den andern sofort mit dem Eintreten in den neuen Aufenthaltsort ihren nunmehrigen Truppenteil erfahren und an ihre Meldepflicht erinnert werden.

Das Generalkommando erachtet die angeführten Vortheile für so erheblich, daß es wohl angezeigt wäre, diese Einrichtung auch in Württemberg zur Einführung zu bringen, und ersucht das Königlich Ministerium des Innern, in Verbindung treten zu wollen.

Das Ministerium des Innern gab 1876 im Amtsblatt einen Erlaß heraus, der diesen Anregungen entsprach und die Aufnahme der Landwehr-, Bataillons- und Kompagnie-Bezeichnungen in die bisher meist schon üblichen Ortstafeln anordnete: *Die Königl. Oberämter werden daher veranlaßt, bei den Gemeinden darauf hinzuwirken, daß im Fall von Neu-*

GENERAL-COMMANDO

Section I. No. 2811/74

St. 24. 7. 74 St. 10
 P. 24/7. 74 St. 10
 Stuttgart, den 20. Juli 1874

Im größten Theile des deutschen Reichs ist auf den Ortstafeln nicht nur der Verwaltungsbezirk / Kreis, Oberamt etc. etc., sondern auch der Landwehrbataillons- und Kompagniebezirk angegeben, in welchen die betreffende Gemeinde gehört. Diese Einrichtung hat sich besonders dadurch als eine sehr praktische bewährt, daß:

1. die militärische Territorial-Eintheilung allgemein bekannt wird.

2. die im militärischen Dienstverhältnisse stehenden Mannschaften stets an dieses Verhältniß, sowie an ihre Zugehörigkeit zu dem betreffenden Landwehrbataillon resp. zu dem betreffenden Kompagniebezirk erinnert werden.

3. die gedachten Mannschaften beim Verziehen von einem Ort in den andern (...) an ihre Meldepflicht erinnert werden.

Stuttgart, den 20. Juli 1874, Erlaß des General-Commandos des 13. Königlich Württembergischen Armee-Corps: «Im größten Theile des deutschen Reichs ist auf den Ortstafeln nicht nur der Verwaltungsbezirk/Kreis, Oberamt etc., sondern auch der Landwehrbataillons- und Kompagniebezirk angegeben, in welchen die betreffende Gemeinde gehört. Diese Einrichtung hat sich besonders dadurch als eine sehr praktische bewährt, daß: 1. die militärische Territorial-Eintheilung allgemeiner bekannt wird. 2. die im militärischen Dienstverhältnisse stehenden Mannschaften stets an dieses Verhältniß (...) erinnert werden. 3. die gedachten Mannschaften beim Verziehen von einem Ort in den andern (...) an ihre Meldepflicht gemahnt werden.»

schaffungen und Reparaturen von Ortstafeln letztere mit entsprechender Aufschrift nach der den Oberämtern direkt zugehenden lithographirten Musterzeichnung versehen werden. Die Musterzeichnung war in Originalgröße beigelegt und zeigte die genaue Aufteilung der Tafel für die Nennung des Ortes und der Truppenteile. Bis zum 1. Januar 1878 sollte Vollzug gemeldet werden.

Da schon vor diesem Erlaß in den meisten Gemeinden «Ortsstöcke und Tafeln» aus Gußeisen aufgestellt und in der Regel in Schwarz/Rot, in den württembergischen Farben, bemalt waren, wurde von verschiedenen Seiten erörtert, ob nicht aus Sparsamkeitsgründen für eine Übergangszeit zunächst einmal die Truppenteil-Bezeichnung gefertigt und getrennt von der Ortstafel angebracht wer-

den könnte. Zu einem späteren Zeitpunkt wäre dann die kombinierte Tafel anzuschaffen. Das Generalkommando war jedoch mit dieser Lösung nicht einverstanden: Von der provisorischen Maßnahme, die Aufschrift vorläufig auf einer am Rathhaus oder an einem anderen öffentlichen Gebäude anzuschlagenden Tafel herzustellen, verspricht man sich wenig Nutzen, das Provisorium würde bei einem Theil der Gemeinden eher eine Abschwächung des Interesses für die Sache zur Folge haben.

Die gußeisernen Ortstafeln aus Wasseralfingen sind heute gesuchte Sammlerobjekte

Somit wurden in Württemberg die Landwehr-, Bataillons- und Kompagnie-Bezeichnungen in die

Ortstafeln integriert. Diese waren beim Königlichen Hüttenwerk in Wasseralfingen zu bestellen und kosteten samt Anstrich und Verpackung 9 Gulden 35 Kreuzer. Die Markwährung stand kurz vor ihrer Einführung. Zum Preisvergleich: damals brachte ein Bürger aus Marbach am Neckar in der Zeitung eine Anzeige, in der er für 10 Gulden 30 Liter Wein anbot. Waren für die Ortsbezeichnung mehr Buchstaben erforderlich, als in der Musterzeichnung vorgegeben, so mußten je Buchstabe zwei Kreuzer zugezahlt werden, umgekehrt gab es denselben Nachlaß. Die Gemeinde Murr bekam es also billiger als der Weiler Hinterwestermurr.

Zum Stichtag am 1. Januar 1878 konnten die meisten Oberämter Vollzug melden, so auch das Oberamt Marbach, zu dem damals das ganze Bottwartal und Auenstein gehörten. Die Oberämter Besigheim, Leonberg, Ludwigsburg und Vaihingen/Enz waren noch im Verzug. *Die Ortstafeln sind im Bezirk Marbach überall von Gußeisen an den Rathhäusern angebracht.* Im Bericht des Oberamts Besigheim heißt es: *In sämtlichen Gemeinden des Bezirks – Bietigheim und Kirchheim ausgenommen – ist die Bezeichnung an den Ortstafeln oder Rathhäusern angebracht resp. wird im Laufe des Monats Januar noch angebracht werden.*

Der Oberamtmann von Vaihingen/Enz meldete nach Stuttgart: *In 10 Gemeinden des Bezirks ist die Landwehr-Bataillons-Bezeichnung auf den Ortstafeln schon angebracht, theils im Hüttenwerk Wasseralfingen bestellt. In sämtlichen übrigen Gemeinden sind Tafeln nach dem erhaltenen Muster am Rathaus angebracht.* Aus dem Oberamt Besigheim wird berichtet: *Der Gemeinderat Bietigheim ist der Ansicht, die Anbringung der Tafel sei Sache der Kriegsverwaltung, falls sie dieselbe für absolutes Bedürfnis erachte, und deshalb nicht zu bewegen, eine Tafel anbringen zu lassen. Der Gemeinderat Kirchheim wird eine Ortstafel anlässlich der Neubeschaffung resp. Reparatur anbringen lassen.* Am 20. Dezember 1878 jedoch waren dann in allen Gemeinden und Städten des Königreichs Württemberg die geforderten Tafeln angebracht.

Den Ortstafeln mit den Truppenteil-Bezeichnungen war, obwohl aus Gußeisen gefertigt, kein langer Bestand beschieden. Nach vierzig Jahren hatten sie, was die militärische Bedeutung anlangte, nur noch den Wert des Metalls, aus dem sie einst in Wasseralfingen gegossen worden waren. Wen wundert's, wenn die meisten Tafeln dann auch beim Alteisenhändler gelandet sind. Die vorletzten übriggebliebenen wurden schließlich das Opfer von



Erinnerungsbild eines württembergischen Ulanen an die aktive Dienstzeit; und als Reservist wird er wissen, wohin er gehört, dank der Truppenteil-Tafel.

Rohstoffsammlungen während des Zweiten Weltkrieges, und nur die letzten sind noch vereinzelt da und dort in Heimatmuseen zu finden. Wo aber das Fehlen der Tafel schmerzlich empfunden wird, kann diese nachgegossen werden, vorausgesetzt es findet sich das Original bei einem früher erfolgreichen Hobbysammler. Die Gemeinde Großaspach hatte das Glück.

Die Truppenteil-Tafel von Allmersbach am Weinberg, das zum Oberamt Marbach gehörte, konnte gerade noch vor dem Verschrotten bewahrt werden. Ihr aufmerksamer Retter hat sie «souvenirjägerfest» in seine Gartenmauer integriert. So ist sie erhalten geblieben. Eine allerletzte allerdings hängt noch furchtlos und treu, brav und angerostet am ehemaligen Rathaus in Pfahlbronn, Gemeinde Alfdorf, an ihrem Platz, wie es einst das Gesetz befahl.

QUELLEN:

Hauptstaatsarchiv Stuttgart M1/4 Bü 41.

Mitgliederversammlung 1993

Die diesjährige Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes findet am **Samstag, 3. April 1993, 14.00 Uhr in Heilbronn, Festhalle Harmonie, kleiner Saal** statt. Ich lade alle Mitglieder zu dieser Versammlung herzlich ein.

Tagesordnung:

1. Begrüßung und Grußworte
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Geschäftsführers
4. Bericht des Schatzmeisters
5. Bericht des Kassenprüfers
6. Entlastung des Vorstands durch die Mitgliederversammlung
7. Sanierung der Gebäude Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3 in Stuttgart durch Einbau der Geschäftsstelle des Vereins: Durchführung des Vorhabens, Finanzierung, Spenden
8. Verleihung einer Ehrenmitgliedschaft
9. Ehrungen
10. Entscheidung über eingegangene Anträge
11. Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens vor der Versammlung dem Vorsitzenden schriftlich zu übermitteln.

Heilbronn ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut zu erreichen; Stuttgart Hbf. ab 12.16 Uhr, Heilbronn an 13.01 Uhr. Für Pkw-Benutzer, die Fahrgemeinschaften bilden sollten, stehen in der Harmonie-Tiefgarage Parkplätze in ausreichender Zahl zur Verfügung.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung um ca. 16.00 Uhr besteht die Möglichkeit, an einer Stadtführung teilzunehmen. Für Gruppen, die mit dem Bus anreisen, kann auf Wunsch auch eine Stadtrundfahrt organisiert werden. Dies bedarf der rechtzeitigen Anmeldung über die Geschäftsstelle des Vereins.

Die Mitgliederversammlung bietet wieder die Möglichkeit, mit den Vorstandsmitgliedern ins Gespräch zu kommen. Der Vorstand will informieren, aber auch Ihre Anregungen und Ihre Meinung hören. Deshalb wünschen wir uns einen zahlreichen Besuch unserer Mitglieder.

Martin Blümcke, Vorsitzender

Stadtrundgang in Heilbronn im Anschluß an die Mitgliederversammlung:

Die mittelalterliche Stadt Heilbronn wurde bei dem schweren Luftangriff am 4. Dezember 1944 nahezu vollständig zerstört. Trotzdem wurde vieles wieder instand-

gesetzt oder aufgebaut, so daß die moderne Stadt heute doch wieder zahlreiche Sehenswürdigkeiten aufweist: Marktplatz mit Rathaus und Käthchenhaus, im Rathaus Ehrenhalle mit Modellen des alten, zerstörten und wiederaufgebauten Heilbronn, Kilianskirche aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit gotischem Langhaus und Renaissance-Turm sowie Hochaltar von Hans Seyfer, Deutschordensmünster mit Marienkapelle (um 1240), sogenannter «Deutschhof», Sitz der Landkommende Heilbronn des Deutschen Ritterordens.

Jahresbeitrag 1993

Im Laufe des Monats März 1993 erhalten die Mitglieder die Aufforderung, den Jahresbeitrag 1993 zu bezahlen. Dieser beträgt für Einzelmitglieder 40,- DM, für juristische Personen 80,- DM. Der diesjährigen Beitragsaufforderung ist auch gleichzeitig die Mitteilung über die Möglichkeit zur Verwendung des Belegs bei der Einkommensteuerveranlagung beigelegt. Diese gilt jedoch nur für Spenden über den Mitgliedsbeitrag hinaus bis zu 100,- DM. Mitglieder, die mehr als 100,- DM spenden, erhalten wie bisher eine besondere Spendenbescheinigung von der Geschäftsstelle.

Der Jahresbeitrag deckt die Kosten der Zeitschrift Schwäbische Heimat kaum noch. Die Kosten betragen annähernd 240 000,- DM. Bei 6000 Mitgliedern ergibt dies 40,- DM je Mitglied bei vier Heften der Schwäbischen Heimat im Jahr. Der Vorstand hat aber angesichts des Spendenaufrufs für die Sanierung der Stuttgarter Alstadthäuser von einer Beitragserhöhung abgesehen, um die Belastung in Grenzen zu halten. Umso mehr hoffen wir auf Ihre finanzielle Unterstützung für die Sanierung und den Einbau unserer neuen Geschäftsstelle in die Häuser Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3. Es versteht sich, daß wir auch unseren Aufgaben im Bereich Naturschutz weiterhin nachkommen wollen. Dazu gehört der Erwerb von Grundstücken in geschützten Gebieten; 1991 waren das immerhin fast dreizehn Hektar.

Neuer Abonnement-Preis für die Schwäbische Heimat

Angesichts des bestehenden Kostendrucks und weiterer Kostensteigerungen wie der Erhöhung der Mehrwertsteuer und der Postgebühren für den Versand der Zeitschrift hat der Vorstand beschlossen, das Jahresabonnement ab 1993 von bisher 44,- DM auf 48,- DM zu erhöhen. Das Einzelheft kostet demnach 12,- DM.

Ausschreibung: Denkmalschutzpreis 1993

Sehr geehrte Kulturdenkmalbesitzer, Architekten und Denkmalpfleger!

Der seit 1992 partnerschaftlich vom Schwäbischen Heimatbund und von der Württemberger Hypo verliehene Denkmalschutzpreis soll auch 1993 wieder den privaten Bauherrn zugute kommen, die vorbildlich und beispielhaft Denkmale erhalten. Sind Sie Kulturdenkmalbesitzer und haben Sie ihren Altbau in den vergangenen drei Jahren erneuert, saniert, renoviert und damit erhalten, so fordern wir Sie auf, sich um diesen Preis zu bewerben.

Gefragt sind auch Architekten, Denkmalpfleger und Mitarbeiter in den Baurechts- und Denkmalschutzbehörden, vorbildliche Leistungen für die Preisverleihung vorzuschlagen oder Eigentümer zur Bewerbung zu ermuntern. Die Jury erwartet wie in den vergangenen Jahren gute Bewerbungen. Sie setzt sich insbesondere aus Fachleuten der Bereiche Architektur, Denkmalpflege, Kunstgeschichte und Volkskunde zusammen. Die Objekte sollten im Vereinsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes liegen, also in den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen. Die Verleihung findet in einer öffentlichen Veranstaltung statt.

Martin Blümcke

Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes

Dr. Jürgen Blumer

Vorstandssprecher der Württemberger Hypo

Schwäbischer Heimatbund und Denkmalpflege

Denkmalpflegerisches Handeln war bereits bei der Gründung des Schwäbischen Heimatbundes 1909 eine der wichtigen Aufgaben, die sich die Gründungsmitglieder gestellt hatten.

Der Gründungsauftrag des damaligen «Württembergischen Bundes für Heimatschutz» spricht von der einzigen und großen Aufgabe, «die Heimat gegen die mancherlei Verwüstungen, die ihr drohen, zu schützen und sie in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart zu erhalten. Wir wollen dabei alle Übertreibungen vermeiden und durchaus dem modernen Leben mit seinen veränderten Forderungen Rechnung tragen. Wir wollen nicht immer Klagelieder anstimmen, wenn ein altes baufälliges Haus abgerissen wird und einem Neubau Platz machen muß. Das wäre töricht und unverständlich gehandelt». An dieser Zielvorstellung hat sich bis heute nichts geändert.

Mit einer aktiven Denkmalpflege versucht der Schwäbische Heimatbund heute, den aktuellen gesellschaftlichen Anforderungen durch Initiativen gerecht zu werden. So hat der Verein in vielen Fällen mit dazu beigetragen, Kulturdenkmale zu erhalten, neu zu nutzen und der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen. Ziel des Schwäbischen Heimatbundes ist und bleibt es, privates Engagement zu wecken und so weit als möglich auch zu unterstützen. Der vom Schwäbischen Heimatbund 1978 gestiftete Denkmalschutzpreis verfolgt diesen Zweck.

Der Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo

Der Denkmalschutzpreis ist eine Auszeichnung für die beispielhafte denkmalpflegerische Leistung, die ein Privatmann für die Erhaltung und Pflege seines Eigentums erbracht hat. Prämiert werden Gebäude, die innen wie außen denkmalpflegerisch erhalten, gepflegt und – soweit notwendig – erneuert wurden. Denkmalpflegerisch beispielhaft können bei Erhaltungsarbeiten und auch bei Veränderungen am Gebäude nur Maßnahmen sein, die das Kulturdenkmal in seinem historisch gewachsenen Erscheinungsbild so weit als möglich bewahren und damit ein Stück Geschichte erhalten. Dabei kann das Spektrum von bescheidenen, handwerklich-soliden Lösungen bis hin zu bewußt modernen Akzentuierungen reichen, wenn sie das Kulturdenkmal pfleglich behandeln und gestalterische Maßnahmen sich in das historische Erscheinungsbild einfügen. Bewerbungen sind dabei nicht nur auf Kulturdenkmale im Sinne des Denkmalschutzgesetzes von Baden-Württemberg beschränkt, sondern ausgedehnt auf Bauten, die das denkmalpflegerische Erhalten im Zusammenhang mit einer dem Gebäude angemessenen Nutzung zeigen.

Denkmalpflegerisches Handeln, verbunden mit hohem persönlichem Engagement von Eigentümer und Architekt, wird mit einer Urkunde, Plakette und einem Geldpreis in Höhe von je 10 000,- DM honoriert. Es werden bis zu fünf Preisträger ausgezeichnet.

Anforderungen an die Bewerbungen:

Bitte machen Sie, soweit möglich, Angaben über Ihr Gebäude, damit wir Ihr Objekt besser beurteilen können:

1. Chronologischer Abriß der Baugeschichte und der Restaurierungsgeschichte mit Bildern; voriger Zustand, Umbauphasen, neuer Zustand.
2. Planunterlagen: Bauaufnahme, Bauuntersuchungen, restauratorische Untersuchungen, Baugesuch, Gegenüberstellung vorher – nachher, Baugenehmigung und denkmalschutzrechtliche Genehmigung, Zeitungsberichte.
3. Stellungnahme des zuständigen Gebietsreferenten des Landesdenkmalamtes.
4. Beschreibung des Nutzungskonzepts: Gebäudestruktur mit historischer und neuer Nutzung, Probleme und Maßnahmen.
5. Beschreibung von wichtigen Restaurierungsarbeiten, Materialien und Techniken.
6. Beschreibung neuer Gestaltungselemente: Materialien und Techniken.
7. Zeitpunkt des Abschlusses der Erneuerungsarbeiten: Dieser darf nicht länger als drei Jahre zurückliegen.

Bewerbungen richten Sie bitte **bis zum 30. April 1993** an:
Schwäbischer Heimatbund
Charlottenplatz 17/II
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 16 38

Ausschreibung: Kulturlandschaftspreis des Schwäbischen Heimatbundes 1993

Der Schwäbische Heimatbund setzt sich mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln dafür ein, daß die durch Menschenhand in Jahrtausenden geschaffene Kulturlandschaft mit ihrer Flora und Fauna geschützt sowie die Artenvielfalt und Schönheit der heimischen Fluren bewahrt werden. Der unersetzliche Reichtum verschiedenartiger und zugleich unverwechselbarer Landschaftsbilder als gewachsene Ökosysteme soll auch kommenden Generationen weitestgehend erhalten bleiben.

Diese ganzheitliche Zielsetzung beruht auf den Erkenntnissen historisch bewährter Bewirtschaftungsformen und den Erfahrungen der Landnutzung im Einklang mit der Natur. Sie soll Beispiel geben für die Versöhnung von Ökonomie und Ökologie sowie eine realistische Orientierung für die Praxis vor Ort bieten. Mit dem Kulturlandschaftspreis sollen besondere Verdienste um die Erhaltung, Pflege und Wiederherstellung von Kulturlandschaften gewürdigt werden.

Ausgezeichnet werden sollen Ausschnitte unserer Kulturlandschaft, in denen eine nachhaltige, traditionsbewußte Nutzung der Landschaft unter Berücksichtigung der naturgegebenen Voraussetzungen, der Ökologie, der Charaktermerkmale, der Landschaft und der Ästhetik erfolgt. Vorgeschlagene Objekte sollen sich nicht ausschließlich auf den Naturschutzaspekt beschränken, sondern sie sollen vielmehr die enge, ausgewogene Verzahnung von Natur, Landschaft, Kultur und Heimat und die Anpassung von Nutzungsweisen an die Natur versinnbildlichen.

Denkbar und damit «preisverdächtig» sind beispielsweise:

- die traditionelle Bewirtschaftung von Mädern der Albhochfläche,
- die Erhaltung und Pflege von Wachholderheiden,
- die sachgerechte, längerfristig angelegte Pflege von Heckenlandschaften,
- die Sicherung von Trockenmauern in Weinbergen oder ehemaligen Weinbergen,
- die Pflege und Aufrechterhaltung eines Wiesenwässersystems,
- die Wiederherstellung alter Weiher, Hülen und ähnlichem,
- das bewußte Belassen und die Pflege von Ackerrainen, breiten Randstreifen für Ackerwildkräuter, Viehtrieben usw. oder das Bewahren alter bäuerlicher Strukturen und Bewirtschaftungsweisen auf andere Weise,
- die Pflege oder Wiederherstellung von Zeugnissen der Flößerei,
- die bewußte Bewahrung und Pflege alter geschichtsträchtiger Wege,
- die Sicherung, Pflege und Wiederherstellung von Hohlwegen,
- die sachgerechte Pflege und Förderung von Hecken, Straßen und Wegalleen, Baumgruppen in der freien Landschaft,

- die Pflege, Förderung oder Neuanlage größerer Obstwiesen in Ortsrandnähe oder in traditionellen Obstbaulagen,
- Maßnahmen zur Erhaltung und die Wiederherstellung von Mühlkanälen,
- die Bewirtschaftung eines Privatwaldes als Hudewald, als Nieder- oder Mittelwald,
- die Restaurierung von Weinberghüter- oder Feldschützunterständen, Gruhen, Sühnekreuzen, Bachbrücken aus Naturstein oder anderer Flurdenkmäler,
- die gelungene Einbeziehung eines Steinbruches, einer Lehmgrube oder einer Kiesgrube in die Umgebung durch vorbildliche, der Umgebung angepaßte Rekultivierung.

Den Preis erhalten **Eigentümer, Einzelpersonen oder Gruppen**, die eine Kulturlandschaft betreuen, wobei der Vorschlag von jedermann eingereicht werden kann. Private Maßnahmen werden öffentlichen Aktionen in der Regel vorgezogen. Das Gebiet muß jedoch im Vereinsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes, also in den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen, liegen. Über die Verleihung entscheidet eine Jury; der Preis wird in einer öffentlichen Veranstaltung übergeben. Die Preissumme beträgt DM 8000,-; sie kann aufgeteilt werden.

Der Jury gehören an: Prof. Hans Luz, Stuttgart, Freier Garten- und Landschaftsarchitekt; Dr. Hans Mattern, Stuttgart, Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart; Dr. Oswald Rathfelder, Ltd. Ministerialrat a. D. im Ministerium Ländlicher Raum; Peter Stoll, Tübingen, Forstpräsident; Prof. Dr. Friedrich Weller, Fachhochschule Nürtingen; Reinhard Wolf, Marbach, Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe; Prof. Dr. Erwin Zillenbiller, Veringenstadt, Ministerialdirigent a. D. im Ministerium Ländlicher Raum.

Die **Vorschläge** sind darzustellen, möglichst mit Fotos zu veranschaulichen und **bis zum 1. Juni 1993** an den Schwäbischen Heimatbund, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1 zu senden.

Kulturlandschaftspreise des Schwäbischen Heimatbundes am 12. November 1992 in Hayingen verliehen

(Alb-Bote) Zum zweiten Mal hat der 6000 Mitglieder zählende Schwäbische Heimatbund den im vergangenen Jahr gestifteten Kulturlandschaftspreis vergeben. Etwa 300 Gäste waren aus diesem Anlaß in die Hayinger Turn- und Festhalle gekommen. Der Ort der Ehrung hatte seinen Grund: Einer der drei mit je 2000 Mark dotierten Hauptpreise erhielt die Betriebsgemeinschaft Maisenburg. Öffentliche Anerkennung erfuhren zudem unter



Nach der Verleihung von rechts nach links: Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, Bernhard Bauer, Ministerialdirigent im Umweltministerium, die Hauptpreisträger Helmut Fröhlich (Vierter von rechts), Dr. Anette Bürkle (Achte von rechts), Bernhard Stockmayer (Zwölfter von rechts) und Georg Traub (Dreizehnter von rechts).

anderem die Ortsgruppen Rietheim und Mehrstetten des Schwäbischen Albvereins. In seiner Festansprache vertrat Ministerialdirigent Bernhard Bauer vom Stuttgarter Umweltministerium die Auffassung, daß eine Neuorientierung von Wirtschaft und Gesellschaft hin zur Versöhnung von Ökologie und Ökonomie zentrale Aufgabe der Zukunft sei. Das gehe im Bereich der Landschaftspflege nicht ohne Personen, die sich mit Idealismus engagierten und die jetzt durch den Schwäbischen Heimatbund verdienstermaßen ausgezeichnet würden.

Bereits 1977 habe der Schwäbische Heimatbund einen Denkmalschutzpreis ins Leben gerufen, erinnerte Martin Blümcke in seiner Begrüßung. Vor einem Jahr, so der Vorsitzende des Heimatbundes, sei der Kulturlandschaftspreis hinzugekommen. Hintergrund sei der Erhalt der in Jahrtausenden durch Menschenhand geschaffenen Kulturlandschaft mit ihrer Flora und Fauna. Dadurch soll der Reichtum verschiedenartiger Landschaftsbilder kommenden Generationen erhalten bleiben. Die große Zahl der Einsendungen habe in diesem Jahr dazu geführt, daß nicht nur drei Hauptpreise zu je 2000 Mark, sondern auch zwei Sonderpreise mit je tausend Mark vergeben wurden, erklärte Blümcke. Außerdem seien sieben Projekte mit einer öffentlichen Anerkennung bedacht worden.

Für die Festrede war ursprünglich Umweltminister Harald B. Schäfer vorgesehen, der jedoch kurzfristig absagen mußte. An seiner Stelle war Ministerialdirigent Bernhard Bauer nach Hayingen gekommen, der

von einer tiefgreifenden Veränderung der Kulturlandschaft sprach, die ihre Ursache im Rückzug bäuerlicher Betriebe habe. Die Folgen bewertete Bauer sehr negativ. Die Aufgabe der Schäferei, großflächige Fichtenaufforstungen, Stilllegung von Ackerflächen, die Suche nach neuen intensiven Nutzungsformen nannte er als Beispiele.

Die Ausweisung von Schutzgebieten allein reiche nicht als Gegenmittel gegen diese Entwicklung aus, sagte Bauer, weil die Natur nicht auf einzelnen Inseln erhalten bleiben könne. «Wir brauchen Naturschutz auch in der Fläche, auch in den Köpfen», so der Ministerialdirigent. Bauer appellierte, die Landschaft als Ganzes zu erhalten, was nur möglich sei durch eine Fortsetzung der Bewirtschaftung bei gleichzeitiger Entwicklung hin zu einer ökologischen Landwirtschaft.

Der Juryvorsitzende Dr. Oswald Rathfelder betonte, daß es sich um den einzigen derartigen Preis in ganz Deutschland handle. Es seien lauter preiswürdige Arbeiten eingegangen, so daß sich die Jury gezwungen sah, Schwerpunkte zu setzen. Kriterien der Bewertung waren: Landschaftsnutzung im Einklang mit der Natur, Pflege und Erhaltung schützenswerter Landschaftsausschnitte, sogenannter ökologischer Trittbretter, sowie Gestaltung von charakteristisch überlieferter Landschaft.

Mit der Vergabe eines der Hauptpreise an Bernhard Stockmayer und seine Frau sowie an Diplom-Agrarbiologin Anette Bürkle habe man auf einen kleinen Bauernhof

aufmerksam machen wollen, wo der Versuch neuartiger biologischer Bewirtschaftung gewagt werde. Auf der Maisenburg am Rande des Tals der Großen Lauter würden Ziegen artgerecht gehalten und ohne Kraftfutter und Silage ernährt, dort würde unterdurchschnittliches Einkommen in Kauf genommen, um gesund zu leben und zu produzieren.

Ein weiterer Hauptpreis ging an Helmut Fröhlich, der in Veringenstadt in beispielhafter Weise einen Hof führt. Biotopvernetzung, Wiederherstellung der ursprünglichen Kulturlandschaft und jetzt biologische Bewirtschaftung würden wertvolle Erfahrungen liefern, erläuterte Rathfelder. Den dritten Hauptpreis gab es für Georg Traub aus Neuweiler bei Calw.

Sonderpreise gingen an den Teck-Neuffen-Gau des Albvereins sowie an Andreas Munk und Harald Straub aus Wendelsheim. Die Pflege von Wacholderheiden – im «Ochsenboschen» konnte ein prägendes Element der Landschaft wieder zur Schau gestellt werden – bescherte dem Albverein Riethem eine Anerkennung. Die gab es auch für die Mehrstetter Albvereinler für die Erhaltung einer Feldhülle und ebenfalls die Pflege von Wacholderheide.

Riedlingen: Die neue Ortsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes will sich um die historische Bausubstanz kümmern

(Schwäbische Zeitung, Riedlingen, 19. Oktober 1992) Die Aufgaben für die am Freitagabend im Saal des Hotels «Mohren» gegründete Ortsgruppe Riedlingen des Schwäbischen Heimatbundes dürften nicht ausgehen. Das wurde in der Diskussion deutlich. Insbesondere will man sich der historischen Bausubstanz der Stadt annehmen.

Martin Blümcke, seit über einem Jahr Vorsitzender des 6000 Mitglieder zählenden Schwäbischen Heimatbundes, informierte zunächst über dessen Geschichte und Aufgaben. Der Verein wurde 1909 gegründet und vereinte unter dem damaligen Oberbegriff «Heimatschutz» die Aufgaben von Denkmal- und Naturschutz. In den 20er Jahren erlebte er seine Blütezeit mit rund 15000 Mitgliedern. Während der NS-Zeit verhielt man sich zurückhaltend, 1949 erfolgte die Neugründung in Stuttgart. Anstatt des politisch belasteten Begriffs «Heimatschutz» wählte man nun den Namen «Schwäbischer Heimatbund». Der Verein steht auch heute auf den beiden Säulen Natur- und Denkmalschutz. So besitzt er rund 200 Hektar Flächen in Naturschutzgebieten, die betreut werden. Besonders engagiert ist man im Denkmalschutz. Hier hat der Schwäbische Heimatbund einen bekannten Denkmalschutzpreis gestiftet, der beispielsweise vor drei Jahren an das Ehepaar Johannsen in Neufra für die Wiederherstellung der «Hängenden Gärten» verliehen wurde. Neu dazu gekommen ist ein Kulturlandschaftspreis. Schließlich veranstaltet der Heimatbund ein umfangreiches Reiseprogramm

zu kulturellen und historischen Stätten, um damit seine Arbeit mitzufinanzieren.

Problemlos verlief die eigentliche Gründung einer Ortsgruppe in Riedlingen, die u. a. von Winfried Aßfalg und Ekke Wall initiiert worden war. Als Vorsitzender stellte sich Rechtsanwalt Dietmar Bartnik zur Verfügung, der aus Ennetach stammt und seit zehn Jahren in Riedlingen tätig ist, als sein Stellvertreter Oberbaurat Hans-Peter Hau, ein gebürtiger Riedlinger. Bürgermeister Hans-Georg Bosem, Stadtbaumeister Hermann Rothenbacher und mehrere Stadträte waren anwesend. Dem Heimatbund trat an diesem Abend auch gleich ein halbes Dutzend Mitglieder bei.

Vorsitzender Bartnik sah zahlreiche Möglichkeiten für Aktivitäten der Ortsgruppe Riedlingen, die insgesamt rund 100 Mitglieder zählt. Man will auch dem Stadtrat entsprechende Anregungen geben, versteht sich aber keinesfalls als «Gegenparlament», sondern strebt eine konstruktive Mitarbeit zum Wohle der Stadt und des Umlandes an. In der Diskussion wurde deutlich, daß die Arbeit für den Heimatbund wohl nicht ausgehen wird. Das besondere Interesse der Mitglieder gilt der historischen Bausubstanz der Stadt. So will man sich mit dem geplanten Abbruch von Kulturdenkmalen nicht abfinden. Bedauert wurde die offenbar gängige Praxis, alte Häuser dem Verfall zu überlassen, um sie dann leichter abbrechen zu dürfen. Auch die Gestaltung der Innenstadt brennt auf den Nägeln. Ein weiteres Thema waren Bausünden der Vergangenheit. Zum Schluß bekundete der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Martin Blümcke, der selbst erstmals der Gründung einer Ortsgruppe beiwohnte, er habe ein echtes Glücksgefühl.

Nachruf Karl Reutter, Ulm

Erst Ende Januar wurde der Geschäftsstelle bekannt, daß bereits am 19. Dezember 1992 der Vorsitzende der Ortsgruppe Ulm, Herr Architekt Karl Reutter, nach schwerer Krankheit verstorben ist. Herr Reutter war seit 1956 Mitglied des Schwäbischen Heimatbundes. Im Februar 1981 wurde er zum Nachfolger des kurz zuvor verstorbenen Baudirektors a. D. Ludwig Zimmermann an die Spitze der Ulmer Ortsgruppe gewählt. Darüber hinaus war er über viele Jahre im Beirat und im Denkmalpflegeausschuß des Heimatbundes aktiv und mit großem Sachverstand tätig. Sein besonderes Engagement galt der Stadtgeschichte Ulms, wo er als freier Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes manches bisher Unbekannte zutage gefördert hat. Als gebürtiger Ulmer saß er längere Zeit als Abgeordneter im Gemeinde- und Kreisrat seiner «Wahlheimat» Neu-Ulm. Für die im Umkreis von Ulm ansässigen Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes führte Karl Reutter alljährlich landeskundliche Führungen und Studienfahrten durch, die stets großes Interesse gefunden haben. Vor einem Jahr, anlässlich seines 70. Geburtstages, hatte Karl Reutter angekündigt, sich aus seinen Ehrenämtern zurückzuziehen. Nun kam ihm der Tod zuvor.

Martin Blümcke zehn Jahre Redakteur dieser Zeitschrift

Was sind bei Jubiläen 100 Jahre, auch Karpfen werden 150 Jahre alt, meint Theodor Fontane. Und doch gibt es Anlässe, Jubiläen, die sich auf eine weit geringere Zeitdauer beziehen und doch genügend Gründe zum «Jubeln» bieten.

Schon seit zehn Jahren, länger als jeder vor ihm, ist Martin Blümcke verantwortlicher Redakteur unserer «Schwäbischen Heimat». Über 40 Hefte, Hunderte von Beiträgen, mehrere tausend Seiten tragen seine Handschrift. Er hat redigiert, bebildert, mit Autoren, Druckereien und Verlagen verhandelt, Druckfehler beseitigt, Texte ausgewählt und nicht wenig selbst geschrieben.

Heft für Heft geriet und gerät ihm – wir hoffen noch lange – äußerlich äußerst ansprechend, inhaltlich voll Qualität, zudem die breite Palette der Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes widerspiegelnd. Schlicht: Wir danken sehr, gratulieren zur bisherigen Leistung und setzen auf die nächsten zehn Jahre – zum «richtigen» Jubiläum braucht's ja eigentlich 25.

Für den Vorstand:

Wilfried Setzler

Kalk und Zement in Württemberg. Industriegeschichte am Südrand der Schwäbischen Alb

Die Geschichte der Kalkverarbeitung am Südrand der Schwäbischen Alb ist das Thema dieses Buches, das vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund herausgegeben wurde. Der von einer Projektgruppe der Universität Stuttgart verfaßte Band dokumentiert in anschaulicher Weise diesen für die Region so wichtigen Wirtschaftszweig und gibt auf 348 Seiten einen interessanten Überblick über die technische Entwicklung und Industriegeschichte der Kalkverarbeitung bis in unsere Zeit. Darüber hinaus veranschaulicht das Buch mit seinen zahlreichen Fotos, Zeichnungen und Schaubildern aber auch die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Schwäbischen Alb sowie die geologischen Voraussetzungen für das kalkverarbeitende Gewerbe. Zwei eigene Kapitel sind dem vom Schwäbischen Heimatbund wieder instandgesetzten und als Museum zugänglichen Kalkofen in Untermarchtal gewidmet.

HELMUTH ALBRECHT (u. a.): **Kalk und Zement. Industriegeschichte am Südrand der Schwäbischen Alb.** (Technik und Arbeit, Band 4). Herausgegeben vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund. Verlag Regionalkultur Ubstadt-Weiher 1991.

Zu erhalten bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes und im Kalkofen Untermarchtal zum Preis von DM 49,80 zuzüglich Porto.

Neue Mitglieder – 53 Eintritte vom 20. 7. bis 31. 12. 1992

Bäurle, Jürgen, 7940 Riedlingen
Bechtold, Siegfried, 7940 Riedlingen
Beterke, Marianne, 7152 Aspach 1
Betz, Gerhard, Dr., 7033 Herrenberg
Bohlig, Hannelore, 7057 Leutenbach
Bollinger, Kraft, Dr., 7407 Rottenburg
Böttinger, Heinrich und Elfriede, Dr., 7054 Korb
Brucklacher, Margarete, 7410 Reutlingen 11 – Betzingen
Deiß, Irene, 7110 Öhringen
Fiegl, Vera, 59046 Lille Cedex
Fischer, Siegfried, 7400 Tübingen
Fundel, Sebastian, 7934 Untermarchtal
Gebhardt, Annelene, 7012 Fellbach-Schmidlen
Greiner, Irma, 7932 Munderkingen
Grössle, Wolfgang, 7000 Stuttgart 1
Grytzik, Susanne, 7312 Kirchheim/Teck
Hahn, Gertrud, 7000 Stuttgart 30
Härle, Max, 7934 Untermarchtal
Heinkel, Regina, 7155 Oppenweiler
Helber, Ingrid, 7460 Balingen
Horn, Gerhard, 7303 Neuhausen
Ilg, Waltraut, 7000 Stuttgart 80
Kenneth, Marcus, Dr., 02139 Cambridge MA
Kempf, Jürgen, 7410 Reutlingen
Kinsler, Margit, 7240 Horb am Neckar
Klaiber, Friedrich, 7958 Laupheim
Klöpfer, Martin, 7056 Weinstadt
Lux, Manfred, 7313 Reichenbach/Fils
Martin, Josef, Dipl. Ing., 7940 Riedlingen
Meyer, Lotte H., 7312 Kirchheim/Teck
Mönch, Erwin, 7934 Untermarchtal
Müllerschön, Manfred, 7000 Stuttgart 1
Natrop, Maria, 7000 Stuttgart 70
Obermann, Emil, Dr., 7000 Stuttgart 61
Ott, Wilhelm, 7403 Ammerbuch 2
Pawlowski, Robert, 7907 Langenau-Göttingen
Petersohn, Hermann, 7320 Göppingen
Reisebüro Haberbosch, 7940 Riedlingen
Rieger, Uli, 7000 Stuttgart 1
Scheible, Erich, 7050 Waiblingen
Schmalfuß, Ingeborg, 7260 Calw-Heumaden
Schunk, Ingrid, 7022 Leinfelden-Echterdingen
Schwedes, Philipp, 7958 Laupheim
Schweizer, Gertraud, 7440 Nürtingen
Schwenzer-Wagner, Gudrun,
7000 Stuttgart 50 (Bad Cannstatt)
Spannagel, Kurt, 7417 Pfullingen
Stadtverwaltung Ebersbach, 7333 Ebersbach/Fils
Tangen, Ursula, 7101 Untergruppenbach
Tausend, Bruno, 7920 Heidenheim
Verein Heuneburgmuseum e.V.,
7944 Herbertingen-Hundersingen
Weiß, Christiane, 7000 Stuttgart 1
Widmann, Ulrich, 7940 Riedlingen
Würthner, Kurt, 7150 Backnang

Kalkofenmuseum Untermarchtal – über 2000 Besucher 1992

Genau 2016 Besucher fanden 1992 den Weg zum Kalkofenmuseum des Schwäbischen Heimatbundes in Untermarchtal, das von der Ortsgruppe Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes ehrenamtlich betreut wird. Bemerkenswert ist, daß 1286 Personen als Einzelbesucher kamen, die anderen besuchten im Rahmen von angemeldeten Führungen das Industriedenkmal und Museum. Der zweitausendste Besucher kam am 25. Oktober 1992 aus Bad Dürkheim und wurde besonders geehrt.

Vorbildlich ist der Einsatz der Mitglieder der Ortsgruppe Untermarchtal. Von den achtzehn Mitgliedern dieser Ortsgruppe sind zwölf für das Museum im Einsatz. An 361 Stunden im vergangenen Jahr war das Museum geöffnet, an 30 Wochenenden und sechs Feiertagen.

28 angemeldete Führungen wurden von den Mitgliedern der Ortsgruppe Untermarchtal geleitet, wobei die weitesten Besucher aus Stuttgart bzw. Böblingen kamen. Kirchenchöre, Albvereinsgruppen, Firmen, Bundesbahnangehörige, Schulklassen, Landwirtschaftsmeister, Lehrerkollegien und Altersjahrgänge besuchen unter anderem bei den Führungen das Museum. Die Eintrittsgelder decken die Kosten für die Betreuung und den sächlichen Aufwand nicht. Das Kalkofenmuseum bleibt für den Schwäbischen Heimatbund ein Zuschußbetrieb, und deshalb ist der Verein auf Spenden für dieses Museum dringend angewiesen.

Es gab 1992 auch besondere Höhepunkte: Gleich zum Start in die neue Sommersaison konnte das Buch «Kalk und Zement in Württemberg – Industriegeschichte am Südrand der Schwäbischen Alb» vorgestellt werden. Dieses Buch ist im Kalkofenmuseum wie auch in der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes in Stuttgart erhältlich. Ein besonderer Höhepunkt war der Tag der offenen Tür am 19. Juli 1992 anlässlich der 750-Jahrfeier der Gemeinde Untermarchtal. 400 Besucher sahen die Sonderausstellung von alten Fotos und Dokumenten im Museum. Wo gearbeitet wird, muß auch die Kameradschaft gepflegt werden. Eine Wanderung und ein Grillfest am Kalkofen für die Mitglieder und Familienangehörigen der Ortsgruppe rundete das Museumsjahr ab.

Als der Schwäbische Heimatbund vor sieben Jahren das Projekt Kalkofen Untermarchtal begann, war die schwierige Frage, wer übernimmt nachher die Betreuung dieses Museums. Daß sich die Betreuung durch die Mitglieder der Ortsgruppe Untermarchtal so gut anläßt und verfestigt hat, ist nicht selbstverständlich und deshalb nicht hoch genug einzuschätzen. Allen Aktiven der Ortsgruppe, einschließlich ihres rührigen Vorsitzenden Wolfgang Rieger, sei deshalb Dank gesagt.

Am 3. April 1993 öffnet das Kalkofenmuseum in Untermarchtal wieder seine Pforten für die Sommersaison, die bis Ende Oktober dauert.

Die Öffnungszeiten des Kalkofenmuseums:

samstags von	14.00–17.00 Uhr
sonntags von	10.00–17.00 Uhr
feiertags von	10.00–17.00 Uhr

Außerhalb der Öffnungszeiten – an Werktagen und im Winterhalbjahr – sind Führungen nach Vereinbarung möglich. Wenden Sie sich in diesem Fall bitte an das Bürgermeisteramt Untermarchtal, Telefon (073 93) 22 65 bzw. an die Ortsgruppe Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes, Vorsitzender Wolfgang Rieger, Telefon (073 93) 36 25.

Die Eintrittspreise betragen für Erwachsene 2,- DM, für Kinder und Jugendliche 1,- DM sowie für Gruppen ab 15 Personen je 1,- DM.

Reiseprogramm 1993

für Mitglieder und Freunde des Schwäbischen Heimatbundes:

- (Kunst-)historische und naturkundliche Studienreisen ins In- und Ausland
- Wanderstudienreisen
- Tagesexkursionen zu Landeskunde, Geschichte, Kunstgeschichte und Archäologie
- Landeskunde auf zwei Rädern (Fahrradtour)
- Stadtgeschichtliche Rundgänge in Stuttgart
- Begleitprogramm zur Ausstellung «Meisterwerke masenhaft» des Württembergischen Landesmuseums im Alten Schloß, Stuttgart.

Das alles und noch viel mehr bietet das Reiseprogramm 1993 des Schwäbischen Heimatbundes. Fordern Sie unsere Broschüre mit allen wichtigen Informationen zu den Exkursionen an – noch gibt es freie Plätze!

Informationen und Anmeldung: Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Tel. (07 11) 22 16 38, Fax (07 11) 29 34 84.

Auch für Frühjahr und Sommer 1993 planen wir wieder kurzfristig organisierte Studienfahrten zu interessanten Ausstellungen und neu eröffneten Museen. Wenn Sie Interesse an diesen Studienfahrten haben und noch nicht in unseren Verteiler für die Ausschreibung dieser Studienfahrten aufgenommen sind, bitten wir um Ihre Nachricht an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes.

Änderungen bei Reisen Nr. 15 und 51:

Der Rhein IV: Von der Ortenau bis zur Neckarmündung

Aus organisatorischen Gründen muß die von Frau Dr. Benigna Schönhagen und Herrn Dr. Wilfried Setzler geführte Reise, die für die Zeit vom 12. bis 16. Mai 1993 geplant war, auf den Herbst **verschoben** werden! Das Programm bleibt unverändert.

Neuer Termin: Mittwoch, 6. Oktober 1993, bis Sonntag, 10. Oktober 1993

Anmeldungen sind noch möglich!

Die von Frau Dr. Benigna Schönhagen angebotene Reise Nr. 51: «**Auf den Spuren der Katharer**» (2.–9. Oktober 1993) muß leider **ausfallen!**

Spendenaktion für die Rettung der Altstadthäuser in Stuttgart – Einbau der Geschäftsstelle –

In Heft 1992/4 der «Schwäbischen Heimat» haben Dieter Dziellak, Claus Krüger und Harald Schukraft in drei Artikeln über die Häuser Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3 berichtet. Auf der letzten Seite von Heft 1992/4 wurde ein Spendenaufruf des Vorstandes und der Geschäftsführung veröffentlicht. Eine ganze Reihe von Mitgliedern und Freunden des Schwäbischen Heimatbundes

haben diesem Aufruf Folge geleistet und größere und kleinere Beträge gespendet. Wir sind noch lange nicht am Ziel. Bei Redaktionsschluß stand die Spendensäule bei 136 000,- DM, wenn man die Aktion der Ortsgruppe Stuttgart mit einbezieht.

Geschäftsführer Dieter Dziellak hat den Finanzierungsplan zusammengestellt. Daraus ist zu entnehmen, daß ohne eine erhebliche Anstrengung aller Mitglieder das Vorhaben nicht zu bewältigen ist. Bitte bedienen Sie sich des auf der **letzten Seite dieses Heftes** eingehafteten **Überweisungsvordrucks**.

Finanzierungsplan (Stand 27. 1. 1993)

Rettung der Altstadthäuser durch Einbau einer Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes mit Renovierung der Häuser Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3 in Stuttgart.

1. Ausgaben:

a) Baukostenschätzung des Architekturbüros Geier & Krüger	2 200 000,- DM	
b) Einrichtung und Ausstattung, Einbauten für Archiv, Bücherei und Mehrzweckraum	<u>200 000,- DM</u>	2 400 000 DM

2. Einnahmen:

a) Stadt Stuttgart aus Sanierungsmitteln	600 000,- DM	
b) Denkmalstiftung Baden-Württemberg	300 000,- DM	
c) Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart e.V.	650 000,- DM	
d) Darlehen des Verschönerungsvereins der Stadt Stuttgart e.V. an den Schwäbischen Heimatbund	150 000,- DM	
e) Schwäbischer Heimatbund e.V. – Spendenaktion der Ortsgruppe Stuttgart	<u>80 000,- DM</u>	1 780 000,- DM

3. Rest zur Finanzierung:

a) Spendenaktionen des Gesamtvereins	300 000,- DM	
b) Darlehen bei einer Bank	<u>320 000,- DM</u>	620 000,- DM

4. Jährliche Folgekosten

a) Darlehenszins und Tilgung an den Verschönerungsverein (3% + 2%) 5%	7 500,- DM	
b) Darlehenszins und Tilgung an eine Bank (8% + 2%) 10%	32 000,- DM	
c) Betriebskosten (Heizung, Strom, Wasser, Abwasser, Raumpflege, Versicherungen etc.)	22 000,- DM	
d) Rücklage für größere Instandsetzungen und Erneuerungen	<u>3 500,- DM</u>	65 000,- DM

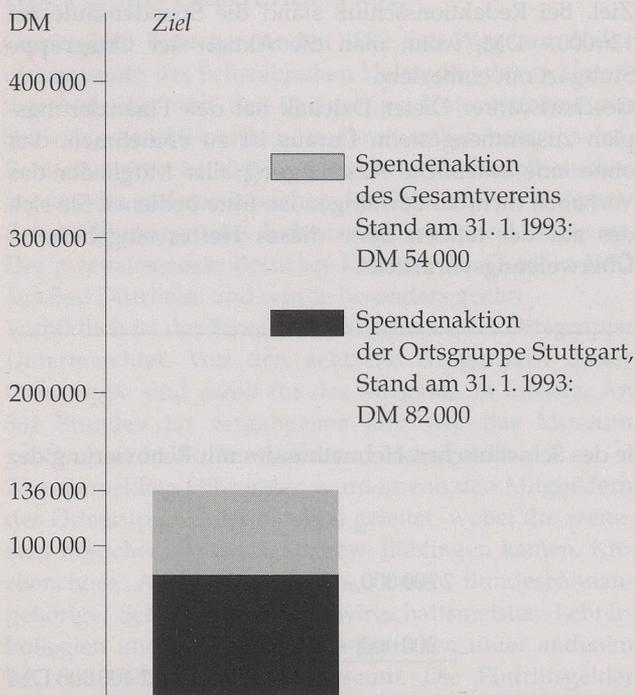
5. Bisherige Betriebskosten

a) Miete u.a.	11 000,- DM	
b) Betriebskosten	<u>9 000,- DM</u>	20 000,- DM

Dem Schwäbischen Heimatbund wird es außerordentlich schwerfallen, zusätzliche 45 000,- DM an Folgekosten (65 000,- DM neu minus 20 000,- DM bisher) jährlich aus Mitgliedsbeiträgen und Spenden aufzubringen.

Deshalb bauen wir weiter auf die große Spendenbereitschaft unserer Mitglieder, um unser gemeinsames Ziel erfolgreich zu erreichen. Jede 10 000,- DM mehr an Spenden zur Reduzierung der Darlehensaufnahme (3b) reduziert die Folgekosten jährlich um 1000,- DM.

Spendenbarometer



Die Restaurierung Weberstraße/ Richtstraße – die Voruntersuchungen sind abgeschlossen

Die eingereichte Bauvoranfrage (siehe Ausgabe 1992/4 der Schwäbischen Heimat) wurde vom Baurechtsamt der Landeshauptstadt Stuttgart positiv beschieden. Bauvoranfragen werden immer dann gemacht, wenn zuerst Grundsatzfragen zu klären sind, so z. B. ob ein Bauvorhaben überhaupt Aussicht auf Genehmigungsfähigkeit hat. So war es auch in diesem Fall. Geklärt ist jetzt, daß in die Gebäude Weberstraße 2/Richtstraße 3/1 die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes eingebaut werden darf, daß dafür notwendige Dachgaupen geschaffen werden dürfen, sofern die Nachbarn zustimmen, und daß Einzelheiten des Umbaus mit dem Landesdenkmalamt abzustimmen sind.

Der nächste Schritt war das Einreichen eines Baugesuches, um die Planung auch für die Genehmigungsbehörde detaillierter darzulegen. Da aber bereits im Bescheid der Bauvoranfrage vom Landesdenkmalamt umfangreiche Detailpläne für Putz, Fassaden, Dach usw. gefordert sind, haben wir, die Architekten, uns in Abstimmung mit dem Schwäbischen Heimatbund dazu entschlossen, das Baugesuch vorerst ruhen zu lassen und die Arbeitspläne und die Details auszuarbeiten. Dies ist die ökonomisch günstigere Variante, da zu gegebener Zeit die Details sowieso ausgearbeitet werden müßten als Arbeitsgrundlage für die Handwerker. Diese Details und die Arbeitsplanung sind dann, wenn sie fertiggestellt sind, die weiteren Baugesuchsunterlagen für die Entscheidung der Baurechtsbehörde und des Landesdenkmalamtes.

Die Voruntersuchungen sind im wesentlichen abgeschlossen. Es liegen vor:

- bauhistorisches Gutachten (Kurzbericht),
- Gutachten des Restaurators,
- verformungsgerechtes Aufmaß,
- statisches Konzept (in Arbeit).

Mit den jetzt vorgenommenen Freilegungsarbeiten und Voruntersuchungen ist das Gebäude transparenter geworden. Ausgerüstet mit diesen Unterlagen und Erkenntnissen gehen wir, die Architekten, in die nächste Phase der Planung. Wir werden mit Hilfe dieser Unterlagen unseren vorgelegten Entwurf damit abstimmen. Möglicherweise muß dabei das eine oder andere geändert werden, um zu günstigeren Konstruktionen zu kommen oder, vereinfacht gesagt, den Entwurf der Realität anzupassen.

Wenn der Entwurf überarbeitet ist, werden wir mit der Arbeitsplanung beginnen und die Leistungsverzeichnisse erstellen, d. h. die notwendigen Arbeiten werden in die sogenannten Gewerke zerlegt und beschrieben. Es geht dabei um die Gewerke für Rohbauarbeiten, Zimmermanns-, Flaschner- und Dachdeckerarbeiten, Heizungs-, Sanitär- und Elektroinstallation, Glaser-, Schlosser-, Gipser-, Naturstein-, Estrich-, Fliesen-, Schreiner-, Maler- und Bodenbelagsarbeiten.

Diese Leistungsverzeichnisse erhalten ausgewählte Handwerksbetriebe, die geeignet sind, Arbeiten an solchen denkmalgeschützten Objekten durchzuführen. Nach der Angebotsabgabe erfolgt die Auftragsvergabe. Sobald die ersten wichtigen Gewerke wie Rohbau- und Zimmermannsarbeiten vergeben sind, kann mit den Bauarbeiten begonnen werden. Wir rechnen damit, daß wir im Frühjahr 1993 mit den Bauarbeiten beginnen können.

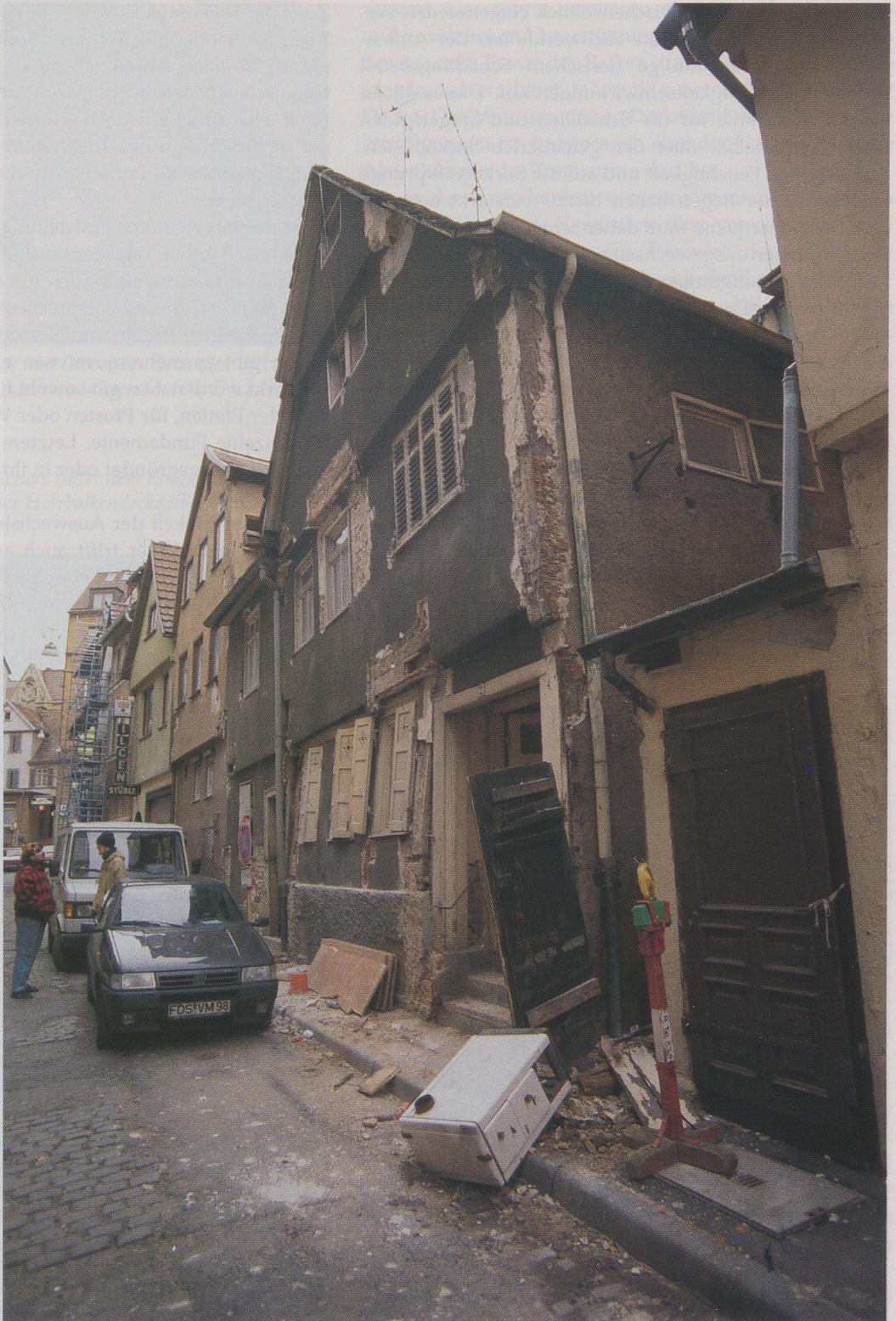
Dipl.-Ing. (FH) Claus Krüger, Stuttgart-Bad Cannstatt

Zwischenbericht zur baulichen Substanz der Häuser

Im Herbst 1992 wurden in den Gebäuden Weberstraße 2 und Richtstraße 3 lokal zahlreiche Freilegungen durchgeführt. Ziel dieser Arbeiten ist es, eine noch genauere Kenntnis von der baulichen Substanz der Häuser und dem zu erwartenden Sanierungsaufwand zu erhalten. Da die statisch-konstruktiven Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind, kann nachfolgend nur ein erster Zwischenbericht abgegeben werden.

Da beide Gebäude nahezu aus der gleichen Zeit stammen und beide in Fachwerkbauweise errichtet wurden, weisen sie auch annähernd dieselben Mängel und Schwachstellen auf. Wenn man außen vor ihnen steht, erkennt der sachkundige Betrachter Verformungen in beiden Richtungen. Dieses ist bei solch alten Gebäuden jedoch häufig anzutreffen, da diese, bedingt durch die gelenkigen Anschlüsse der Fachwerkhölzer untereinander, sich leichter in alle Richtungen verschieben können. Oft fehlen auch die erforderlichen aussteifenden Zwischenwände, oder diese sind untereinander zu weit entfernt. Dieser labile

Blick auf die Gebäude Weberstraße 2 (grau-grüne Fassade) und Richtstraße 1 (braune Fassade). Nach dem Abbau des Gerüstes sind sehr gut die für die eingehende Untersuchung freigelegten Teile in der Hausfront zu sehen.



Zustand kann sogar dazu führen, daß sich historische Gebäude aneinanderlehnen und das Nachbargebäude mitverschieben. So ähnlich könnte es sich auch bei den Gebäuden Weberstraße 2 und Richtstraße 3 zugetragen haben.

Diese Verformungen bzw. Schiefstellungen im Zuge einer Sanierung rückgängig zu machen, wird als technisch schwierig und unter konstruktiven Gesichtspunkten als

nicht zwingend erforderlich angesehen. Etwas anderes ist es, wenn die Gebäudefunktion es verlangt, damit beispielsweise die Türen wieder einwandfrei schließen oder der Einbau rechteckiger Fenster möglich ist. In jedem Fall ist es jedoch wichtig, daß das vorhandene, mit all seinen Verformungen behaftete Tragwerk mittels bautechnischer Hilfen in seiner derzeitigen Form arretiert wird. Dieses bereitet aber heute keinerlei Schwierigkeit.

Unabhängig von den zwischenzeitlich eingetretenen Verformungen weisen mehrere Fachwerkhölzer der Außenfassaden Schäden infolge tierischem Schädlingsbefall und/oder Feuchtigkeitseinwirkungen auf. Dieses gilt in besonderem Maße für die Schwellen und aufgehenden Hölzer unmittelbar über den gemauerten Sockelzonen. Aufsteigende Feuchtigkeit und auf die Sockelvorsprünge niedergehender Regen haben hierzu verstärkt beigetragen. Die Konsequenz muß daher sein: derart geschädigte Hölzer müssen ausgewechselt werden.

Deutliche Schädigungen des Fachwerkes, aber auch der angrenzenden Dachkonstruktion wurden an den Dachgraben und in den Kehlen zwischen den beiden Gebäuden bzw. den verschiedenen Dachflächen festgestellt. Diese bedauerliche Tatsache ist auf Schäden an der Dachhaut oder im Laufe der Zeit kaputtgegangenen Blechverwahrungen zurückzuführen.

Im Inneren des Gebäudes wurden in früherer und in jüngerer Zeit verschiedene Um- und Einbauten vorgenommen. Für die Konstruktion wichtige Bauteile wurden entfernt, andere hinzugefügt. Aus unterschiedlichsten Gründen versagten auch einzelne Bauteile und gaben nach. So ist es kein Wunder, daß auch im Inneren beider Gebäude, überwiegend jedoch im Haus Weberstraße 2, Verformungen und Absenkungen eingetreten sind. Diese gilt es im

Zuge der Innensanierung soweit wie möglich mit größter Rücksichtnahme auf den historischen Bestand rückgängig zu machen. Aber auch dieses ist mit den heutigen technischen Möglichkeiten vom Zimmermann zu bewältigen. Hierfür ist es jedoch erforderlich, die Konstruktion auf ihr ursprüngliches Tragsystem zurückzuführen, jüngere Einbauten zu entfernen und Bauteile im größeren Stil freizulegen.

Über die vorgenannten Feststellungen hinaus weisen verschiedene Bauteile Versagenszustände wegen ihres hohen Alters auf. Manche sind auch für eine künftige Umnutzung zu schwach und entsprechen bei weitem nicht den heute geltenden Regeln und Normen. Diese Bauteile, und davon gibt es mehrere, müssen entweder ersetzt oder verstärkt werden. Das gilt sowohl für einzelne Deckenfelder oder Pfetten, für Pfosten oder Wandbereiche als auch für einzelne Fundamente. Letztere sind meist entweder nicht frostfrei gegründet oder in ihrer Aufstandsfläche zu gering bemessen.

Die Notwendigkeit der Auswechslung oder Verstärkung verschiedener Hölzer trifft auch auf die Dachkonstruktion beider Gebäude zu, einschließlich des quer verlaufenden Zwischendaches. Es sollte jedoch das Bestreben sein, die originalen Dachstühle zu erhalten und zu reparieren. Dieses gilt in besonderem Maße für den liegenden



Gebäudetrennwand zwischen den Gebäuden Weberstraße 2 und Richtstraße 1: Durch elastische Belastung ist ein Ständer in der Wand gebrochen, und die Wand wölbt sich.

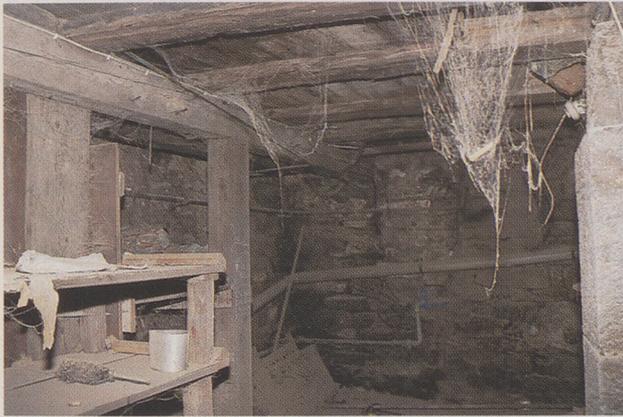


Rechts neben dem Eingang von der Richtstraße: Durch die Klappe links unten gelangt man in den Halbkeller und durch eine Bodenluke ins Untergeschoß und zur Weberstraße.



Oben: Blick auf Dachstock und Giebel des Gebäudes Weberstraße 2; hier sind die Holzverbindungen und die Dachdeckung von innen gut erkennbar.

Unten: Aufnahme des Kellers unter dem Eingangsbereich der Weberstraße 2 mit der Holzbalkendecke über dem Keller- geschoß.



Stuhl über dem Gebäude Weberstraße 2. Da in beiden Dachstühlen schon immer nur wenige aussteifende Bauteile vorhanden waren, ist es unerlässlich, nachträglich solche einzubauen, um ihre Stabilität zu verbessern.

Die Basis, d. h. das Untergeschoß des Hauses Weberstraße 2, stellt aus zweierlei Gründen einen besonderen Problemkreis dar. Zum einen ist die nordwestliche Außenwand nach innen ausgebeult. Da die äußere Erdanschüttung weniger als ein Geschoß hoch ist und das Nachbarhaus in einer gewissen Entfernung steht, muß die Verformung dieser Wand eine andere Ursache haben. Vermutlich hängt sie mit dem zu schwachen Wandaufbau und ihrer exzentrischen Belastung durch die aufgehenden Wände zusammen. Da die Auswertung der Schürfung auf der Außenseite noch nicht abgeschlossen ist, kann detailliert noch keine Aussage zur Ursache für das Ausbeulen gemacht werden.

Das andere Problem stellt die Balkendecke über dem Untergeschoß dar. Infolge nahezu ungehinderten Feuchtigkeitszutritts in das Untergeschoß durch die Umfassungswände aus Sandstein und den Fußboden, die hohe Luftfeuchtigkeit im Raum sowie die unzureichende Be- und Entlüftung des Untergeschosses ist eine große Zahl der Deckenbalken erheblich angegriffen und ihre Auflager

zerstört. Das führte bereits zu einzelnen Verstärkungen und zusätzlichen Unterstützungen sowie im südöstlichen Bereich zum Ersatz der Balken durch Stahlträger. Als unumgänglich erscheint daher die generelle Erneuerung der Decke. Das Versagen dieser Decke und einiger ihrer Unterstützungen ist zudem auch eine der Ursachen für die Absenkungen des Tragwerkes darüber.

Die in der Zwischenzeit vorgenommenen Freilegungen haben zwar weitere Kenntnisse über verschiedene Mängel und Schwachstellen am Tragwerk der beiden Gebäude vermittelt, doch wird abschließend aus bautechnischer Sicht der Standpunkt vertreten, daß **die Gebäude mit einem vertretbaren Aufwand zu sanieren sind**. Wichtig ist jedoch bei der Sanierung und Umnutzung, daß größtmögliche Rücksicht auf das Tragwerk genommen wird und eine klare Ableitung der Gebäudelasten sichergestellt ist, um so viel originale Bausubstanz wie möglich erhalten zu können und diese nicht überzubean-spruchen. Bei Einhaltung dieser Vorgaben wird es möglich sein, zwei der ältesten Häuser von Stuttgart zu neuem Leben zu erwecken und dem Schwäbischen Heimatbund eine ihm zum Stolz gereichende Geschäftsstelle zu schaffen.

Dipl.-Ing. Jörg Köstlin, Stuttgart

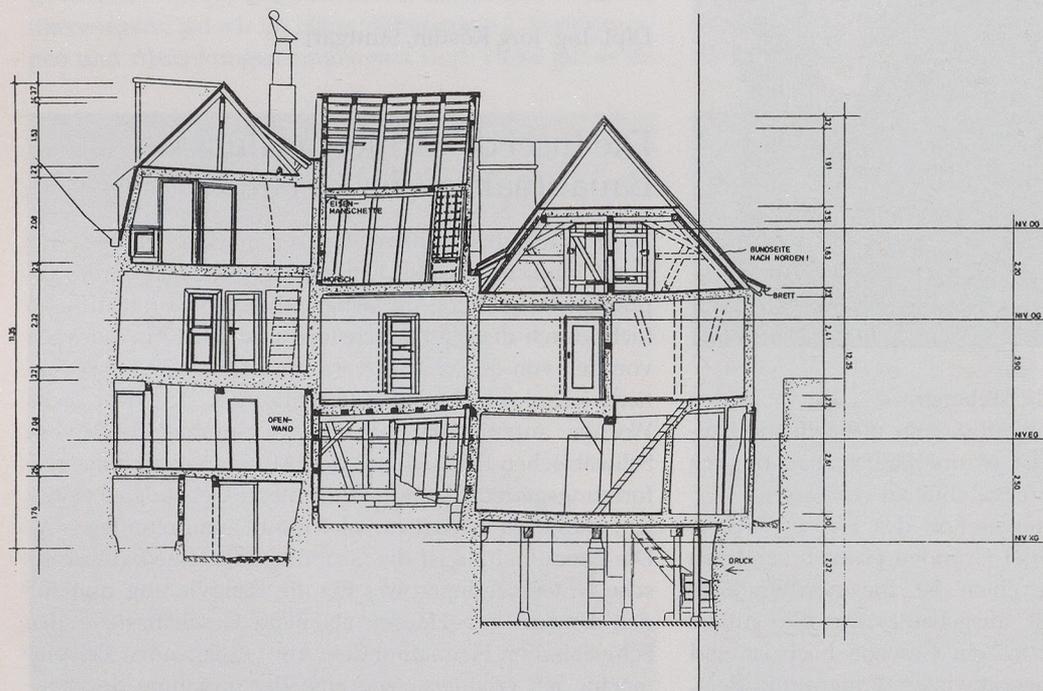
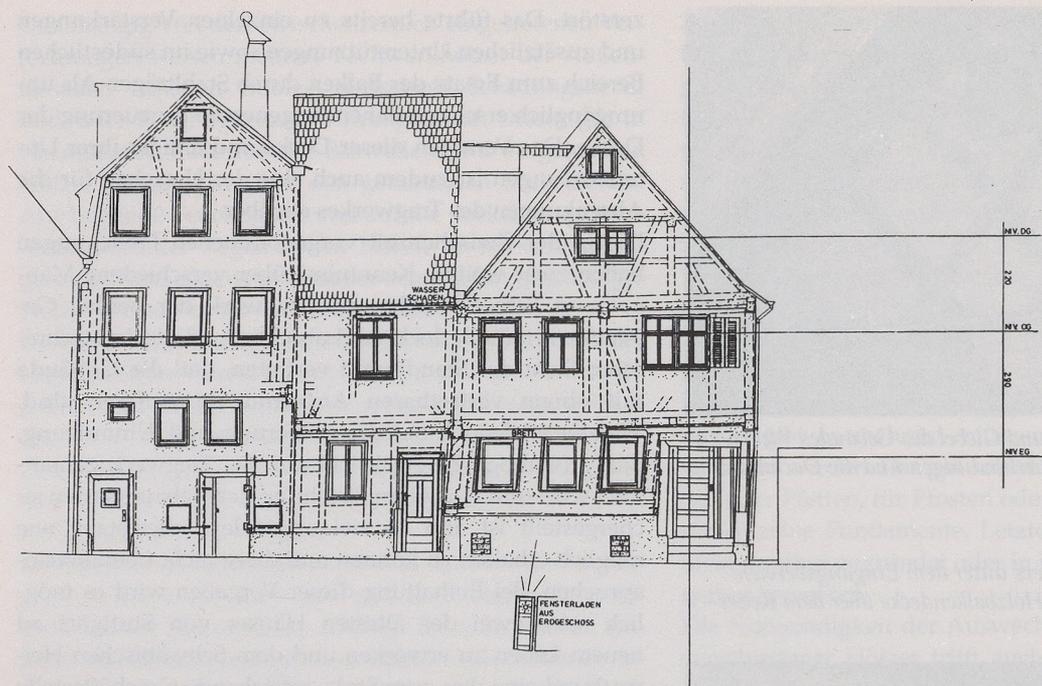
Die Insel des schiefen Glücks – Bauaufnahme der Gebäude

Zwei graue unscheinbare Häuser in einer grauen, nur durch blinkende bunte Lichter eines grauen Gewerbes geprägten Umgebung; im Gebäudeinneren dringt diffuses Licht durch die matten Scheiben und wird nur schwach von den von öligem Ruß verschmutzten Wänden reflektiert. Keine sehr einladende Stätte, um sich dort sechs Wochen aufzuhalten. Als ich im Sommer 1992 vom Schwäbischen Heimatbund den Auftrag erhielt, eine verformungsgetreue Bauaufnahme dieser Gebäude zu erstellen, mußte ich versuchen, mich damit anzufreunden.

Die Bauaufnahme ist die Grundlage für eine bauhistorische Untersuchung sowie für die Renovierung und für den Umbau der Häuser als neue Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes. Am vorliegenden Beispiel möchte ich erläutern, wie eine Bauaufnahme durchgeführt wird. Zugleich werde ich darstellen, welchen Wert die Bauaufnahme für den Bauhistoriker, den Architekten und den Statiker haben kann.

Für das verformungsgerechte Aufmaß bedarf es eines räumlichen Bezugssystems in Form eines Meßnetzes oder eines Koordinatensystems. Dazu gibt es verschiedene technische Möglichkeiten wie zum Beispiel das Einstechverfahren, die Polarmessung, der Vorwärtseinschnitt, die Photogrammetrie und das noch in der Entwicklung befindliche Laserscanning von Gebäuden. Die engen räumlichen Verhältnisse, die Kleinteiligkeit der Gebäude und die Sichtbehinderungen durch das bereits aufgestellte Baugerüst ließen nur die Einstechmethode als sinnvolles und wirtschaftliches Meßverfahren zu.

Ansicht Weberstraße,
im Original 1:50.
Alle Zeichnungen der
Bauaufnahme im ver-
formungsgerechten
Aufmaß von Dipl.-
Ing. Armin Seidel.

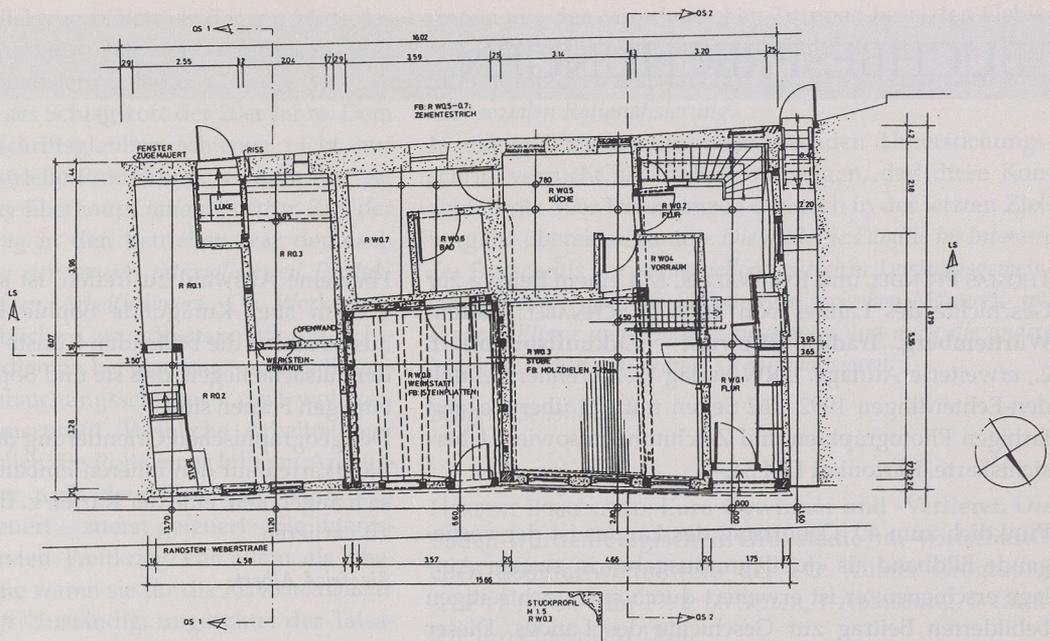


Längsschnitt durch
die Häuser Weber-
straße 2 sowie Richt-
straße 1 und 3; im
Original 1:50.

Bei der Einstechmethode wird mittels eines Laser- oder eines optischen Theodoliten ein orthogonales Meßnetz über das Gebäude gelegt: horizontale und vertikale Ebenen durchschneiden unsichtbar das Gebäude. Dieses Prinzip läßt sich durch den Lasertheodoliten sehr anschaulich darstellen: Der sichtbare rote Laserstrahl wird in Rotation versetzt und beschreibt eine rote Scheibe, die exakt waagrecht oder senkrecht die gewünschte Bezugsebene darstellt. Von diesen Bezugsebenen werden dann die Abstände zu den zu messenden Punkten, also Zimmerecken, Türen, Deckenhöhen, Unterzüge etc., gemessen. Um einen Punkt exakt bestimmen zu können, bedarf es drei Messungen von drei Bezugsebenen. Die so erfaß-

ten Daten werden sogleich auf Papier oder besser auf verziehungsfreie Zeichenfolie übertragen. Die vielen Bauschäden, starken Verformungen sowie die vielen unfachmännisch ausgeführten Anbauten und Ausflickungen stellten hohe Anforderungen an die zeichnerische Umsetzung: Jede Ecke und jedes Detail muß erst einmal soweit abstrahiert werden, daß es später im Plan gelesen und erkannt werden kann. Zum Beispiel wurden im Bereich der Gebäudeübergänge für die Traufausbildung irgendwie und irgendwelche Hölzer zusammengenagelt, Dachpappe darübergelegt und zum Schluß alles noch einmal ordentlich mit Teer überzogen. In diesen Fällen hilft nur die Erfahrung und das Verständnis für konstruk-

Erdgeschoß der Häuser Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3 in der Stuttgarter Leonhardsvorstadt; im Original 1:50.



Erdgeschoß der Häuser Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3 in der Stuttgarter Leonhardsvorstadt; im Original 1:50.

tive, bautechnische sowie bauhistorische Zusammenhänge.

An dieser Stelle beginnt aber erst die eigentliche Bauaufnahme. Sie muß neben der maßgeblichen Abbildung des Vorgefundenen auch die konstruktiven und – soweit möglich – die historischen Zusammenhänge erkennen und darstellen. Damit wird sie zur unentbehrlichen Grundlage für den Bauhistoriker, der darauf seine Untersuchung stützt. Aber auch für den Architekten und Statiker ist sie eine wichtige Voraussetzung, um eine Gebäudesanierung optimal, das heißt ohne große Überraschungen und damit verbundene Baupreissteigerungen, durchführen zu können. So werden zum Beispiel anhand der dargestellten Verformung Bauschäden lokalisiert und analysiert. Die neue Statik kann sich am vorgefundenen konstruktiven Gerüst orientieren, was die Baukosten senkt.

Anhand der Bauaufnahme ergeben sich für den Bauhistoriker Antworten über die Bauzeit oder den Ablauf von Umbauten. Abgebildete Details wie Zapfenlöcher, Holznägel, Streifnuten, Risse im Mauerwerk, Abbundzeichen der Zimmerleute und ähnliches lassen den erfahrenen Bauhistoriker rasch erkennen, wie das Haus zur Zeit seiner Erbauung aussah, was davon noch erhalten ist und welche Veränderungen stattgefunden haben.

Während der Arbeit an den beiden Häusern und dem Fündigwerden ihrer Geschichte wuchs mein Interesse, und die Abneigung gegen sie hat sich gelegt. Es war manchmal wie ein Abtauchen aus der lauten und schnellen Welt rund um den Stuttgarter Wilhelmsplatz hinein in einen überraschend ruhigen und friedlichen Ort, an dem der Hauch der Geschichte noch faßbar ist. Auch wurden die oft verfluchten schiefen Wände und das Unvollkommene der alten Häuser angesichts der überall in Stuttgart herrschenden Geradlinigkeit und Perfektion in der neue-

ren Architektur zu einer wahren Insel der Nachdenklichkeit.

Der Schwäbische Heimatbund hat sich mit der Sanierung der beiden Häuser eine große und verdienstvolle Aufgabe vorgenommen. Dazu möchte ich ihm ein gutes Gelingen wünschen.

Dipl.-Ing. Armin Seidel, Denkendorf

Leserforum

In Heft 1992/4 las ich auf Seite 426 den Bericht *Ältestes Bauernhaus in Bröckingen entdeckt* und fand die Aussage überraschend – daher einer Überprüfung würdig –, Bröckingen sei *der einzige Ort in der Region (...), der mit der Endung –ingen auf eine merowingische Gründung hinweist und somit der älteste Ort im Kreis Schwäbisch Hall sein muß.*

Tatsächlich sind «-ingen-Orte» im Landkreis Schwäbisch Hall selten. Doch kann man am Kocher eine Kette solcher Ortsnamen feststellen, die – im Süden knapp jenseits der Kreisgrenze mit Untergröningen beginnend – aus Bröckingen, Gschlachten- und Rauhenbretzingen, Gelbingen, Enslingen, Geislingen, Burgruine Enningen und Döttingen besteht. Unweit Döttingen liegt – schon im Hohenlohekreis – Rübblingen, bei Langenburg Bächlingen und weiter nördlich Bruchlingen, und im Osten des Landkreises Gröningen, den Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes in der Regel nicht unbekannt. Dahingestellt sei, ob es sinnvoll ist, bei diesen Orten eine «merowingische Gründung» anzunehmen.

Prof. Dr. Ernst Ulrich Köpf, Baiersbronn

THOMAS PFÜNDEL und EVA WALTER. Mit einem Beitrag zur Geschichte des Landes von THOMAS SCHNABEL: **Baden-Württemberg. Traditionsbewußt – Zukunftsorientiert.** 2., erweiterte Auflage. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1992. 162 Seiten mit 222 überwiegend farbigen Photographien und Zeichnungen sowie 1 Übersichtskarte. Kartoniert DM 64,-

Pünktlich zum 40. Geburtstag des Landes ist der vorliegende Bildband als «Jubiläumsausgabe» in zweiter Auflage erschienen; er ist erweitert durch einen achtseitigen bebilderten Beitrag zur Geschichte des Landes. Dieser Beitrag ist unter dem Titel *Vernunfttehe mit Folgen: Baden-Württemberg* dem Bildbandteil vorangestellt, und er umreißt in fünf knappen Kapiteln die Entstehung und Entwicklung des Landes. Geht man davon aus, daß interessierte Käufer ein Buch von der ersten Seite her betrachten, so darf man zweifeln, ob sich die Herausgeber einen Gefallen getan haben, diese im Vergleich zum eigentlichen Bildband trockene Materie, die auch an anderen Stellen bequem nachzulesen ist, voranzustellen. Daran vermögen auch das offiziös wirkende künstliche Emblem der staufischen Löwen im achteckigen Feld, das über den Seiten prangt, oder das seiner Schildhalter beraubte große Landeswappen auf dem Buchdeckel nichts zu ändern. Bedauerlich ist auch, daß im Gegensatz zum Bildbandteil auf eine wenigstens geraffte Darstellung in Englisch und Französisch verzichtet wurde, denn gerade diese Fakten sind dem Ausländer weniger leicht zugänglich.

Lob ist aber der Gestaltung des Hauptteils zu zollen. Auf jeweils rund 20 Seiten werden sechs Landschaftsräume in Wort und Bild vorgestellt: Stuttgart und der Mittlere Neckar, Schwäbischer Wald und Hohenlohe, die Rheinebene, der Schwarzwald, die Schwäbische Alb sowie Oberschwaben und Bodensee. Einer zweiseitigen Einleitung mit gekürzten Ausführungen in Englisch und Französisch, in der herausragende Orte, Landschaften oder geschichtliche Ereignisse beschrieben werden, folgen Bildseiten mit knappen Erläuterungen und zu jeder Region zwei Bildreportagen mit Themen wie *Kulturleben in Stuttgart und Württemberger Wein* oder *Schwäbisch-alemanische Fasnet und Oberschwäbischer Barock*. Die Auswahl der Fotos, die unterschiedliches Format aufweisen und oft ganzseitig sind, ist teilweise hervorragend. Der Betrachter erlebt die Vielfalt der Landschaften, der Natur, der Orte und Bauwerke. Seltener sind Darstellungen der Menschen und ihrer Tätigkeiten.

Ein Sonderkapitel *Industrie im High-Tech-Land* ist zehn industriellen Großunternehmen gewidmet, überwiegend mit Fotos aus Labor und Produktion. Kurzbiographien von 24 *berühmten Persönlichkeiten* beschließen den Band.

Hier eine Auswahl zu treffen, ist sicherlich nicht leicht. Warum aber Kunigunde Sophie Ludovike Simanowicz ausgerechnet die bildenden Künste vertritt, mag wohl an der Tatsache liegen, daß sie und Sophie von La Roche die einzigen Frauen sind.

Der geographischen Orientierung dienen zwei identische Landkarten auf den inneren Einbandseiten. Hier hätte es sich angeboten, eine der Karten z. B. als historische Karte zu variieren.

Siegfried Albert

CAROLA SACHSE: **Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie.** Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert. Rasch und Röhring Verlag Hamburg 1990. 336 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 58,-

Wie kaum ein anderes Industrieunternehmen stand die 1847 als Telegraphenbauanstalt gegründete Firma Siemens mit ihren hauswirtschaftlichen Elektrogeräten für eine Verbindung von technischem und sozialem Fortschritt. *Ich habe ein tüchtiges Mädchen für Alles/ die nie ich entlasse – trotz Steuern und Dallas./ Sie hilft mir, die Wäsche waschen und glätten./ Sie ist immer bereit auch zum Spülen und Plätten./ Sie heizt mir behaglich die Diele, die Stuben./ sie wärmt mir das Wasser zum Bad für die Buben/. . . «Und der Name der Perle?» «Nicht Minna, nicht Gret?»/ Mein Mädchen für Alles heißt: Elektrizität.* So warb 1931, mit Bubikopf geschmückt, die «neue Frau» in den Zeitschriften für Siemens-Elektrogeräte.

Das vom Hamburger Institut für Sozialforschung herausgegebene Buch, eine überarbeitete Dissertation, unternimmt es, die als «vorbildlich» während der Weimarer Republik wie im Nationalsozialismus anerkannte Siemenssche Sozialpolitik im Hinblick auf ihre tatsächliche Bedeutung für die Familie zu untersuchen. Zugleich verknüpft sie diese Fragestellung mit dem neuen geschichtswissenschaftlichen Ansatz der Geschlechtergeschichte. Der historischen Frauenforschung verbunden, will die Autorin *Frauen sichtbar machen*, in diesem Fall in der Geschichte der betrieblichen Sozialpolitik bei Siemens. Sie fragt also, *wie Frauen und Männer je spezifisch mit ihrer höchst unterschiedlichen Einbindung in Familien auf den Arbeitsmarkt, in den Betrieben und in den sozialpolitischen Prozeduren zum Zuge kamen bzw. von ihnen vereinnahmt wurden.* Sie geht dieser Frage in zwei detaillierten Untersuchungsschritten nach. In einem ersten beleuchtet sie die Kontinuität des «industriellen Fortschritts» in Deutschland seit dem Ersten Weltkrieg und stößt dabei unmittel-

bar auf den Berliner Elektrogroßbetrieb, der seit Mitte der 20er Jahre Vorreiterfunktion bei der technischen und wirtschaftlichen Rationalisierung hatte.

Rationalisierung war *das* Schlagwort der 20er Jahre. Dem ungebrochenen Fortschrittsglauben schienen nicht nur technische und industrielle Produktion, sondern die *gesamte Daseinsgestaltung* überhaupt *rationalisierbar*. Ziel der *sozialen Rationalisierung* in den Betrieben war demnach die *Schaffung eines an den neuen, rationalisierten Produktionsprozessen angepassten Arbeitnehmers*. Ob Werksport, Siedlungsbau, betriebliche Gesundheitspolitik oder Jugendarbeit, – sie alle dienten bei Siemens – so das Ergebnis des zweiten Untersuchungsschrittes – dem wohlverstandenen Unternehmerprofit. Weibliche Arbeitnehmer spielten dabei wie üblich die Rolle einer billigen Arbeitsmarktreserve, mit der nach dem Grundsatz verfahren wurde: «Zuletzt geheuert – zuerst gefeuert.» Sie interessierten nach dem Ersten Weltkrieg vor allem als Ehefrauen: Denn als solche waren sie für die *Reproduktion der männlichen Arbeitskraft* zuständig, ungeachtet der Tatsache, daß mit der Vollbeschäftigung der 30er Jahre sich die Kleinfamilie mit zwei Kindern als Lebensform der Arbeiter und Angestellten durchzusetzen begann und damit «Doppelarbeit» in Familie und Betrieb zur Normalität der meisten Siemens-Frauen wurde.

Die firmeneigene Wohnungspolitik bietet eines der vielen Beispiele, das den starken Einfluß der betrieblichen Sozialpolitik auf die Familie anschaulich macht. Das Konzept der vom Bauhaus beeinflussten «neuen Wohnung», wie sie die Siemens-AG vor allem für ihre bessergestellten Arbeitnehmer anstrebte, erzwang die angestrebte *Rationalisierung der innerfamiliären Geschlechter- und Generationsverhältnisse*. Statt der Wohnküchen gab es jetzt kleine, modern eingerichtete, platzsparende Arbeitsküchen, die den Freizeitbereich der Familie und den Arbeitsbereich der (Haus-)Frau klar voneinander trennten.

Das angestrebte Familienideal war aber auch der Punkt, über den es zwischen Siemens und der «Deutschen Arbeitsfront», der nationalsozialistischen Nachfolgeorganisation für die zerschlagenen Gewerkschaften, zu ständigen Auseinandersetzungen und Reibereien, ja zu einem regelrechten Kleinkrieg kam. Denn während die Firma, wie ausgeführt, zur *Optimierung des Produktionsflusses* die leistungsstarke, konsumorientierte Kleinfamilie anstrebte, verknüpfte die DAF betriebliche Sozialpolitik mit dem staatlich vorgeschriebenen Rassismus, wobei dieser nicht nur der *Aufartung*, sondern auch der Leistungssteigerung galt. Im Zentrum der Politik der DAF stand daher die *guttrassige, kinderreiche und gemeinschaftsfähige Vollfamilie*. «Erbgesunde» Arbeiterinnen sollten durch die «Betriebspflege» dazu angehalten werden, mehr Kinder zu bekommen. Siemens hingegen strebte mit seiner betrieblichen Familienpolitik nach einer Rationalisierung der Hausarbeit, um die betriebliche Arbeitsleistung der Männer zu steigern. Aber auch Siemens differenzierte Menschen; nur nicht nach rassischem, sondern nach ihrem höheren oder minderen «Wert» als Arbeitskräfte. Und am untersten Ende dieser Werteskala standen Frauen, ungelernete Arbeiterinnen und zu allerletzt die Zwangsarbeit-

rinnen aus den von deutschen Truppen besetzten Gebieten. Denn *Menschenauslese* – so zieht die Autorin ein Fazit ihrer komplexen Untersuchung – *war der gemeinsame Kern aller sozialen Rationalisierung*.

In einem letzten, zusammenfassenden Untersuchungsschritt versucht sie deshalb zu zeigen, daß diese Konzepte trotz aller Divergenzen dennoch in der letzten Zielvorgabe übereinstimmten: *Die moderne Familie im Interesse des Fortschritts der industriellen deutschen Leistungsgemeinschaft umzuformen, die Beziehungen zwischen Männern und Frauen, Eltern und Kindern zu ordnen und auch die andere häusliche Arbeit von Frauen zu rationalisieren*.

Benigna Schönhagen

HERBERT BIRKENFELD: **Euro-Gewinner und -Verlierer. Die baden-württembergischen Großstädte im wirtschaftlichen Standortwettbewerb der EG.** (Ulmer Geographische Hefte 8). Ulm 1992. 66 Seiten, 1 Abbildung, 5 Tabellen. Broschiert DM 12,80

Ausgehend von den Prognosen der Experten für die Entwicklung des Europäischen Binnenmarktes ab 1. Januar 1993, die den wachstumsstarken Regionen besonders gute Chancen einräumen, wendet sich der Verfasser den baden-württembergischen Verhältnissen zu. In der Gesamtwertung aller europäischen Regionen finden sich die vier Regierungsbezirke des Landes im oberen Drittel. Der Regierungsbezirk Stuttgart, insbesondere die Region Mittlerer Neckar, wird auf gleichem Niveau mit den Großstädten London, Paris, München, Frankfurt, Mailand und Lyon gesehen. Auf dem Prüfstand stehen nun die acht Großstädte des Landes: Stuttgart, Mannheim, Karlsruhe, Freiburg, Heidelberg, Heilbronn, Pforzheim und Ulm; für Reutlingen als kleinste und jüngste Großstadt lagen die benötigten Daten nicht vor. Untersucht und gewichtet wurden die Wirtschaftsstruktur und die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, die verkehrsgeographische Lage und die Zentralitätseffekte sowie die Raum- und Stadtqualität. Die ermittelte Reihenfolge Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Ulm, Freiburg, Heilbronn, Pforzheim mag manchen Leser nachdenklich stimmen. Auf jeden Fall zeigt die Untersuchung Entwicklungen auf, die alle natur- und umweltbewußten Bürger und Stellen zur Wachsamkeit aufrufen müssen.

Hans Binder

RÜDIGER KRAUSE. Mit Beiträgen von WOLFGANG CZYSZ, MATTHIAS KNAUT und GÜNTHER WIELAND: **Vom Ipf zum Goldberg. Archäologische Wanderungen am Westrand des Rieses.** (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Band 16). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 157 Seiten mit 97 teils farbigen Abbildungen, Karten und Plänen. Kartoniert DM 18,-

Der Umkreis des Ipf und des Goldbergs am westlichen Riesrand ist reich an vorgeschichtlichen, römischen und

mittelalterlichen Kulturdenkmalen, und diese liegen in einer Landschaft, in der das Wandern Spaß macht. So bot es sich an, den Besuch der archäologischen Fundpunkte, Ruinen und Museen durch Wanderwege zu verknüpfen und damit eine Konzeption weiterzuentwickeln, die bereits das Limesfreilichtmuseum bei Rainau-Buch und Dalkingen charakterisiert hat. (Siehe Band 9 der Reihe: Dieter Planck: Das Freilichtmuseum am rätischen Limes im Ostalbkreis, 1983).

Durch die Zusammenarbeit des Landesdenkmalamtes mit den örtlichen Einrichtungen und Interessenten ist ein Wegenetz entstanden, das die Sehenswürdigkeiten zwischen Jagstheim im Norden, den Ofnet-Höhlen bei Holheim im Süden, Nähermemmingen im Osten und Bopfingen im Westen miteinander verbindet. Die Wege sind befestigt oder asphaltiert, und die meisten Denkmäler sind auch mit dem Auto erreichbar. An den einzelnen Stationen wurden Parkplätze eingerichtet. Hinweistafeln und Pläne unterrichten über die geographischen und historischen Gegebenheiten. Zur Kennzeichnung der Route und der Objekte dient das einer keltischen Münze entnommene Symbol eines stilisierten Vogelkopfes.

Der Führer ergänzt diese Information durch praktische Hinweise, durch ein Kapitel zur Geschichte der Landschaft und Archäologie um Goldberg und Ipf sowie durch eine ausführliche Beschreibung der beiden Wegrunden. Der «Ipfweg» umfaßt eine Strecke von rund 20 Kilometern und verbindet im Umkreis des Ipf neun Stationen. Der «Goldbergweg» führt in einer Runde von 25 Kilometern von Goldburghausen über den Goldberg nach Kirchheim, Trochtelfingen, Utmemmingen, die Ofnet-Höhlen und Pflaumloch. Geländeschnitte der Wege veranschaulichen die Distanzen und Höhenunterschiede, Detailkarten und Lagepläne erleichtern die Orientierung im Gelände. Zahlreiche Grabungsfotos, Abbildungen von Fundgegenständen und Verbreitungskarten illustrieren die archäologische Erforschung der Objekte, ihren Erhaltungszustand und ihre Bedeutung. Auf dem Rundgang sind fast alle Arten vor- und frühgeschichtlicher Geländedenkmale zu sehen: Höhlen, Grabhügel, Vierecksschanzen, befestigte Wohnplätze, römische Gutshöfe und Stein-denkmäler; hinzu kommen Burgställe, Burgen und Kirchen. Besonders ausführlich widmet sich der Führer, ihrer Sonderstellung angemessen, den beiden Höhensiedlungen Goldberg und Ipf. Auf dem flachen Plateau des Goldbergs wurden bei Ausgrabungen der 20er Jahre erstmals in Süddeutschland Siedlungsschichten und Hausgrundrisse der mittleren und späten Jungsteinzeit in stratigraphischer Abfolge freigelegt (5.-3. Jahrtausend v. Chr.). In der Eisenzeit, um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr., befand sich hier ein befestigter Siedlungsplatz. Die bei den Ausgrabungen geborgenen Funde sind zu einem großen Teil im Museum Goldburghausen zu sehen. Im Gelände selbst gibt es keine erkennbaren Spuren der vorgeschichtlichen Besiedlung mehr; im Gegensatz zum Ipf, auf dem noch der Randwall des ovalen Gipfelplateaus und die gestaffelten bronze- und eisenzeitlichen Befestigungssysteme der gefährdeten Ostflanke erhalten sind. Der Benutzer des Führers, der sich intensiver mit den ge-

schichtlichen Fakten auseinandersetzen möchte, findet im Anhang neben einem Register und einem Literaturverzeichnis auch eine Zeitleiste, auf der die Stationen der Wanderwege den einzelnen historischen Epochen zugeordnet sind. Das Thema des Buches verbindet in gelungener Weise Kulturgeschichte, Landschaft und Erholung, und es spricht damit einen weiten Leserkreis an. Es wäre schön, wenn die hier verfolgte Konzeption in künftigen Bänden der Reihe Nachfolger fände.

Siegfried Albert

CLAUS GRIMM und BERND KONRAD: **Die Fürstenberg-Sammlungen Donaueschingen. Altdeutsche und schweizerische Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts.** Mit einem Beitrag von E. W. Graf zu Lynar. Prestel Verlag München 1990. 271 Seiten mit 325 Schwarzweißabbildungen und 24 Farbtafeln. Leinen DM 98,-

Der Aufbau der Fürstlich-Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen. Besondere Beachtung verdient die Sammlung spätmittelalterlicher Tafelmalerei. Die im Familienbesitz vorhandenen Altäre und Altarflügel bildeten den Grundstock der Gemädegalerie, die im Laufe des 19. Jahrhunderts durch Schenkungen und Ankäufe erweitert wurde. Der Erwerb der Sammlung des Freiherrn Joseph von Laßberg, eines Fürstenbergischen Landesoberforstmeisters und Geheimen Rats, war eine wichtige Ergänzung. Der fürstlichen Sammlungstätigkeit ist es zu verdanken, daß nach der Säkularisation die Malerei der Kunstregion Bodensee in der Landschaft ihres Entstehens bewahrt und nicht in alle Welt verstreut wurde.

Der vorliegende Katalog ist eine Neubearbeitung des vergriffenen Inventars von Heinrich Feuerstein aus dem Jahr 1934. Die einleitenden Beiträge sind von dem ehemaligen Direktor der Fürstenberg-Sammlung, Ernst Wilhelm Graf zu Lynar, und dem Herausgeber, Claus Grimm, sowie dem wissenschaftlichen Bearbeiter des Katalogs, Bernd Konrad, verfaßt. Sie stellen die Geschichte der Sammlung vor und beschreiben die Methoden der neuen Untersuchungen, denen die Gemälde unterzogen wurden. Besonders die Erforschung der Signatur mit Infrarotfektographie sowie die Jahresringchronologie und Bestimmung der Holzart brachten neue Erkenntnisse, die eine neue kunsthistorische Bewertung der Malereien und sicherere Rückschlüsse als bisher auf Werkstätten, Meister, Datierung und Ausführungsart ermöglichen. Vor allem lassen sie neue Datierungen und Zuschreibungen der frühen Tafelbilder der Bodensee-Region zu. Besondere Beachtung haben Werkstätten von Künstlern mit sog. Notnamen gefunden wie die des «Meisters des Hohenlandenbergs-Altars», des «Nelkenmeisters» und des «Meisters von Meßkirch.» Einen Höhepunkt der Sammlung bilden die Gemälde aus der Werkstatt Hans Holbeins d. Ä., denen deswegen ein eigener Beitrag gewidmet ist. Im Katalogteil werden für je einzelne bzw. zusammengehörende Gemälde nach einem einheitlichen Schema Werkstattzu-

gehörigkeit, zeitliche Einordnung, Thema und Größe der einzelnen Tafeln, Herkunft, Erhaltung, Restaurierung, Zustand der Rückseite, Befund einer Unterzeichnung, dendrochronologische Untersuchung, Ikonographie, Zuschreibung und Datierung sowie Literatur angegeben. Diese Untersuchungssystematik bietet eine hervorragende Übersicht über den Bestand der Gemäldesammlung und erlaubt den direkten Zugang zu Daten eines jeden Gemäldes. So wurden in diesem Katalog die neuesten kunsthistorischen Erkenntnisse wie auch die Möglichkeiten modernster naturwissenschaftlicher Untersuchungsmethoden berücksichtigt. 24 farbige Tafeln und 325 einfarbige Abbildungen verdeutlichen die wissenschaftlichen Beiträge und dokumentieren die vorgestellten Gemälde. Im Anhang ergänzen ein ausführliches Literaturverzeichnis und ein ikonographisches Verzeichnis der Werke in den Fürstenberg-Sammlungen diesen Katalog, der dank seinem Inhalt und seiner herausragenden Form neue Maßstäbe setzt und dem Kunstwissenschaftler wie dem interessierten Laien sehr zu empfehlen ist.

Sibylle Setzler

ANETTE MICHELS und NORBERT MICHELS (Hrsg.): **Erzählkunst der Graphik. Meisterwerke aus der Sammlung Max Kade.** (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall, Band 7). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1992. 236 Seiten mit 165 Abbildungen. Broschiert DM 54,-

Anlässlich des 25. Todesjahres des in die USA ausgewanderten Haller Ehrenbürgers, Industriellen, Sammlers und Mäzens, Max Gotthilf Kade (geb. 1882), veranstaltete das Hällisch-Fränkische Museum in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall eine kunsthistorische Sonderausstellung von hohem künstlerischem Rang in Würdigung eines beispielhaften Mäzenatentums.

Über hundert Werke der Druckgraphik altdeutscher, oberitalienischer und niederländischer Meister des 15. bis 17. Jahrhunderts aus den Graphischen Sammlungen von München, der Staatsgalerie Stuttgart und des Kunsthistorischen Institutes der Eberhard-Karls-Universität Tübingen sind zu einer erlesenen Schau vereinigt. Sämtliche Blätter entstammen der Sammlung Max Kades, der mit ungewöhnlicher Kennerschaft und erst im Alter von etwa 60 Jahren begann, qualitätsvolle Druckgraphik zu sammeln und sie selbstlos noch zu Lebzeiten, ohne jede Forderung nach Gegenleistung, an Museen und Institutionen in Süddeutschland und Nordamerika abzugeben. Mit Recht fühlte sich seine Heimatstadt Schwäbisch Hall verpflichtet, diese erlesene und seltene Sammlung hochkarätiger Meisterblätter in einer repräsentativen Gedenkausstellung zu würdigen. Nicht wie in vorangegangenen Katalogen wird streng nach Künstlern, nach technischen und ästhetischen Merkmalen geordnet, sondern sieben nach Bild- und Erzählthemen gegliederte Bereiche werden bei dieser in Art und Ausstellung bisher einmaligen Darstellung vorgestellt und wissenschaftlich analysiert.

Die Gliederung in kleine Andachtsbilder, biblische Historien, antike Mythen, Allegorien, weltliche Historien, Bildnisse und Landschaften ermöglicht es, Inhalte vergangener Bilderwelten zu erschließen, die Künstler untereinander in Erzählweise und Technik zu vergleichen und den sich verändernden Erzählstil dreier Jahrhunderte nachzuvollziehen. Den einzelnen Katalogautoren, Fachkennern der Druckgraphik aus Kupferstichkabinett oder Universitätsbetrieb, gebührt Dank und Anerkennung für diese Form des Herangehens. Von Andrea Mantegnas *Madonna mit Kind* über Werke von Martin Schongauer, Albrecht Dürer, Lucas van Leyden, Giulio Campagnola, des Meisters MZ bis hin zu Rembrandt Harmensz van Rijns *Landschaft mit Hütte und Heuschöber* sind alle graphischen Blätter mit Ansprecher, Technik, Provenienz, Verwahrort, Literaturangabe und ausführlicher Rezeption angegeben. Ausführlich wird Jacques Callots Radierfolge *Das Elend und das Unglück des Krieges* mit ergreifenden Darstellungen der Kriegsgreuel während des Dreißigjährigen Krieges beschrieben, wie auch Wolf Hubers *Die große Kreuzigung* beachtet. Die häufig ganzseitigen Abbildungen der Meisterwerke bestechen durch ihre Brillanz und Perfektion der vorzüglichen Wiedergabe, sei es eine dünne Linie, flächige Hell-Dunkel-Verteilung, feinmodellierte Strichtechnik oder die virtuose Beherrschung des Holzschnittes etwa bei Kaiser Maximilians I. *Weisskunig* durch Hans Burgmaier d. Ä. Der Max Kade Foundation Inc. New York und ihrem Präsidenten Professor Markel ist für die großzügige finanzielle Unterstützung bei der Herstellung dieses Kataloges nicht genug zu danken, stellt doch vorliegender Ausstellungskatalog der Meisterwerke alter Graphik selbst ein Meisterwerk dar.

Elmar Hahn

MAX-ADOLF CRAMER (Bearb.): **Pfarrerbuch Innerwürttembergische Reichstädte.** (Baden-württembergisches Pfarrerbuch, Band III). Verlag Chr. Scheufele Stuttgart 1991. 170 Seiten. Leinen DM 88,-

Nicht nur auf genealogische Fragestellungen geben die seit 1979 erscheinenden baden-württembergischen Pfarrerbücher Auskunft; sie sind hervorragende, ja unentbehrliche Quellen der Orts-, Kirchen-, Sozial-, Geistes- oder Landesgeschichte. In drei Teile gegliedert geben sie zunächst Auskunft über die Pfarr- und die damit verbundenen Schulstellen allgemein – kirchliche Organisation, rechtliche Verhältnisse, Geschichte, Bauten, Literatur – beschreiben dann den Werdegang der *Kirchen- und Schuldienere* und enden schließlich mit umfangreichen Namens-, Orts- und Berufsregistern. Erschienen sind bisher Teil 1 und 2 der Regionen Kraichgau-Odenwald und Württembergisch-Franken.

Für die im neuen Pfarrerbuch behandelten innerwürttembergischen Reichsstädte können alle drei Teile in einem Band publiziert werden. Er befaßt sich mit allen evangelischen Pfarrern von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in den ehemaligen Reichsstädten Esslin-

gen, Giengen an der Brenz, Reutlingen, Rottweil, Schwäbisch Gmünd und Weil der Stadt. Über 400 Kurzbiographien geben Auskunft über die Familie, das Studium, den «Amtsgang» und die literarischen Werke der Pfarrer, bringen Angaben zu den Ehefrauen und den Kindern. Deutlich wird in diesem Band schon bei einem raschen Überblick, wie sehr die reichsstädtischen Pfarrfamilien miteinander verwandt und verschwägert waren, einem großen familiären Beziehungsgeflecht angehörten. In ihm spiegelt sich aber auch örtliche Kirchengeschichte wider, insbesondere der Erfolg oder das Scheitern der Reformation mit all den damit verbundenen Folgen – Vertreibung eines Teils der Bevölkerung etwa –, schließlich blieben Rottweil, Schwäbisch Gmünd und Weil der Stadt nach Jahren der Auseinandersetzung katholisch oder wurden es wieder.

Der Band ist gewiß kein «Lesebuch», aber ein detailreiches, wissenschaftlich fundiertes Nachschlagewerk, eine hervorragende Frucht jahrzehntelanger Sammel- und Forschungstätigkeit.

Wilfried Setzler

KARL H. RUESS (u. a.): **Jüdisches Museum Göppingen in der Alten Kirche Jebenhausen.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 29). Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1992. 148 Seiten mit 170 Abbildungen. Pappband DM 36,-

Am 23. Juli 1921 ernannte der Veteranen- und Militär-Verein «Kampfgenossenschaft Göppingen» Dr. Aron Tänzer in *Anerkennung hervorragender Verdienste um den Verein* zum Ehrenmitglied. Zwölf Jahre später strich derselbe Verein *gemäß Führeranordnung* das «nichtarische» Ehrenmitglied von der Mitgliederliste. Tänzer setzte in seiner säuberlichen Handschrift über den Brief den bitteren Kommentar: *Der Dank des Vaterlands.* Der deutschnational eingestellte Göppinger Rabbiner hatte sich diesen Dank gewiß anders vorgestellt, als er sich 1914 mit 43 Jahren als Freiwilliger für den Ersten Weltkrieg meldete. Eindringlich wandte er sich nach Kriegsende in Vorträgen und Aufsätzen gegen die zunehmende Diffamierung der Juden, warnte vor dem wachsenden deutschen Judenhaß, der eine *Erschütterung des Heimatlichkeitsbewußtseins* bei den deutschen Juden bewirke.

Seit dem Herbst vergangenen Jahres nun kann das Schreiben, das das schöne Ende einer scheinbar gelungenen deutsch-jüdischen Symbiose dokumentiert, zusammen mit anderen Originalen und vielen Reproduktionen im Jüdischen Museum Göppingen in der alten Dorfkirche von Jebenhausen betrachtet werden. Der die Ausstellung begleitende Katalog liefert, neben der reinen Auflistung der Exponate, einen roten Faden durch die Geschichte der Jebenhäuser bzw. Göppinger Juden. Sie begann vor mehr als zweihundert Jahren, als 1777 die Freiherren von Liebenstein Juden – wie üblich – gegen die Gebühr eines sogenannten Schutzgeldes in Jebenhausen aufnahmen und ihnen die freie Religionsausübung und die Selbstver-

waltung ihrer Gemeindeangelegenheiten zusicherten. Die Niederlassung entwickelte sich rasch zu Ansehen und Wohlstand, ihre Lebensweise und Religionsausübung unterschied die Jebenhäuser Juden deutlich von ihren christlichen Nachbarn: *Behaglichere Gestalten (. . .) mit kleinen Wohnungen in modernem Geschmack überbaut* zwischen *gedrückt einhergehenden Bauersleuten*, so waren sie Gustav Schwab in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen. Zu diesem Zeitpunkt begannen sie, sich aus der dörflichen Umgebung zu lösen und im nahen Göppingen niederzulassen. Das württembergische «Israelitengesetz» hatte ihnen 1828 erstmals den Zutritt zu Zünften und die Gründung von Manufakturen und Fabriken ermöglicht. So trugen die Juden nun vor allem als Textilfabrikanten wesentlich zum Aufschwung der Industriestadt an der Fils bei.

Doch auch die Geschichte der blühenden Göppinger Judengemeinde – sie umfaßte zu Beginn des Ersten Weltkrieges 350 Seelen – endete im Zweiten Weltkrieg. 101 Göppinger Juden wurden in die Vernichtungslager in den Osten deportiert, nur neun von ihnen überlebten.

Wie mag es den Überlebenden und ihren Angehörigen ergen, wenn sie dieser Geschichte in der Jebenhäuser Dorfkirche, didaktisch aufbereitet und gefällig präsentiert, begegnen? Weder das Vorwort des Göppinger Oberbürgermeisters, noch die Gliederung der «Begleitschrift» selber können darüber hinwegtäuschen, daß am Anfang dieses sicherlich trotz allem aner kennenswerten Museumsprojekts nicht der Vorsatz stand, die Geschichte der Göppinger Juden zu dokumentieren, sondern das Vorhaben, eine sinnvolle Nutzung für die seit Jahren leerstehende, aber denkmalgeschützte Jebenhäuser Dorfkirche zu finden. Und so können denn auch die «Brücken» und «Berührungspunkte», die der Katalog zwischen Thema und Ort der Ausstellung auszuführen versucht, nicht völlig das Unbehagen beseitigen, das die Entscheidung hervorgerufen hat, diese Ausstellung, die *in vielen Teilen exemplarisch für 150 Jahre Geschichte des Land- und Stadtjudentums im deutschen Südwesten* sein will, ausgerechnet in einer christlichen Kirche unterzubringen.

Benigna Schönhagen

REINHOLD FÜLLE: **Schlaumeierspiel – Die 50 besten Schlaumeierrätsel vom SDR 1 Land und Leute.** Einhorn-Verlag Eduard Dietenberger Schwäbisch Gmünd 1991. 208 Seiten mit 22 Abbildungen. Kartoniert DM 19,80,-

Welcher Radiohörer würde sie nicht kennen, die Erkennungsmelodie zum Rätselraten um 14.15 Uhr im Programm SDR 1? Wer wartete dann nicht gespannt auf die Rätselfragen und nicht weniger auf die Antworten der Mitspieler am Telefon? Hätte man es auch, vielleicht sogar besser gewußt?

Gerade die Fragen aus dem Wissensgebiet «Land und Leute», die seit Beginn der Sendereihe vor fünf Jahren zum festen Bestandteil gehören, finden bei landeskundlich- und geschichtsinteressierten Hörern besondere Auf-

merksamkeit. Der Redakteur dieser Sendung, Reinhold Fülle, entschloß sich, fünfzig der besten dieser landeskundlichen Rätsel in Buchform vorzulegen und den Leser dabei nicht nur durch meist eher kurze Antworten wie in der Hörfunksendung über die Lösung aufzuklären, sondern den Fragen ausführliche Hintergrundinformationen beizugeben.

Der Einfachheit halber wurden die eingangs des handlichen Bands aufgelisteten fünfzig Fragen im «multiple choice-Verfahren» mit einer Auswahl von drei möglichen Antworten versehen, von denen eine die richtige ist. Die Auflösung des Rätsels entnimmt der Leser dem eigentlich redaktionellen Teil des Buches, in dem die Antwort auf ein Rätsel durchschnittlich drei bis vier Seiten in Anspruch nimmt.

In der Tat, es gibt Erstaunliches zu entdecken: Den Ursprung der schwäbischen Bezeichnung «Pfädschekendle» – bei R. Fülle leider als sehr honoratiorenschwäbisches «Pfätschenkind» erscheinend –, daß es den «Nachtkrapp» – ein weltweit vom Aussterben bedrohter Schopfbibis – einst im Lande wirklich gab, daß sich «Neu-Schwabenland» in der Antarktis befindet oder daß der «Badenweiler Marsch» unseligen Angedenkens eigentlich richtiger «Badonviller Marsch» nach einem Ort in den Vogesen heißt. Ein informatives Ratespiel also, dessen Autor es dem Leser meist nicht allzu schwer macht, aus den drei möglichen Lösungen die richtige zu «erraten», auch in den Fällen, wo man sich der Antwort keineswegs sicher ist. Manche dieser Antwort-Angebote verraten durchaus Humor und sind an sich schon ein Vergnügen: Wer würde nicht schmunzelnd aufstöhnen ob der möglichen, Kalauerqualität besitzenden Antwort, daß der Schlachtruf «Hie Welf – hie Waibling» erstmals in der Hermannschlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9 n. Chr. ertönte? Oder wenn uns Reinhold Fülle gar anbietet, daß jenes Tier, das König Friedrich von Württemberg 1812 im Jagdschloß Freudental mit militärischen Ehren begraben ließ, ein Trüffelschwein gewesen sein könnte; eine «Lösung», die sicher nicht unbeabsichtigt an des Königs enormen Leibesumfang erinnert. Wo der Schlachtruf erstmals ertönte, welches Tier denn in Freudental begraben wurde? Lesen Sie doch selbst nach, es lohnt sich!

Raimund Waibel

KARL ERWIN FUCHS: **Grenzsteine – ein unscheinbares Stück Bietigheimer Vergangenheit.** Bietigheim-Bissingen 1992. 92 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 14,-

Über die Grenzen wird allenthalben gesprochen – geographische, politische und bewußtseinsmäßige sind ebenso Themen wie die Sachzeugen früherer Grenzverläufe, die Grenzsteine und Marksteinzeugen. Letzteres bleibt noch immer den vor Ort arbeitenden Heimatforschern vorbehalten, während sich die wissenschaftliche Volkskunde den übergreifenden Aspekten zuwendet. Daß aber eine gründliche Erfassung der Sachzeugen und ihre quellen-

mäßige Erschließung nicht trocken sein muß, sondern grundlegende Einblicke in das Zusammenleben im Dorf und der Gemeinden untereinander gewähren kann, beweist Karl Erwin Fuchs mit seinem Buch über die Grenzsteine in der Markung Bietigheim-Bissingen.

Zunächst einmal ist seine akribische Arbeit hervorzuheben, durch die es ihm gelang, alle Grenzsteine der Gemarkung ausfindig zu machen und zu dokumentieren. Wer einmal versucht hat, Steine an Ort und Stelle zu fotografieren, erkennt schnell die hohe Qualität der Bilder. Vorsichtig freigelegt und geduldig die richtige Beleuchtung abgewartet, sind Bilder entstanden, die die Ausgestaltung dieser «Gebrauchsgegenstände» als kleine Kunstwerke deutlich machen. Kenntnisreich und sensibel beschreibt Fuchs, der hauptberuflich als Professor für Grafik in Wuppertal arbeitet, die eingehauenen Wappen und Initialen.

Fuchs gliedert die Arbeit geographisch und erläutert an einigen Beispielen die Bedeutung der Steine. Besonders interessant und aufschlußreich sind die strittigen Fälle, zum Beispiel die Steinsetzung «Verzeugung» an der Enz, einem Grenzpunkt zwischen Bietigheim und Bissingen. Der Zugang zu einer Viehtränke führte im 18. Jahrhundert zu einem über zwanzig Jahre währenden Streit zwischen den beiden Gemeinden. Fuchs hat die Mühe nicht gescheut, den dicken Wälzer, der das Ausmaß der Auseinandersetzung dokumentiert, durchzuarbeiten. In seiner Schilderung werden die Anlässe von oftmals lange währenden und meist nicht mehr nachvollziehbaren Animositäten lebhaft dargestellt. Zugleich gibt dieser Vorgang einen Einblick in die «Streitkultur» der Frühen Neuzeit, in Rechtsverhältnisse, Schlichtungsversuche und nachbarschaftliches Zusammenleben zwischen Stadt und Dorf.

Das Buch von Fuchs ist damit für jeden, der sich mit «Grenzfällen», sei es mit den steinernen Zeugen oder mit Fragen der Grenzziehung bzw. deren Rechtsverhältnissen, beschäftigt, empfehlenswert. Wie schon das Vorgängerwerk über die Grenzsteine von Markgröningen ist auch dieses Buch ein ausgezeichnetes Wegweiser für alle, die sich beim Spazierengehen in der näheren Umgebung gern auf die Spuren der Vergangenheit geben.

Elke Osterloh-Gessat

EUGEN SAUTER: **Neenstetten. Ein Dorf auf der Ulmer Alb.** Langenau 1992. 324 Seiten mit über 300 Abbildungen und 106 Sackzeichen sowie 7 Karten und Plänen. Leinen DM 60,- (zu beziehen über die Gemeindeverwaltung, 7901 Neenstetten)

Der Verfasser war zwölf Jahre Lehrer und Schulleiter in Neenstetten, danach langjähriger Leiter der Kreisbildstelle Ulm und ist der beschriebenen Gemeinde seit mehr als vier Jahrzehnten verbunden. Neenstetten war bis 1385 werdenbergisch, dann bis 1802 ulmisch, danach kurze Zeit bayerisch und ist seit 1810 württembergisch. Die Quellenlage für eine Ortsgeschichte ist vergleichsweise

gut, bekannt ist die Heberle-Chronik aus dem 30jährigen Krieg, die die Leiden der Neenstetter schildert, die dreißigmal(!) hinter die sicheren Mauern von Ulm fliehen mußten. Als 1635 das Altheimer Pfarrhaus abgebrannt war, wurde der dortige Pfarrer Wolfgang Bachmayer nach Neenstetten versetzt und versah nun beide Pfarreien. Daneben begann er die verdienstvolle Vermessung und kartographische Darstellung des Gebiets der Reichsstadt Ulm in jenen Jahren.

Die Kapitelüberschriften «Neenstetten im Wandel der Zeit», «Das Dorf und seine Bewohner», «Gemeindeentwicklung – Gemeindedienste – Gemeindeverwaltung», «Aus dem kirchlichen Leben», «Die Neenstetter Schule», «Brauchtum und Volksdichtung», «Neenstetter Vereine», «Neenstetten im Bild» und «Gewerbe und Handel in Neenstetten» deuten an, daß dem heimatkundlich versierten und volkskundlich geschulten Verfasser selbst Kleinigkeiten nicht entgingen. So kann der Leser die Entwicklung eines durch Jahrhunderte hindurch reinen Bauerndorfes auf der fruchtbaren Altheimer Ebene zu einer Gewerbe- und Pendlergemeinde, zu der Neenstetten seit der Mitte unseres Jahrhunderts geworden ist, nachvollziehen. Auch diese Dokumentation, die reichlich mit frühen Farbfotografien ausgestaltet ist, darf als beispielhaft für viele andere Orte auf der Alb gelten.

Hans Binder

Herrschaftliche Häuser und Villen aus der Zeit der Jahrhundertwende in Trossingen. Ein Kalender für 1993, hrsg. von der Interessengemeinschaft erhaltenswerter Bauwerke und Umwelt Trossingen e.V. (zu beziehen über die Buchhandlung Müller, Rudolf-Maschke-Platz 2, 7218 Trossingen, DM 20,-)

Zum zehnten Male ist dieser ansprechende und informative Baukultur- und Denkmalkalender in einer Auflage von mehr als tausend Exemplaren erschienen, der in jedem Jahr thematische Abhandlungen bringt. Mit Bildern und Texten will er die Augen öffnen, um Verständnis werben für Details und Gesamtanlagen, deren Schönheit und deren historische und künstlerische Bedeutung gerne übersehen wird. Die rührige Interessengemeinschaft, die engagierten «Trossinger Heimatschützer» stecken den Erlös aus dem Kalenderverkauf in die Restaurierung des Alten Rat- und Schulhauses, des ältesten Trossinger Gebäudes, dessen Wiederherstellung der Verein 1990 übernommen hat.

Martin Blümcke

WERNER SCHUBERT (Hrsg.): **Die Tierwelt in Schönbuch und Gäu. Die Wildtiere und ihr Schutz.** Natur-Rems-Murr-Verlag Remshalden-Buoch 1992. 242 Seiten mit 125 meist farbigen Abbildungen, Karten und Skizzen. Pappband DM 39,-

Dieses Buch gibt exemplarisch für andere Landschaften oder Regionen einen ausgezeichneten Überblick über die im Schönbuch und im Gäu beheimateten Vögel, Säugtiere, Amphibien, Reptilien und Fische: eine verdienstvolle Zusammenfassung, auch wenn der «Vogelteil» bereits seit 1983 als Separatdruck vorliegt.

WOLFGANG ALBER, HERMANN BAUSINGER, ECKART FRAHM und GOTTFRIED KORFF (Hrsg.): **Übriges. Kopflose Beiträge zu einer volkskundlichen Anatomie.** Utz Jeggle zum 22. Juni 1991. Frau Vogel Verlag Tübingen 1991. 198 Seiten mit einigen Abbildungen und handkolorierten Linienschnitten. Kartonierte DM 24,-

Über dreißig Freunde und Schüler des Tübinger Professors Utz Jeggle befassen sich in den Essays und Skizzen dieses Bandes mit grundsätzlichen Fragen der Kulturforschung, mit Bildern, Symbolen und Erinnerungen; den kürzesten Beitrag, dem sich viele werden anschließen können, lieferte Fritz Holder als «Telegramm aus der Unterstadt»: *Was sollet Harf' ond Psalter? Fuffz'g Johr send doch koi Alter! I wensch dr gsonde Lende', as ander wurd sich fende'...*

MANFRED THIERER: **Durchs Oberland. Ein geographisch-landeskundlicher Exkursionsführer.** Herausgegeben vom Oberschulamt Tübingen. Verlag Rud. Roth Leutkirch 1989. 298 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen und einigen Kartenskizzen. Halbleinen DM 29,80

In diesem Band werden von 43 Geographie-Lehrern 56 Exkursionen durch Oberschwaben – Übersichtsexkursionen (Bussen, Federsee) und themenorientierte (Trinkwassergewinnung, Stadtsanierung) – vorgestellt, die hervorragende Hilfen zur Begehung «des Heimattraumes» bieten, die die Augen für die Umwelt, die Geschichte, Kultur und Geographie öffnen und sich nicht nur für Lehrer bestens eignen, sondern jedem zu empfehlen sind.

40 Jahre Baden-Württemberg, Aufbau und Gestaltung 1952-1992. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und in Verbindung mit der amtlichen Landesbeschreibung herausgegeben von MEINRAD SCHAAB. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 705 Seiten mit 150 teils farbigen Abbildungen und 55 Tabellen. Leinen DM 79,-

Nicht chronologisch, sondern nach vier Sachthemen – Staat und Gemeinden, Bevölkerung und Daseinsvorsorge, Wirtschaft und Verkehr, Bildung, Kunst und Me-

dien – geordnet, erschließen achtzehn Autoren, ausgewiesene Fachleute, die vierzigjährige Geschichte Baden-Württembergs, ziehen Bilanz über seine Entwicklung, Leistungen und Probleme: kein Lesebuch, doch ein lesbares und bereits heute unentbehrliches, informatives Nachschlagewerk.

HERMANN DIRUF und CHRISTOPH TIMM: **Kunst- und Kulturdenkmale in Pforzheim und im Enzkreis.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 344 Seiten mit 190 Fotos von Günter Beck. Gebunden DM 34,-

Dieser reich bebilderte, sehr informative und handliche Führer präsentiert erstmals einen umfassenden Überblick über die *vielgestaltige Kunst- und Kulturlandschaft dieser Region, in der Badisches und Schwäbisches seit langem zusammengehören.*

WOLFGANG PÜTTMANN: **In freier Wildbahn. Auf den Spuren heimischer Wildtiere.** DRW-Verlag Stuttgart 1992. 96 Seiten mit 44 ganzseitigen Abbildungen in Farbe. Pappband DM 38,-

Manchem sind heute die exotischen Tiere aus dem Zoo bekannter als die – oft scheuen – heimischen auf freier Wildbahn lebenden; deshalb beschreibt der in der Forstverwaltung tätige Autor 29 Wildtierarten unserer Heimat, neben eher bekannten – Reh, Fuchs, Eichhörnchen – auch seltene und vom Aussterben bedrohte wie Wildkatze, Biber oder Wachtel.

RICHARD STÖCKLE: **Om Weihnachta rom. Mundartgedichte und Geschichten.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 77 Seiten mit 30 Linolschnitten von Sepp Buchegger. Gebunden DM 19,80

Trotz der kalten Jahreszeit, über die der Autor schreibt, wird uns bei diesen Gedichten und Geschichten behaglich warm – auch ums Herz (schreibt zu recht der Herausgeber Thomas Vogel): *Neujahrwünsch: I wünsch viel Glück zom neua Johr, älla, wo me möget, mei'ra ganza Familie ond dr halba Vrwandschaft.*

Der Turmhahn von Cleversulzbach: Idylle von EDUARD MÖRIKE. Illustriert von OTTO ZONDLER. Verlag Senner Druck Nürtingen 1991. 52 Seiten mit 24 ganzseitigen Abbildungen in Farbe. Pappband DM 29,80

In diesem Büchlein werden erstmals die farbenprächtigen Aquarelle von Otto Zondler, die er als Mörike-Verehrer zur Illustration und Interpretation des «Turmhahns» geschaffen hat, veröffentlicht: ein hübsches Werk für alle, die Mörike mögen.

LUDWIG MICHAEL DORNER: **It gschimpft isch globt gnuä. Oberschwäbische Sprüch' und Redensarten.** Silberburg Verlag Stuttgart 1992. 218 Seiten. Pappband DM 19,80

Diese Spruchsammlung umfaßt 1111 Beispiele an Volksweisheiten, die – weil sie angeblich oft schwer zu verstehen sind – in der Regel ins Hochdeutsche übersetzt und meist noch erläutert werden, wie etwa: *A blinde Sau findet au amol a Oichele. Ein blindes Schwein findet auch einmal eine*

Eichel(frucht). Ein blindes Huhn findet auch einmal ein Korn oder Ama geschenktä Gaul guckt ma it ins Maul. Einem geschenktä Gaul guckt man nicht ins Maul. Was einem geschenkt wird, untersucht man nicht kritisch auf seinen Wert hin. Pferdehändler erkennen am Gebiß das Alter und damit den Handelswert des Tieres.

WILLI A. BOELCKE: **«Glück für das Land». Die Erfolgsgeschichte der Wirtschaftsförderung von Steinbeis bis heute.** Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1992. 336 Seiten mit 33 Abbildungen. Gebunden DM 48,-

Nach seiner «Wirtschaftsgeschichte» (1987) und seiner «Sozialgeschichte Baden-Württembergs» (1989) legt der Hohenheimer Professor nun eine «Erfolgsgeschichte» der staatlichen (baden-württembergischen) Wirtschaftsförderung vor, die bei Ferdinand Steinbeis, dem *Glück für das Land*, beginnend bis in unsere Tage führt und dabei allerdings nicht nur ihre «umfassenden» Leistungen würdigt, sondern auch Defizite beschreibt.

GABRIELE HAUG-MORITZ: **Württembergischer Ständekonflikt und deutscher Dualismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverbands in der Mitte des 18. Jahrhunderts.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 122. Band). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1992. XLVI und 464 Seiten. Kartoniert DM 64,-

Zentrales Thema dieser an der Universität Tübingen entstandenen Dissertation ist der von 1755 bis 1770 währende Streit um die *rechte Art der Machtverteilung im frühmodernen Württemberg* zwischen Herzog Karl Eugen und der «Landschaft», den Vertretern der württembergischen bürgerlichen «Ehrbarkeit», und seine Beilegung, an der die beiden rivalisierenden deutschen Großmächte Preußen und Österreich als Garanten beteiligt waren: deutlich wird dabei auch – was bisher angeblich in der historischen Forschung weitgehend unbeachtet blieb – der *enge Nexus zwischen Reichs- und Landesgeschichte.*

WALTER BERSCHIN und THEODOR KLÜPPEL: **Die Legende vom Reichenauer Kana-Krug. Die Lebensbeschreibung des Griechen Symeon.** (Reichenauer Texte und Bilder, Band 2). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1992. 52 Seiten mit 7 Abbildungen. Broschiert DM 16,-

WALTER BERSCHIN und JOHANNES STAUB: **Die Taten des Abtes Witigowo von der Reichenau (985-997). Eine zeitgenössische Biographie von Purchart von der Reichenau.** (Reichenauer Texte und Bilder, Band 3). 66 Seiten mit 8 Abbildungen. Broschiert DM 16,-

In der Regie des Thorbecke Verlags erlebt die Reihe nun doch eine hoffnungsvolle Fortsetzung, die 1988 mit einem Bändchen über die Reichenauer Heiligblutreliquie begonnen und sich zum Ziel gesetzt hat, *charakteristische Werke des Inselklosters Reichenau neu zu erschließen:* mit den beiden Neuerscheinungen liegen nun drei wichtige Texte aus dem 10. Jahrhundert in zweisprachigen Ausgaben vor.

WEITERE TITEL

5. Heidenheimer Archäologie-Kolloquium «Frühe Eisenverhüttung auf der Ostalb». (2. Verleihung des Kurt-Bittel-Preises der Stadt Heidenheim für Süddeutsche Altertumskunde). Heimat- und Altertumsverein Heidenheim 1992. 113 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 22,- (erhältlich beim Stadtarchiv 7920 Heidenheim)

SIEGFRIED KULLEN: **Der Einfluß der Reichsritterschaft auf die Kulturlandschaft im Mittleren Neckartal.** (Tübinger Geographische Studien, Heft 24). Reprint der Auflage von 1967, Natur-Rems-Murr-Verlag Remshalden-Buoch 1991. 220 Seiten mit 66 Abbildungen. Kartoniert DM 42,-

GÖTZ SCHWÄBLE: **Ebbes zom Lacha. 3.: Schwäbische Witze.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1992. 94 Seiten mit 12 Illustrationen. Pappband DM 9,80

WALTER SCHENK (Hrsg.): **Stammheim. 800 Jahre und noch mehr.** Stuttgart-Stammheim 1992. 242 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 29,80 (zu beziehen beim Herausgeber, Scottweg 30, 7000 Stuttgart 40)

MECHTHILD SCHULZE-DÖRRLAMM: **Die Kaiserkrone Konrads II. (1024-1039).** Eine archäologische Untersuchung zu Alter und Herkunft der Reichskrone. (Römisch-Germanisches Zentralmuseum. Forschungsinstitut für Vor- und Frühgeschichte, Monographien, Band 23). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 146 Seiten mit 143 Abbildungen, davon 27 in Farbe. Leinen DM 48,-

HANS GEORG FRANK: **Württembergischer Weinkunde.** Mit einem Vorwort von Gerhard Götz. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 228 Seiten mit 36 Farbtafeln. Gebunden DM 39,80

SIEGER KÖDER: **Laßt uns das Kind suchen.** Schwabenverlag Ostfildern 1992. 132 Seiten mit 60 ganzseitigen Farbphotos von Winfried Aßfalg. Pappband DM 29,80

DIETER GROß, WERNER GROß und DIETER MANZ: **'s Weggetaler Krippe.** Schwabenverlag Ostfildern 1992. 112 Seiten mit 32 Farbzeichnungen von Dieter Groß. Pappband DM 28,-

SABINE EHRHARDT (Hrsg.): **Der Haller Siedershof – Brauchtumpflege oder Tourismuswerbung?** Katalog zur Ausstellung. Stadtarchiv Schwäbisch Hall 1992. 140 Seiten. Broschiert DM 10,-

Stadt Kirchheim unter Teck. Schriftenreihe des Stadtarchivs, Band 15. Kirchheim u. T. 1992. 210 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 23,-

Anschriften der Autoren

Bernhard Bauer, Ministerialdirigent im Umweltministerium Baden-Württemberg, Kernerplatz 9, 7000 Stuttgart 1

Martin Blümcke, Schönbergstraße 86, 7417 Pfullingen

Margarete Brucklacher, Im Ghai 8, 7410 Reutlingen 11 Betzingen

Gottfried Göggel, Dr., Landwirtschaftsamt, Schillerstraße 40, 7420 Münsingen

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 7000 Stuttgart 1

Fritz Oechßler, Forstdirektor, Herdweg 87, 7000 Stuttgart 1

Wolfgang Rieger, Munderkinger Straße 13, 7934 Untermarchtal

Ernst Schäll, Weldenstraße 81, 7958 Laupheim

Ernst Schedler, Panoramastraße 18, 7141 Oberstenfeld

Raimund Waibel, Dr., Nauklerstraße 22 A, 7400 Tübingen

Reinhard Wolf, Uhlandstraße 8, 7142 Marbach a. N.

Bildnachweis

Titelbild und S. 15–18, S. 21–24: Landesdenkmalamt (LDA), Archäologische Denkmalpflege; S. 3: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 4: Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N., Abbildung mit freundlicher Erlaubnis des Eigentümers Karl Magnus Graf Leutrum v. Ertringen, Schwieberdingen; S. 5–10: Michael Schick, Laupheim; S. 13: LDA, Archäologische Denkmalpflege, Aufnahme vom 4. 10. 1989, O. Braasch; S. 14: Pressebild-Archiv Heinz Finke, Konstanz; S. 19: LDA, Archäologische Denkmalpflege, Arbeitsstelle Hemmenhofen; S. 20: Stadtarchiv Konstanz; S. 25 oben, 27 und 32: LDA, Archäologische Denkmalpflege; S. 25 unten, 26 unten und 30: LDA, Archäologische Denkmalpflege, Arbeitsstelle Hemmenhofen; S. 26 oben: Hahn/Kind: Urgeschichte in Oberschwaben und der mittleren Schwäbischen Alb, Landesdenkmalamt Stuttgart 1991, S. 66; S. 28, 29, 31 und 34: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart; S. 33: Die Suche nach der Vergangenheit – 120 Jahre Archäologie am Federsee, hrsg. von Erwin Keefer, Württ. Landesmuseum Stuttgart 1992; S. 35, 37 und 43 f.: Helmut Fröhlich, Veringenstadt; S. 41: Regierungspräsidium Tübingen, Referat Landwirtschaft; S. 38, 39 und 45: Prof. Giseller Kaule, Stuttgart; S. 47–52: Privatfotos; S. 53 und 55: Ernst Schedler, Oberstenfeld; S. 54: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 1/4 BÜ 41; S. 59: Schwäbischer Heimatbund; S. 65–67: Dipl.-Ing. Claus Krüger, Stuttgart-Bad Cannstatt; S. 68 f.: Dipl.-Ing. Armin Seidel, Denkendorf.

Ozonbilanz Sommer 1992

(Umi) Im Sommer 1992 wurden in der Zeit von Mai bis September an insgesamt 80 Tagen Ozonkonzentrationen von 180 Mikrogramm pro Kubikmeter ($\mu\text{g}/\text{m}^3$) erreicht oder überschritten (gemessen als Mittelwerte für jeweils eine halbe Stunde Dauer). Die Auswertung der Daten aus dem Betrieb des automatischen Vielkomponenten-Luftmeßnetzes des Landes, das flächendeckend 62 Stationen umfaßt, hat an insgesamt 80 Tagen im Sommer 1992 Ozonkonzentrationen von mindestens $180 \mu\text{g}/\text{m}^3$ ergeben. Die Anzahl der Überschreitungstage verteilt sich folgendermaßen auf die Sommermonate:

	1992:	1991:
Mai:	20 Tage	4 Tage
Juni:	17 Tage	4 Tage
Juli:	19 Tage	22 Tage
August:	19 Tage	26 Tage
September:	5 Tage	15 Tage
Summe:	80 Tage	71 Tage

Bereits im Mai 1992 wurden erhöhte Ozonkonzentrationen gemessen, die sich aufgrund der frühsummerlichen Temperaturen aus den Ozon-Vorläufersubstanzen Stickoxide und Kohlenwasserstoffe bildeten. Während an den Stationen Aalen und Göppingen nur an jeweils einem Tag Ozonkonzentrationen über $180 \mu\text{g}/\text{m}^3$ gemessen wurden, weisen die Stationen Edelmannshof (Welzheimer Wald) mit 64 Tagen, Kälbelescheuer (Südschwarzwald) mit 48 Tagen sowie Kehl-Süd und Oberkirch mit jeweils 45 Tagen die meisten Überschreitungen auf. Die höchsten $\frac{1}{2}$ -Stunden-Mittelwerte wurden an den Stationen Wiesloch ($362 \mu\text{g}/\text{m}^3$),

Rastatt ($358 \mu\text{g}/\text{m}^3$) und Mannheim-Nord ($359 \mu\text{g}/\text{m}^3$) gemessen.

«Die Ozonbilanz dieses Sommers zeigt uns, daß wir bei der Bekämpfung der sommerlichen Ozonbelastung an der Quelle ansetzen müssen», betonte Umweltminister Harald B. Schäfer. «Dies bedeutet eine Reduktion der Ozon-Vorläufersubstanzen, also der Stickoxide und der flüchtigen Kohlenwasserstoffe». Hauptemissionsquelle ist der Straßenverkehr, auf den etwa 70 % der Stickoxide und 45 % der flüchtigen Kohlenwasserstoffe zurückzuführen ist. Allein in Baden-Württemberg werden pro Jahr 12 000 t Kohlenwasserstoffe beim Benzinumschlag freigesetzt, die Hälfte davon beim Betanken von Fahrzeugen. Mit dem sogenannten Saugrüssel an Tankstellen können etwa 85 % der Stoffe, die normalerweise beim Tanken entweichen, zurückgehalten werden. Baden-Württemberg begrüße deshalb die bundesweite Einführung des Gaspendels.

Gemischte Reaktionen auf Naturpark-Absage

(lsw/Umi) Die Landesregierung von Baden-Württemberg verfolgt Pläne zu einem möglichen Nationalpark Nordschwarzwald nicht weiter. Das teilte das Staatsministerium im November nach einer Kabinettsitzung der CDU/SPD-Regierung mit. Das Kabinett hatte zuvor die Vergabe eines von Umweltminister Harald B. Schäfer (SPD) vorgeschlagenen Gutachtens zur «Naturräumlichen Entwicklung des Nordschwarzwalds» mehrheitlich abgelehnt und damit de facto die Pläne für einen Nationalpark fallenlassen.

Umweltminister Harald B. Schäfer hat die Mehrheitsentscheidung der Landesregierung bedauert, kein Gutachten zur «Naturräumlichen Entwicklung des Nordschwarzwalds» zu vergeben. Auch ein Gespräch im Koalitionsausschuß der beiden Regierungsparteien habe keine einvernehmliche Lösung gebracht. Schäfer: «Man hat damit die Chance für eine ökologische Weiterentwicklung des Nordschwarzwalds vertan.»

Er habe das Projekt, das sein Vorgänger Vetter und Landwirtschaftsminister Weiser ins Rollen gebracht hatten, möglich machen und fortführen wollen. Nicht das Überstülpen eines Nationalparks, sondern eine Studie zum höherwertigen Schutz dieses für Baden-Württemberg und die dort lebenden Menschen so bedeutsamen Naturraumes sei das Ziel gewesen.

Die Gebietsgemeinschaft Nördlicher Schwarzwald in Pforzheim hat die Entscheidung der Landesregierung begrüßt, die Pläne zur Ausweisung eines Nationalparks Nordschwarzwald nicht weiter zu verfolgen. Der Verband wies zugleich darauf hin, eine Umfrage bei den Mitgliedsgemeinden habe keine einzige positive Stellungnahme zum Nationalpark ergeben. Nach Auffassung der Gebietsgemeinschaft würde ein Nationalpark im nördlichen Schwarzwald für die Fremdenverkehrswirtschaft «ganz erhebliche Nachteile» mit sich bringen.

Der Gebietsgemeinschaft sind insgesamt 49 Fremdenverkehrsgemeinden sowie die Landkreise Calw, Freudenstadt, Rastatt und Enzkreis als Mitglieder angeschlossen.

Freilichtmuseum Beuren: Eröffnung frühestens 1995

(STZ) Rechtzeitig zum Wintereinbruch ist ein weiteres Bauernhaus im künftigen Freilichtmuseum Beuren im Rohbau fertiggestellt worden. In der kalten Jahreszeit können sich jetzt die Museumshandwerker an den Innenausbau des 230 Jahre alten Gebäudes machen. Die Arbeiten an dem ländlichen Freilichtmuseum gehen zwar zügig weiter, aber ein bißchen Enttäuschung können die Mitarbeiter kaum verhehlen, seit feststeht, daß die Eröffnung nun doch nicht, wie ursprünglich geplant, in diesem Jahr über die Bühne gehen wird. Auch 1994 wird nun nichts mehr daraus. Der Esslinger Kreistag hat in seiner letzten Sitzung des vergangenen Jahres beschlossen, daß das Museumsgelände erst 1995 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll. Der Grund für die Verzögerung: Geldmangel.

»Wir hatten gehofft, daß wir wenigstens 1994 beginnen könnten«, sagte Museumsleiterin Steffi Cornelius. Die neuerliche Terminverschiebung haben den Arbeits- und Zeitplan durcheinandergeworfen. Steffi Cornelius: «Wir müssen jetzt alles tun, um das Interesse an dem Museum wachzuhalten.» An Zaungästen auf dem Areal nordöstlich der 3300 Einwohner großen Gemeinde am Albrauf hatte schon bisher kein Mangel geherrscht. Um wenigstens die Neugier der Beurener Nachbarn zu befriedigen, sind sie bereits zu Backhaus-Hocketsen auf der Museumsbaustelle am Albrauf eingeladen worden.

Ähnliche Veranstaltungen sind auch dieses Jahr wieder geplant. Um über den Fortgang der Arbeiten zu informieren, will man im Esslinger Landratsamt verstärkt auf Wünsche nach Gruppenführungen eingehen, erläuterte Frau Cornelius. Zu sehen gibt es nämlich bereits einiges: Mehr als 16 Millionen Mark hat der Landkreis Esslingen bis heute in das Freilichtmuseum investiert. Es soll die Arbeits- und Wohnwelt aus mehreren Jahrhunderten im Herzen Württembergs dokumentieren.

Dazu gehört auch das Haus «Walz»

aus Ohmenhausen, das nun in Beuren wiederaufgebaut worden ist. Das Gebäude aus dem Jahr 1763 hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Teilweise gab es bis zu sechs Eigentümer gleichzeitig – eine Folge der Realteilung im Erbschaftsrecht. Zeitweise wohnte ein Wagner und später ein Schuster darin, ehe im Jahr 1923 der Schreinermeister Karl Walz in dem Haus seine Werkstatt einrichtete. «Es war ein Glücksfall für die Nachwelt, daß der Schreinermeister das Haus später kaum noch renoviert hat», meinte Steffi Cornelius. Dadurch sei das zweigeschossige Gebäude zumindest im Vorkriegszustand erhalten geblieben. Die Zeit der 20er Jahre soll daher wieder herausgearbeitet werden. Als nächstes wird die Ausstellungsscheune im Eingangsbereich aufgestellt. Das Geld dafür ist bereits bewilligt.

Schaichtal unter Naturschutz

(STN) Das etwa neun Kilometer lange Schaichtal zwischen Dettenhausen und Neuenhaus soll als Naturschutzgebiet ausgewiesen werden. Die rund 470 Hektar große Fläche im Schönbuch gilt als bekanntes Naherholungsgebiet in der Region. Der Gemeinderat der Stadt Waldenbuch hat die Absicht des Regierungspräsidiums Tübingen, ein neues Naturschutzgebiet zu schaffen, ausdrücklich begrüßt. Nur ein kleiner Teil der Fläche liegt allerdings auf Waldenbucher Gemarkung. Dabei handelt es sich ausschließlich um Wald. In den Augen der Stadträte ist das Schaichtal «eine grüne Oase, umgeben von Siedlungszentren», die sehr stark dem Strom der Erholungssuchenden ausgesetzt sei.

Mit diesem Gebiet will die Tübinger Behörde eines der drei größten Täler des Schönbuchs unter Schutz stellen. Vor allem die offene Talaue mit Bach, Galeriewald und Wiesen soll dadurch erhalten werden. Für zahlreiche seltene Tier- und Pflanzenarten ist es nach Ansicht des Regierungspräsidiums notwendig, die halb offene Kulturlandschaft zu pflegen. Entlang der Schaich finden zum Bei-

spiel Eisvögel, Wasseramseln und Teichhühner eine Zufluchtsstätte. 47 Schneckenarten, von denen neun auf der «roten Liste» stehen und vom Aussterben bedroht sind, und 16 verschiedene Heuschreckenarten wurden dort beobachtet.

Fellbacher Bauernhaus dient jetzt der Kultur

(STN) 8,21 Millionen Mark ließ sich die Stadt Fellbach die Sanierung des «Großen Hauses» in Schmiden kosten. In der mittelalterlichen Hofanlage ist jetzt die Stadtbücherei untergebracht. Bis das Kommunale Kino in den Gewölbekeller einziehen kann, wird es Frühjahr werden.

Vor 26 Jahren war die Ortsbücherei Schmiden im Friedenschulzentrum mit 3000 Büchern eröffnet worden. In ihrem neuen Haus steht ihr die dreifache Fläche zur Verfügung. Das Angebot wurde auf über 20 000 Bücher und andere Medien erweitert. Oberbürgermeister Friedrich-Wilhelm Kiel erinnerte jetzt daran, daß für das Große Haus schon einmal ein Abbruchbeschluß bestand.

1351 ist der Hof als Lehenshof des Grafen von Württemberg erstmals erwähnt worden. 1468 wurde die heutige Scheuer durch Schultheiß Hans Hertlin gebaut, 1577 der Neubau des schon vorher belegten Hauptgebäudes durch den Wirt und Schultheiß Hans Frech registriert. Im 17. Jahrhundert erwarb Schultheiß Melchior Kauffmann die Hofanlage, die bis 1957 in Familienbesitz blieb. In den 70er Jahren übernahm die Stadt Fellbach den Bauernhof und ließ 1985 die kleine Scheuer zwischen Hauptgebäude und großer Scheuer abreißen. Die Renovierung begann 1990. Das Land hat das Projekt mit einer Million Mark unterstützt.

Das «Große Haus» soll künftig über die Bücherei hinaus der Kultur dienen. Musikveranstaltungen können vor allem im Keller stattfinden. Dort wird auch das Kommunale Kino dann in der Betriebsform eines gewerblichen Kinos geführt werden. Die Stadt Fellbach übernahm dafür eine Ausfallbürgschaft.

Das Albvorland ist «Important Bird Area»

(lsw) Das Albvorland hat als europaweit einziges Streuobstgebiet die Auszeichnung «International bedeutendes Vogelbrutgebiet» erhalten. Wie das Boller Bürgermeisteramt weiter mitteilte, wurde die Region in die Liste der «Important Bird Areas in Europa» aufgenommen.

Laut Bürgermeisteramt stehen 23 der rund 70 im Albvorland vorkommenden Vogelarten auf der roten Liste der vom Aussterben bedrohten Arten, darunter Gartenrotschwanz, Halsbandschnepfer, Klein- und Mittelspecht, Neuntöter, Wendehals und Rotkopfwürger. Für den Rotkopfwürger sei das Albvorland der einzige in Deutschland verbliebene Bereich, in dem diese Vogelart mit einem Dutzend Brutpaaren noch einen geschlossenen Bestand bilde.

Zeppelin hebt wieder ab

(lsw) Zeppelin Friedrichshafen schreibt wieder Luftfahrtgeschichte: das legendäre Unternehmen vom Bodensee läßt nach jahrzehntelanger Pause eine Zigarre steigen. Sie heißt «Zeppelin NT», Technologie also, die anknüpft an die Tradition des Grafen von Zeppelin und seiner Nachfahren. «Back to the future» ist deshalb der Slogan eines Hochglanz-Prospektes, den die Luftschiffbau Zeppelin GmbH der Öffentlichkeit präsentierte. Starten soll das Ding Ende 1996.

Was drinsteht, ist Reklame für eine Weltsensation: «Die Einsatzmöglichkeiten für Zeppelin-NT-Luftschiffe reichen von technisch-wissenschaftlichen Einsätzen bis zur Touristik und Werbung», heißt es. So könne die fliegende Zigarre für den Umweltschutz eingesetzt werden, zur Verkehrsüberwachung, zur Waldschadensermittlung oder zur Aufnahme von Wärmebildern.

Schon haben Firmen-Kameraleute ein Modell gefilmt, das noch funkferngesteuert durch den Himmel gleitet. Es ist schneeweiß, zehn Meter lang. Die Ingenieure vom Bodensee nennen das Ding POC, Proof of Con-

cept. Bis der Prototyp des echten Luftschiffs aus Friedrichshafen startet, das soll nur noch eine Frage der Zeit sein: «Ende 1996 oder früher», sagt Projektleiter Klaus Hagenlocher. Der erste der neuen Zeppeline soll dann so aussehen: 62,8 Meter lang, 12,9 Meter Durchmesser, 140 Kilometer die Stunde schnell. Sechs Passagiere passen rein, dazu Pilot und Kopilot.

Doch das ist erst der Anfang. Dem soll ein weiteres Modell folgen, das 110 Meter lang sein wird, für 84 Passagiere – ein Zeppelin für das Geschäft mit dem Tourismus. Am Bodensee träumt man bereits von der lautlosen Schwebefahrt zum Säntis. Der Preis: «So um die 200 bis 300 Mark die Stunde.»

22 Millionen Mark stecken schon in der Entwicklung, doch man weiß am Industriestandort Friedrichshafen offenbar noch nicht einmal genau, ob man die Neuheit nun als Weltsensation feiern soll oder eher als eine Erfindung aus dem weiten Feld der Exotik.

Die Qualitäten des Neuen aus dem Hause Zeppelin können sich sehen lassen: Nicht brennbares Helium als Traggas, und auch sonst preist man die Sicherheit der neuen Technologie. Im Grunde genommen – diesen Eindruck erweckt der Zeppelin-Prospekt – ist nichts sicherer auf dieser Welt als das Fahren in Luftschiffen. Darüber hinaus gilt der Neue als leise und umweltverträglich, der Verbrauch ist gering.

Schon hat sich die Luftschiffbau Zeppelin GmbH weltweit die Patente gesichert. Und falls die Friedrichshafener jetzt noch eine gescheite Finanzierung hinkriegen, könnte am Bodensee eine neue Epoche der Luftfahrt beginnen.

Stein: Fragment einer Jupiter-Säule entdeckt

(STZ) Neue Funde von Teilen römischer Skulpturen in unmittelbarer Nachbarschaft zu der von 1978 bis 1981 ausgegrabenen Villa rustica beim Stadtteil Stein von Hechingen deutet Professor Hartmann Reim vom Landesdenkmalamt «mit an Si-

cherheit grenzender Wahrscheinlichkeit» als Reste einer in nachrömischer Zeit willkürlich zerschlagenen Jupiter-Giganten-Säule. Die neuerlichen Funde waren bei Sicherungsarbeiten an einer bereits 1973 erkannten römischen Mauer entdeckt worden. Die römische Gutshof-Anlage bei Stein erstreckt sich auf einem Areal von etwa sechs Hektar Größe. Ein Teil der Gebäudefundamente ist ausgegraben und befestigt worden, ein Eckgebäude wurde rekonstruiert und als Museumsgebäude eingerichtet. Bis zur Winterruhe sahen im letzten Jahr 25 000 Besucher die römische Niederlassung, die im Zusammenhang mit dem neuen Sumelocenna-Museum zur Interpretation des römischen Rottenburg an Interesse wohl noch gewinnt.

Professor Reim befürwortet eine kleinere Grabungskampagne im nächsten Sommer auf einer etwa 500 Quadratmeter großen Fläche im Hechingener Stadtwald bei Stein, da die Funde relativ dicht unter der Oberfläche liegen und das Grabungsfeld von einem Weg angeschnitten ist. Der Archäologe rechnet dabei auf die Hilfe des örtlichen Fördervereins, dessen Mitglieder auch die früheren Grabungen bereits tatkräftig und unentgeltlich unterstützt hatten. Die erhofften Bodenfunde sollen Klarheit bringen, ob es sich nur um Reste der Jupiter-Giganten-Säule handelt oder – wie Ortsvorsteher Gerd Schollian als Entdecker der römischen Anlage vermutet – um einen Tempel. Geklärt werden soll auch, ob sich die zur Römerzeit bearbeiteten heimischen Buntsandsteine noch an der originalen Stelle befinden.

Der Doktorand Stefan Schmidt-Lawrenz, der an seiner Promotion über die Villa rustica in Stein arbeitet, hat die Bruchstücke eines Reliefs der Minerva aus dem Viergötterstein an der Basis der Säule zusammensetzen können. Einen kleineren Kopf deutet er als Teil einer römischen Göttin. Das Fundstück einer nackten Männerbrust ist als Stück einer Merkur-Darstellung identifiziert.

Speierlinge werden immer seltener

(PfZ) Am Rande des Eichen-Mischwaldes – ganz der natürliche Standort des Speierlings – steht im Flurteil Lehrn auf Oberderdinger Gemarkung das prächtigste Exemplar dieser Baumart des gesamten Kraichgaus. Zwar gibt es in Ruit und Ölbronn noch zwei größere Speierlingsbäume, aber was das Kronendach und den Standort anbetrifft – der Baum steht vollkommen frei auf einer Wiese –, kann es kein anderer mit ihm aufnehmen. Im übrigen fehlt ein solches Exemplar auf dem Gelände vieler Gemeinden ganz.

Zum «Baum des Jahres 1993» wurde der Speierling wegen seiner Seltenheit erkoren. Es handelt sich bei ihm überhaupt um die seltenste Baumart der Bundesrepublik Deutschland. Gegenüber dem vorigen Jahrhundert ist sein Bestand bei uns auf ein Zehntel geschrumpft. Man rechnet noch mit 3000 bis 4000 Bäumen.

Da der Speierling sehr wärmebedürftig ist, beschränkt sich sein Hauptvorkommen bei uns auf Südwestdeutschland. Daneben ist er noch auf tiefgründigen Böden in Hessen, Franken und Thüringen anzutreffen. Der Speierling stammt eigentlich aus Zentralasien, hauptsächlich aus dem Kaukasusgebiet und ist über die Mittelmeerländer einst zu uns eingewandert und als Relikt der Nacheiszeit geblieben, das heißt, er hat sie überlebt.

Als wärmeliebende Pflanze wächst der Speierling am ehesten in Weinbaugebieten. Er gedeiht sehr langsam und verträgt keinen Schnitt. Seine Früchte sind entweder apfel- oder birnenförmig. Das Sonderbare dabei ist, daß die Samen nicht keimen, wenn sie nicht vorher durch einen Vogel- oder Säugetiermagen gegangen sind. Deswegen ist die Vermehrung so schwierig, was die Seltenheit dieser Baumart erklärbar macht.

Die Erträge des Speierlings schwanken sehr. Die Früchte sind sauer und gerbstoffreich. Aus diesem Grunde wurden sie früher insbesondere zum Gären und Klären von Apfelmost verwendet. Das machte den Most

haltbar, weil sich dadurch keine Mikroorganismen in ihm vermehren können.

Der *Sorbus domestica*, wie er lateinisch heißt, erreicht stattliche Ausmaße. Bei einer relativ bescheidenen Höhe von maximal zehn bis zwölf Metern ist die weiträumige Krone, die bis zu 20 Meter aufweisen kann, charakteristisch für den Speierling. Der Baum kann bis zu 300 Jahre alt werden. Ein Wesensmerkmal des Speierlings ist der gedrehte Stamm. Das Holz selbst ist das schwerste aller mitteleuropäischen Hölzer. Früher verwendete man es besonders für Wagenachsen und Kelterpressen. Was den Enzkreis betrifft, hat Landrat Dr. Heinz Reichert schon 1988 und 1991 insgesamt 43 markante Wiesenspeierlinge durch Rechtsverordnung zum Naturdenkmal erklärt. Der Speierling ist vom Aussterben bedroht. Er steht auf der Roten Liste der gefährdeten Pflanzenarten in Baden-Württemberg: «Stark gefährdet». Eine natürliche Verjüngung ist kaum noch zu beobachten, denn der Baum stellt sehr hohe Ansprüche an seine Umgebung. Die besten Aussichten auf Zuchterfolge haben nur künstlich gezogene Sämlinge. In diesem Bereich hat Forstoberamtsrat a.D. Alfons Dürr aus Pforzheim wegweisende Erfolge erzielt.

Land kauft die Küferei im Kloster Maulbronn

(lsw) Das Land Baden-Württemberg hat im Kloster Maulbronn (Enzkreis) ein weiteres Gebäude erworben, die ehemalige Klosterküferei. Damit befinden sich von den etwa 40 Gebäuden der Klosteranlage nur noch fünf in Privatbesitz. In einer Mitteilung des Finanzministeriums wird der Kauf – die Summe blieb ungenannt – als der «wichtigste Erwerb der letzten Jahrzehnte, wenn nicht des letzten Jahrhunderts für die Klosteranlage» bezeichnet. Das Kloster Maulbronn zählt zu den bedeutendsten Kulturdenkmälern im Lande.

Museumsgesellschaft arbeitet Geschichte auf

(STZ) Eigentlich ist die Tübinger Museumsgesellschaft ein Anachronismus. Die «Lesegesellschaft» von 1821 hat jetzt in Zusammenarbeit mit Historikern der Universität die Geschichte ihrer Bildungsinstitution (1821-1945) aufgearbeitet und als illustriertes Buch vorgelegt, das ein interessantes Kapitel württembergischer Kultur- und Sozialgeschichte beschreibt. Die Historiker Alf-Rüdiger Schmucker und Sebastian Kolb haben am Lehrstuhl von Prof. Dieter Langewiesche die Gründung der bildungsbürgerlichen Gesellschaft und ihre allmähliche Öffnung vom elitären Zirkel zur öffentlichen Kulturorganisation auch für Nichtmitglieder gezeigt. Das «Museum» hat der einst kulturell eher «ignoranten» Stadt ein Kulturamt ersetzt. Schließlich rang die Museumsgesellschaft der Stadt 1914 sogar vertraglich die «Kulturhoheit» ab und schmetterte fortan als Eigentümerin des einzigen Tübinger Saalbaus (1822) alle denkbaren Konkurrenten ab.

Dieses Monopol auf Säle und Kultur hat die Tübinger Museumsgesellschaft in einer multikulturellen Gesellschaft zwar schon lange nicht mehr, aber mit dem Angebot von jährlich 40 Konzerten bei einem Jahresumsatz von 500 000 Mark und einem Abonnement für Theatergastspiele sowie einer eigenen Vortragsreihe ist der Trägerverein bis heute traditioneller Kulturveranstalter. Zwar haben noch einige wenige der einst zahlreichen Museumsgesellschaften in Baden-Württemberg überdauert, aber nur die in Tübingen hat die Zeiten so gut wie ungestört überstanden. Das läßt sich auch und gerade an der neu geordneten Bibliothek ablesen, die mit ihren 27 000 Bänden geradezu den Wandel der Interessen der Vereinsmitglieder spiegelt. Heute kauft die Museumsgesellschaft hauptsächlich Reise- und Kunstführer. Als Dauerleihgabe hat die Museumsgesellschaft 2000 Zeitschriftenbände an die Universitätsbibliothek abgegeben, die jetzt übergebundene Jahrgänge der «Fliegenden Blätter», des «Kladderadatsch», des

«Simplicissimus» und der «Jugend» ebenso verfügt wie über englische und französische Pendants wie «Punch» und «Le Charivari». Bernd v. Egidy, der Direktor der Universitätsbibliothek, hält die Bewahrung der Bibliothek der Gesellschaft für fast ebenso wichtig wie die Erhaltung des Baudenkmals «Museum», an dessen Restaurierung die Gesellschaft noch auf Jahre zu arbeiten und zu zahlen hat.

Flußregenpfeifer wird Vogel des Jahres 1993

(lsw) Zum Vogel des Jahres 1993 haben der Naturschutzbund Deutschland und der Bund für Vogelschutz den Flußregenpfeifer gewählt. Zur Begründung erklärten die beiden Naturschutzverbände, am Beispiel dieses sperlingsgroßen Watvogels – volkstümlich auch «Fluppi» genannt – ließe sich besonders deutlich die positive wie negative Abhängigkeit einer Tierart vom Wirken des Menschen demonstrieren. Bisher lägen keine genauen Zahlen über den Bestand des Flußregenpfeifers vor. Schätzungen gingen jedoch davon aus, daß in Deutschland nur noch etwa 2000 bis 3000 Paare brüteten. Als vordringliche Hilfsmaßnahme für den Flußregenpfeifer forderten die beiden Verbände die Wiederherstellung seines natürlichen Lebensraumes. Dazu gehöre ein Ende der Flußbegradigungen und Kanalisierungen sowie die Renaturierung von Flußlandschaften. Eine wirksame Form der Soforthilfe könne vielerorts auch darin bestehen, Kiesgruben und Baggerseen vor übermäßiger Freizeitnutzung zu schützen. Nach Angaben der beiden Naturschutzverbände war der Flußregenpfeifer ursprünglich auf Schotterinseln und Kiesbänken unverbauter Flüsse heimisch, fiel dann aber den massiven Gewässerbegradigungen zum Opfer. Nun werde ihm vielerorts die Freizeitgesellschaft zum Verhängnis, die aus den ehemals abgeschiedenen Sand- und Kiesflächen parkteichähnliche, aber biologisch uninteressante Erholungslandschaften mache.

Denkmalförderung: Keine Abstriche geplant

(lsw) Trotz der Sparmaßnahmen wird das Land keine Abstriche an der Denkmalförderung vornehmen. Staatssekretär Rainer Reichtken vom Wirtschaftsministerium betonte auf dem 5. Landesdenkmaltag im September 1992 in Pfullingen, auch in schwierigen Zeiten sei Denkmalschutz so unverzichtbar wie Natur- und Umweltschutz. Die Etatansätze würden von 49 Millionen Mark 1992 auf 51 im nächsten und auf über 52 Millionen 1994 angehoben. Die Zuschüsse sollten vor allem den Erhalt der kleinen, «unspektakulären» Denkmale sichern.

Gegen ein «Übermaß» an Denkmalschutz wandte sich der Präsident August Gebeßler vom Landesdenkmalamt. Er sprach sich für Lösungen aus, die Geschichte erfahrbar machen, gleichzeitig aber Neuarbeit auch nicht verhinderten. Viele Nutzungen würden die letzte Erinnerung an das Bauzeugnis verspielen, sagte er mit Hinweis auf «Scheuenshickoria» und «Gefälligkeitsarchitektur».

Der Landesdenkmaltag wird als Fachtagung für Vertreter aller an Denkmalpflege und Denkmalschutz beteiligten Berufsgruppen und Institutionen alle zwei Jahre gehalten. Am Pfullinger Denkmaltag nahmen rund 300 Experten staatlicher und kirchlicher Bauämter und kommunaler Denkmalschutzbehörden, Restauratoren, Architekten und Handwerker teil.

Römer-Museum für Rottenburg

(STZ) In Anwesenheit zahlreicher Vertreter des politischen und des kulturellen Lebens hat die Große Kreisstadt Rottenburg ihr Römisches Stadtmuseum mit Lapidarium und Jupiter-Gigantensäule eröffnet. Es ist dem 1986 verstorbenen Ehrenbürger, Mitbegründer und Herausgeber der «Stuttgarter Zeitung», Professor Josef Eberle, gewidmet, der durch ein Legat für die Antikensammlung seiner Heimatstadt den finanziellen Grund-

stock für das Museum – im Zentrum des heutigen Rottenburg und damit im Ostteil der einstigen Römerstadt Sumelocenna – gelegt hat. Oberbürgermeister Winfried Löffler erinnerte an die wechselvolle Geschichte der Rottenburger Antikensammlung seit der Entdeckung der Römerstadt unter dem heutigen Rottenburg vor 170 Jahren durch den Domdekan Ignaz von Jaumann. Das Römer-Museum habe nun im Untergeschoß des neuen Parkhauses hinter dem Martinshof nach sieben Umzügen endlich eine dauerhafte Bleibe gefunden. Dankbar anerkannte der Rottenburger Oberbürgermeister die tatkräftige Unterstützung des Landes, das die Finanzierung der 3,5 Millionen Mark für Bau und Einrichtung des Museums ermöglicht hätte. Für die Stadt habe der römische Befund von 1986 bei der Vorbereitung des Parkhauses eine erhebliche Verzögerung und das Erfordernis einer Neuplanung bedeutet. Die archäologischen Grabungen unter der Leitung von Professor Hartmann Reim hätten aber auch eine Gelegenheit gebracht, die neuen archäologischen Befunde im Rahmen eines Museums zu zeigen, zusammen mit den Antikenbeständen des Sülchgauer Altertumsvereins sowie mit zahlreichen Leihgaben.

Ministerialrat Ralf Jandl als Vertreter des Kunstministeriums deutete das Museum in Anspielung auf die darin gezeigte römische Latrine als modernes «Kommunikationszentrum» und meinte beziehungsweise zum großzügigen Legat des «Lateiners» Josef Eberle: Weder Geld noch Museum seien anrührig («pecunia non olet»). Der aus Rottenburg stammende Professor Dieter Planck vom Landesdenkmalamt sieht in den Rottenburger Grabungsbefunden den Beweis, daß Sumelocenna eine der prächtigsten Siedlungen des römischen Obergermanien gewesen sei. Das Rottenburger Römer-Museum in seiner Verbindung mit einem Befund vor Ort biete Geschichte aus erster Hand, Geschichte zum Anfassen und werde für künftige Museumsbauten beispielhaft sein.

Hotelsterben an der Schwarzwaldhochstraße

(BNN) Das Hotelsterben an der Schwarzwaldhochstraße zwischen Baden-Baden und Freudenstadt bereitet den Tourismusexperten im Südwesten immer größeres Kopfzerbrechen. «Es fehlt ein neuer Impuls», sagt Olaf Feldmann, Geschäftsführer des Hotel- und Gaststättenverbandes in Baden-Baden. Der Abgeordnete, der sich auch als Ausschußvorsitzender im Bundestag mit dem Fremdenverkehr beschäftigt, erinnert sich mit Wehmut an die goldenen Zeiten der B 500.

Rückblende: Mit dem Flaggschiff «Bühlerhöhe» entwickelte sich die 1939 aus der Taufe gehobene Schwarzwaldhochstraße schnell zu einem Publikumsmagneten. In dem Grandhotel gaben sich nach dem Zweiten Weltkrieg eine schier endlose Kette von Hoheiten, Exzellenzen und Politikern die Türklinke in die Hand: Adenauer, Heuss, Brandt und Scheel, König Hussein, Präsident Sadat, Heidegger, Dürrenmatt, Golo Mann und Ortega y Gasset. Von den VIP-Urlaubern profitierte natürlich auch die Hotellerie der Umgebung. Doch dann ging es mit der Bühlerhöhe abwärts bis zum Konkurs. Diese Entwicklung machte auch vor den umliegenden Häusern nicht halt – die Übernahme des Traditionshotels durch die Max-Grundig-Stiftung im Jahr 1986 konnte den Trend an der Schwarzwaldhochstraße nicht mehr stoppen. «Der Tourismus in den Mittelgebirgen hatte damals eine schwierige Phase durchzustehen», weiß Olaf Feldmann, doch die Talsohle sei längst durchschritten.

Nicht so entlang der Höhenstraße im Schwarzwald: Das Kurhaus Herrenwies liegt in Trümmern, in Hundseck sollen Asylbewerber einziehen, Ruhestein und Kniebis-Lamm sind abgerissen, das Schliffkopf-Hotel ist abgebrannt (wir berichteten) und das Hotel Zuflucht bei der Alexander-schanze nur noch Jugendherberge. Die neueste Hiobsbotschaft stammt aus Unterstmatt, wo Hotelchef Hans Reimann das Handtuch werfen will. Nach dem Willen der zuständigen Gemeinde Sasbach sollen die Skilifte

am Unterstmatt und Ochsenstall weiterbetrieben werden, «doch dazu benötigen wir eigentlich den Gastronomiebetrieb», so Bürgermeister Ewald Panther.

Ebenfalls gegen den Trend zu kämpfen hat das Kurhaus Sand; eine Traditionsherberge, in der einst die holländische Königin Wilhelmine und Heinrich von Brentano abgestiegen sind. Jetzt ist das Haus zwar bis Mitte November fast ausgebucht, «doch wir haben auch lange tote Zeiten», sagt Geschäftsführer Günter Milz. Die Hochstraße müsse ihre Vorteile («die Ruhe, die wunderbare Aussicht und die herrlichen Wanderwege») besser verkaufen.

Ein wichtiges Signal für die Schwarzwaldhochstraße und seine aussterbende Hotellerie könnte nach Meinung von Olaf Feldmann die Gründung eines Nationalparks Nord-schwarzwald sein. Nach dem Vorbild des Nationalparks Bayerischer Wald könnte der Tourismus eine neue Lebensgrundlage erhalten. «So wäre ein Nationalpark auch für uns akzeptabel», erklärt der Geschäftsführer des Hotel- und Gaststättenverbandes.

Militärgeschichtler verlassen Freiburg

(lsw/lk) Das seit 1957 in Freiburg angesiedelte Militärgeschichtliche Forschungsamt (MGFA) der Deutschen Bundeswehr soll bis 1994 nach Potsdam verlegt werden. Dies kündigte Bundesverteidigungsminister Volker Rühle im Dezember vor der Presse in Bonn im Zusammenhang mit weiteren Standortfragen der Bundeswehr an. Damit geht ein fast zwei Jahre dauerndes Ringen um den Standort des Bundeswehrinstituts mit etwa 45 ausgebildeten Historikern, zur Hälfte Zivilisten, zu Ende.

Laut Rühle sollen noch weitere Bundeswehreinrichtungen nach Ostdeutschland verlegt werden.

Künftiger Standort der offiziellen Forschungseinrichtung der Bundeswehr, die sich in den 35 Jahren mit ihrem kritischen Forschungsansatz und zahlreichen Publikationen etwa zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs

ges internationales Renommee erwarb, wird die Villa Ingenheim sein. Dort war bis zur Einigung das Institut für Militärgeschichte der DDR angesiedelt.

Während der aus Baden stammende Innenminister Wolfgang Schäuble den Standort Freiburg verteidigt hatte, galt sein Nachfolger Rudolf Seiters in der Frage als offen. Schäuble ließ bereits 1991 Akten der Nationalen Volksarmee der DDR nach Freiburg ins Militärarchiv bringen. Das dem Bundesinnenministerium untergeordnete Militärarchiv bleibt in Freiburg. Eine entsprechende Entscheidung von Minister Seiters wurde in Bonn bekanntgegeben. Freiburg habe sich als Standort dieser Außenstelle des Koblenzer Bundesarchivs bewährt. Die Verbindung zwischen dem MGFA und dem Militärarchiv werde durch eine Außenstelle des Archivs in Potsdam gewahrt, heißt es in der Mitteilung des Innenministeriums.

«Abgasvorschriften für Motorboote unzureichend»

(lsw) Die Abgasvorschriften für Motorboote auf dem Bodensee, die vom 1. Januar 1993 in Kraft getreten sind, reichen aus der Sicht der Internationalen Gewässerschutzkommission für den Bodensee alleine nicht aus. Die Kommission verlangt deshalb nach wie vor eine Bindung der Bootszulassungen an den Nachweis eines Wasserliegeplatzes, teilte das baden-württembergische Umweltministerium mit. Weiter forderte die Kommission eine generelle Beschränkung der Bootszahlen auf dem Dreiländer-See.

Die Internationale Gewässerschutzkommission für den Bodensee betonte, daß insbesondere die Motorboote den See erheblich und mehrfach belasten. Nach der aktuellen Schiffsstatistik seien derzeit über 55 000 Wasserfahrzeuge am Bodensee registriert, davon über 35 000 motorisierte Boote.

Groß geworden in Württemberg. Zu Hause in Deutschland.

TIGGES KOMMUNIKATION



Der Württemberg (Rotenberg)

Unsere Wurzeln sind von jeher in Stuttgart, unser Name ist gut württembergisch, unser Geschäft steht auf festem Grund und Boden. Das verpflichtet. Unsere Kunden, ob Wohnungsbauer, gewerbliche Investoren oder Kapitalanleger, können daher auf bodenständige Finanzierungen, sichere Kapitalanlagen und eine grundsolide Beratung bauen. Und das in ganz Deutschland. Rufen Sie uns an.

Württembergischer
Hypo
DIE IMMOBILIENBANK



Berlin: 030/8819890; Dresden: 0351/4841140; Düsseldorf: 0211/352035; Frankfurt: 069/232272;
Freiburg: 0761/35535; Hamburg: 040/364855; Karlsruhe: 07242/5015; Köln: 0221/135085;
Leipzig: 0341/2114499; Mannheim: 0621/20878; München: 089/221534; Stuttgart: 0711/2096353

Archäologiepreis ging an Grabungstechniker

(lsw) Der Stuttgarter Grabungstechniker Friedrich Maurer ist mit dem württembergischen Archäologiepreis 1992 ausgezeichnet worden. In seiner Laudatio würdigte der Staatssekretär im baden-württembergischen Wirtschaftsministerium, Rainer Brechtken, den Preisträger als einen «Pionier der archäologischen Grabungstechnik». Er habe die Entwicklung der Denkmalpflege im Südwesten «entscheidend mitgeprägt».

Maurer hat als technischer Grabungsleiter eine Vielzahl von Ausgrabungen und Rettungsgrabungen betreut – unter anderem die keltischen Fürstengrabhügel von Hochdorf und Asperg-Grafenbühl oder das jungsteinzeitliche Dorf Ehrenstein, die als Spiegelbilder der württembergischen Vorgeschichte gelten. Maurer erhielt neben dem Preisgeld von 5000 Mark eine Urkunde sowie die Nachbildung einer Goldschale aus dem Grabhügel des Keltenfürsten von Hochdorf.

Rems-Murr-Kreis spart beim Heimatpreis

(STZ) Sparen ist eine verzwickte Angelegenheit. Jeder will, daß gespart wird. Aber wenn's konkret zur Sache geht, sind schnell alle guten Vorsätze und Schwüre vergessen. Das zeigte sich auch im Kulturausschuß des Rems-Murr-Kreistags. Dort unternahmen die Sozialdemokraten, nachdem sie sich in den Fachausschüssen für Soziales und Jugendhilfe generös gezeigt und für Mehrausgaben plädiert hatten, einen Sparversuch, der jedoch kläglich scheiterte. SPD-Kreisrat Dr. Werner Barth, Beruf Lehrer, schlug vor, bei den 22 Millionen Mark Ausgaben, die im Etatentwurf 1993 für die kreiseigenen Schulen veranschlagt sind, pauschal drei Prozent zu kürzen. Das hätte unterm Strich eine Ersparnis von rund 600 000 Mark ergeben, ein Betrag, bei dem das Abendland wohl nicht untergehe, meinte Barth. Mit dieser Einschätzung stieß er bei der versammelten Lehrerschaft freilich auf ener-

gischen Widerspruch. Oberstudienleiter Wilfried Maag, geschäftsführender Schulleiter der Berufsschulzentren, setzte sich gegen jegliche Abstriche zur Wehr. Da man an den Bewirtschaftungs- und Unterhaltungskosten sowieso nichts einsparen könne, bleibe letztendlich alles an den Lehr- und Lernmitteln hängen, und dies sei Lehrern und Schülern nicht zumutbar, meinte Maag. Sein Berufskollege, der FDP-Kreisrat Horst Stuhlmann, hieb in die gleiche Kerbe. Der Liberale sah schon Gefahren für den Ausbildungsstand der Schüler heraufziehen. Auch in Landrat Lässig, der bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Damen und Herren Kreispolitiker zur Sparsamkeit ermahnt, fand Werner Barth keinen entschiedenen Mitstreiter. Sparen halte er zwar für gut, meinte der Kreisvorsteher, aber nicht mit der Rasenmähermethode, sondern an Einzelposten, wie es auch von CDU-Kreisrat Burr verlangt wurde.

Einer langwierigen Suche nach möglichen Streichposten wollten sich Werner Barth und die Seinen allerdings nicht unterziehen. So kam es, wie es kommen mußte: Der SPD-Antrag wurde von der Mehrheit des Kulturausschusses abgeschmettert. Ein kleines Erfolgserlebnis ward den Genossen aber noch beschieden: Auf ihr Verlangen hin wurden die 8000 Mark für den vom Landkreis gestifteten Heimatpreis gestrichen. Die Auszeichnung soll erst wieder 1996 vergeben werden. O Heimatland, jetzt muß schon der Heimatpreis dazu herhalten, den Kreishaushalt zu sanieren. Da müssen die Heimatpolitiker aus dem Kreis noch viele Kleckerlesbeträge zusammenkratzen, bis das Kreisbudget wieder ein erfreulicheres Zahlenbild bietet.

Denkmalstiftung zieht Bilanz

(DSI) Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg hat seit ihrer Gründung 1985 viele akut gefährdete Denkmäler retten können und sich damit als wichtige Ergänzung der öffentlichen Hand erwiesen. Auf ihrer Kuratoriumssitzung im Kloster Beu-

ron hat sie Bilanz gezogen. Das Stiftungskapital beträgt jetzt 32 Mio. DM. Die Erträge aus Zinsen erbrachten 3,151 Mio. DM, der Zuschuß des Landes beläuft sich auf 1 Mio. DM, Spenden aus der Wirtschaft ca. auf 400 000 DM. Außerdem standen 4,75 Mio. DM 1991 für Projektförderungen zur Verfügung. In besonderen Fällen können Einzel-Maßnahmen bis zu 1 Mio. DM gefördert werden. Wie aus dem Rechenschaftsbericht für das Jahr 1991 hervorgeht, hat die Denkmalstiftung im zurückliegenden Jahr insgesamt 59 Maßnahmen mit einer Zuschußgesamtsomme von 4,6 Mio. DM gefördert. Die Gesamtzahl der seit 1985 geförderten Projekte ist damit auf 279 Vorhaben mit einer Zuschußsumme von 23,7 Mio. DM angewachsen. Mit der Beschlußfassung des Wirtschaftsplans 1992 hat das Kuratorium weitere 4,5 Mio. DM für Fördermaßnahmen freigegeben. Basis für die Arbeit der Denkmalstiftung ist die Zusage des Landes, der Stiftung bis 1996 insgesamt 71 Mio. DM für das Stiftungskapital und für den Stiftungszweck zuzuführen.

Historische Tunnel bleiben verschont

(swp) Die historischen Straßentunnel im Naturpark Oberes Donautal bleiben unangetastet. Der Tübinger Regierungspräsident Max Gögler sprach Anfang Dezember im Streit zwischen Straßenbauern und Denkmalpflegern ein Machtwort: «Diese Kulturdenkmale gilt es zu erhalten.» Damit verhindert er das Vorhaben, die beiden Tunnelröhren an der Straße zwischen Gutenstein und Thiergarten im Kreis Sigmaringen aufzuweiten.

Mit dieser Absicht trug sich das Straßenbauamt Überlingen. Die Behörde rechtfertigte ihren Plan mit Argumenten der Verkehrssicherheit. Die Tunnel sind so schmal und verengen sich derart an der Decke, daß Busse und Lastwagen nur einzeln durchfahren können. Nach etlichen Unfällen richtete das Straßenbauamt Solarampeln ein, die den Einbahnverkehr regeln. Doch die von Son-

nenenergie gespeisten Ampeln erwiesen sich als unzuverlässig. Wegen manchmal langer Wartezeiten drang die Gemeinde Beuron darauf, die Röhren zu vergrößern, um den Verkehrsfluß zu erleichtern.

Gögler gab diesem Wunsch nicht statt. Der Regierungspräsident ist der Auffassung, daß durch die Ampeln der Verkehrssicherheit Genüge getan werde. Allerdings gab er den Kritikern der Solarampel-Regelung recht. Die Ampeln werden nun ans öffentliche Stromnetz angeschlossen. Die beiden Tunnel werden deshalb weiterhin jeweils nur in einer Richtung zu befahren sein.

Die Röhren wurden in den Jahren 1853 und 1854 in den Donaueisenbahnen getrieben. Sie gehören laut Landesdenkmalamt zu den ältesten erhaltenen Straßentunneln überhaupt. Die Tunnelwände wurden roh belassen und nicht ausgemauert. Die Konstruktion der Röhren und ihre Einpassung in die Landschaft stieß gleich nach dem Bau vor 140 Jahren auf Zustimmung. Das Landesdenkmalamt lehnte eine Veränderung entschieden ab. Der geplante Eingriff wäre nach Ansicht von Professor Hubert Krins, dem Leiter der Denkmalamts-Außenstelle Tübingen, einer Zerstörung der Tunnel gleichgekommen.

Der Schwäbische Heimatbund, der sich ebenfalls gegen das Straßenbauprojekt gewehrt hatte, begrüßte die Entscheidung des Regierungspräsidenten. «Wir sehen uns in unserer Auffassung bestätigt», erklärte Geschäftsführer Dieter Dziellak.

Umgehungsstraße gefährdet Unlinger Donauwiesen

(lsw) Naturschützer machen sich Sorgen um das Naturschutzgebiet «Flußlandschaft Donauwiesen». Die geplante Trassenführung für eine Umgehungsstraße der rund 2000 Einwohner zählenden Gemeinde Unlingen wird diesem 603 Hektar großen Naturschutzgebiet nach Ansicht von Naturschützern große Schäden zufügen.

Bedroht seien insbesondere Zugvögel, für die die Donauauen ein «Tritt-

stein» auf dem Hin- und Rückflug in südliche Länder seien, meint der Biberacher Kreisvorsitzende des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND), Jörg Lange-Eichholz. Das gelte auch für die selten gewordenen Störche und die teils vom Aussterben bedrohten Watvögel. Die Donauauen stellen für sie ein ideales Nahrungsrevier dar.

Den Bau einer Umgehungsstraße von Unlingen will der BUND zusammen mit den anderen Naturschutzverbänden im Kreis Biberach keineswegs boykottieren. Man sehe seine Notwendigkeit ein, befürworte aber eine andere Trassenführung, sagt Jörg Lange-Eichholz. Eine östlich der Gemeinde geführte Umgehungsstraße sei weit umweltverträglicher als die vom Regierungspräsidium Tübingen offenbar favorisierte Lösung.

Der BUND kritisiert in diesem Zusammenhang, daß das Regierungspräsidium Tübingen den Naturschutzverbänden bislang die Einsicht in eine Umweltverträglichkeitsstudie verweigert habe. «Aufgrund einer Zusage der Landesregierung müssen die Naturschutzverbände aber frühzeitig in Straßenplanungen einbezogen werden», betont Jörg Lange-Eichholz. Die Behörde habe den Naturschutzverbänden lediglich Kenntnis vom Ergebnis der Untersuchung gegeben. Danach sei die östliche Umgehung von Unlingen die naturschonendste Trassenführung. Dennoch bevorzuge das Regierungspräsidium Tübingen offenbar die Westumgehung.

Enttäuscht sind die Naturschützer zudem über die Entscheidung der Gemeinde Unlingen, die ebenfalls zugunsten der westlichen Umgehung ausfiel. Diese Umgehung soll nach den Worten des BUND-Kreisvorsitzenden Lange-Eichholz direkt entlang der Grenze des erst 1991 ausgewiesenen Naturschutzgebietes «Flußlandschaft Donauwiesen» verlaufen und sei deshalb in ihren Auswirkungen «besonders schlimm».

Sondermüll-Öfen: Suche geht weiter

(STZ/lsw) Mit der Offenlegung der Unterlagen im Raumordnungsverfahren für die vier Standortvorschläge zur Sondermüllverbrennung im östlichen Landesteil Baden-Württembergs kommt die Suche nach einer Lösung des Sondermüllproblems wieder in Bewegung. Derzeit sind Böblingen/Hulb, Sindelfingen (Panzerreinrichtungswerk) sowie Hüttlingen im Ostalbkreis und Westernach im Hohenlohekreis Standorte im Raumordnungsverfahren. Ende September 1992 hatten Ministerpräsident Erwin Teufel (CDU) und Umweltminister Harald B. Schäfer (SPD) angekündigt, «innerhalb der nächsten drei Monate» weitere Alternativen im mittleren Neckarraum prüfen zu wollen.

Als Ersatz für den umstrittenen Standort Kehl wird die Zusammenarbeit mit Rheinland-Pfalz gesucht. Als mögliche Lösung gilt die Verbrennung von Sondermüll aus Baden-Württemberg bei BASF in Ludwigshafen. Ministerpräsident Teufel hatte im Dezember erklärt, er erwarte «täglich» ein Schreiben seines rheinland-pfälzischen Kollegen Rudolf Scharping (SPD). In der Mainzer Staatskanzlei war dazu nur zu erfahren, es werde noch keine Klärung über Art und Umfang der Beteiligung getroffen. Die Materie sei zu kompliziert. Man sei aber «im Grundsatz» zu einer Kooperation bereit. Unklar sei bisher, wieviel Kapazität übrigbleibe. Im September hatte Teufel die erhoffte Größenordnung der baden-württembergischen Sondermüllverbrennung bei der BASF mit «25 000 Jahrestonnen plus X» beziffert. Nach den Planungen der früheren CDU-Regierung sollten Verbrennungskapazitäten in beiden Landesteilen von je 50 000 Jahrestonnen geschaffen werden. Sollte das Angebot aus Rheinland-Pfalz zu gering ausfallen – «10 000 bis 15 000 Tonnen wären zu wenig», hieß es im Staatsministerium –, dürfte die Diskussion um Kehl neu entbrennen.

Deutsches Uhrenmuseum wurde erweitert

(lsw) Der knapp sieben Millionen Mark teure Erweiterungsbau des Deutschen Uhrenmuseums in Furtwangen, eine der bedeutendsten Einrichtungen ihrer Art weltweit, ist im Herbst vergangenen Jahres vom baden-württembergischen Ministerpräsidenten Erwin Teufel seiner Bestimmung übergeben worden. Er grenzt an die Fachhochschule Furtwangen (Schwarzwald-Baar-Kreis), der das Museum angegliedert ist. Dieses präsentiert nunmehr auf rund 1200 Quadratmetern die Entwicklung der Zeitmessung von der frühen Räderwerk-Uhr bis zum modernen Elektronik-Chronometer.

Bei der Einweihungsfeier für das neugestaltete Museum, an der auch Baden-Württembergs Wissenschaftsminister Klaus von Trotha teilnahm, nannte Teufel das Uhrenmuseum «eine einmalige Kostbarkeit». Nicht zuletzt dank der Uhrenindustrie sei Furtwangen mit einer der geringsten Arbeitslosenquoten im Lande zum «Musterbeispiel einer geglückten industriellen Entwicklung» geworden. «Mit der Uhrenindustrie kam die Industrie in den Schwarzwald», erinnerte Teufel. Wie einst der Uhrmacherberuf sei heute die Fachhochschule der Kristallisationspunkt für die Entwicklung in der Region.

Vor rund 300 Jahren war im Hochschwarzwald die Holzuhr-Fertigung entstanden, die damit jünger ist als die seit Jahrhunderten bekannte, wesentlich teurere Metalluhren-Herstellung. Vor allem mit seiner Kuckucksuhr wurde die einst kärgliche Mittelgebirgsgegend weltberühmt. Jährlich kommen nach eigenen Angaben etwa 140 000 Besucher in das Museum.

Landesnaturausschutzverband: Mülldebakel hausgemacht

(LNV) Mit Sorge verfolgt der Landesnaturausschutzverband (LNV) die aufkommende Diskussion um eine forcierte Müllverbrennung angesichts des allenthalben herrschenden Müllnotstandes, fehlenden Deponie-

raums und fehlender Verwertungs-kapazitäten.

Dieser Notstand, der nach dem Exportstop der französischen Behörden einige baden-württembergische Kreise besonders hart trifft, sei hausgemacht und ohne weiteres absehbar gewesen, so der LNV. Hier werden völlig mangelhafte Kreismüllkonzepte und in der letzten Konsequenz die völlig verfehlte Müllpolitik des vergangenen Jahrzehnts sichtbar.

So habe man keine ernsthaften Anstrengungen zur Müllvermeidung unternommen und sei statt dessen vielerorts den bequemeren Weg des Müllexports gegangen. Diese Art der «Entsorgung» war so attraktiv, daß sich die Verantwortlichen oft nicht einmal über den Endverbleib vergewissert haben, obwohl bereits vor Jahren erste Skandale mit Sondermüll auf französischen Hausmülldeponien Schlagzeilen machten.

Auch die jetzt allerorten von Land- und Stadtkreisen mit dem Dualen System Deutschland (DSD) abgeschlossenen Verträge spiegeln die Tendenz des «Nichtwissenwollens» wider. Obwohl hinreichend bekannt ist, daß weder DSD noch die kunststoffherzeugende und -verarbeitende Industrie genügend Verarbeitungs- und Recyclingkapazitäten besitzen, genügen den Gebietskörperschaften schriftliche Erklärungen über Entsorgungsabsichten. In der Regel wird auf den konkreten Nachweis des Recycling oder auch nur der tatsächlich vorhandenen Kapazitäten verzichtet. Was DSD und deren Vertragsunternehmen dann tatsächlich mit dem *Kunststoffmüll* machen, interessiert offensichtlich wenig. Unter dem Gesichtspunkt, daß deutscher Wertstoffmüll mit dem grünen Punkt bereits in mehreren Ländern illegal aufgetaucht ist (siehe «Spiegel» vom 24. 8. 1992), gerät die Aussage der DSD, man «vermarkte Wertstoffe weltweit», zum Treppenwitz.

Die Verringerung des Restmülls könnte auch durch sortenreine Sammlungen (anstelle des Mischsystems der sogenannten «Gelben Tonnen») erreicht werden, da bei der nachträglichen Sortierung von ursprünglich gemischt gesammelten Wertstoffen bis zu 50 % Sortierreste

anfallen, die dann doch deponiert oder verbrannt werden müssen.

Wie wenig man sich in der Vergangenheit um konsequente Müllvermeidungs- und Reduktionsstrategien gekümmert hat, zeigt auch die Tatsache, daß in vielen Stadt- und Landkreisen noch keinerlei Kompostierungsanlagen in Bau oder in Planung sind. Obwohl die Kompostmüllfraktion einen Anteil von bis zu 40 % am Hausmüll darstellt, wird dieses erhebliche Reduktionspotential, welches die vorhandenen Deponiekapazitäten um Jahre strecken könnte, bisher kaum genutzt.

Durch diese Versäumnisse und die z. B. in der Verpackungsverordnung zum Ausdruck kommende verfehlte Abfallpolitik wird ein Klima geschaffen, das die Müllverbrennung als einzigen gangbaren Ausweg erscheinen läßt. Diese Einschätzung wird noch unterstützt durch die Tatsache, daß die meisten Land- und Stadtkreise nicht aktiv nach neuen Deponiestandorten suchen. Bereits seit Jahren ist die dramatische Entwicklung im Müllwesen so gut bekannt, daß man genügend Zeit gehabt hätte, geeignete Nachfolgestandorte für Deponien in moderner Technologie (zum Beispiel Monodeponien) zu suchen. Dies unterblieb häufig auch deshalb, weil einseitig auf Müllverbrennung gesetzt wird.

Schließlich fehlt nach Meinung des LNV auch eine effektive Öffentlichkeitsarbeit, die dem Bürger die Müllvermeidung und den Kausalzusammenhang zwischen Konsumverhalten und Müllmengenentwicklung nahebringt. Während die DSD mit (vom Verbraucher zwangsfinanziertem) Millionenaufwand den irreführenden Eindruck erweckt, der ungehinderte Verpackungsverbrauch sei wegen der nachgeschalteten Verwertung ökologisch vertretbar, fehlen auf seiten der Gebietskörperschaften häufig geeignete Strategien, die auf eine echte Müllminderung abzielen.

Ausflügler nehmen Abfall im Rucksack wieder mit

(lsw) Eine erfolgreiche Bilanz der Aktion «Aus für Abfall in Wald und Flur» hat Baiersbronn gezogen. «Die Initiative wurde von unseren Gästen und Beherbergungsbetrieben sehr gut angenommen; bis auf einige schwarze Schafe, die ihren Abfall trotzdem im Wald wegwarfen, haben sich die Leute wirklich vorbildlich verhalten und den Abfall wieder mit nach Hause genommen», betonte Kurdirektor Dieter Hütte. Auch Direktor Harald Iven vom Forstamt Mitteltal äußerte sich positiv: «Es ist gelungen, daß die meisten, die ihr Vesper im Rucksack in den Wald bringen, den Abfall nach dem Vesper auch wieder hinaustragen.» Gemeinde- und Kurverwaltung, Forstämter und Gastronomie in der größten Fremdenverkehrsgemeinde Baden-Württembergs hatten im Frühjahr beschlossen, die etwa 900 Abfall- und Papierkörbe in den Wäldern von Baiersbronn abzubauen. Damit wurden nicht nur ungefähr 80 000 Mark jährlich für die Entsorgung des Mülls gespart, sondern es wurde auch das Umweltbewußtsein der Gäste und Besucher wachgerüttelt. Diese erhielten für ihre Ausflüge in den Wald umweltgerecht hergerichtete Vesperpakete von den Beherbergungsbetrieben, die das Verpackungsmaterial am Ende der Tour zurücknahmen und entsorgten. «Früher war das Aufstellen von Abfallkörben in Wald und Flur praktizierter Umweltschutz. Doch mit der wachsenden Zahl der Besucher und der Rast- und Parkplätze wurden immer mehr Dosen, Kunststoff, Flaschen und Aluverpackungen zum Problem. Die Entsorgung der oft übelriechenden Abfälle in überquellenden Abfallkörben war den Mitarbeitern kaum mehr zuzumuten», erklärte Forstdirektor Harald Iven den Grund zum Handeln. Nun weisen Schilder mit Igel, Hasen, Eichhörnchen und Auerehänen darauf hin, daß in den Wäldern von Baiersbronn «Abfall am falschen Ort» ist.

«Kunst und Denkmalpflege für Kirche zweitrangig»

(epd) Die Gestaltung kirchlicher Bauwerke hat nur «dienende Funktion» und muß ganz vom Gottesdienst und den Bedürfnissen der Gemeinde her gesehen werden. Darauf hat Oberkirchenrat Professor Hartmut Jetter (Stuttgart) beim baden-württembergischen Landesdenkmaltag in Pfullingen hingewiesen. Weder baulichdenkmalpflegerische noch künstlerische Interessen dürften zu Lasten des «gottesdienstlichen Primäranspruchs» durchgesetzt werden, erklärte Jetter. Nach evangelischer Auffassung brauche Gott keinen besonderen Raum für seine Gegenwart. Gott könne sich überall und an allen Orten kundtun, man könne überall zu ihm beten, und die Gemeinde könne sich nach neutestamentlichem Vorbild auch «hin und her in den Häusern» versammeln. Lediglich für den öffentlichen Gottesdienst brauche die Gemeinde ein besonderes Haus; dies sei letztendlich auch die einzige Begründung dafür, überhaupt Kirchen zu bauen, fügte Jetter hinzu.

Er erinnerte daran, daß sich mit veränderten Frömmigkeitsformen auch der Bau und die Gestaltung gottesdienstlicher Räume wandeln müsse. In früheren Zeiten hätten für die fast ausschließlich auf den Sonntagsgottesdienst konzentrierte Gemeinde eine großräumige Kirche und eine möglichst für alle sichtbare Kanzel genügt. Heute habe eine in vielfältigen Gruppen aktive Gemeinde andere räumliche Bedürfnisse. Im Bereich der württembergischen Landeskirche seien etwa die von dem Architekten Dolmetsch um die Jahrhundertwende vielfach mit neugotischen Elementen renovierten großen Kirchen in Bad Urach, Stuttgart-Uhlbach, Beuren oder Alpirsbach den heutigen Frömmigkeitsausprägungen nicht mehr angemessen. Belange der Kirchengemeinde und denkmalpflegerische Absichten stimmten hier oft nicht überein. Gerade mit solchen Kirchen solle man aber «gefühlvoll umgehen», sagte Jetter, es dürfe nicht noch einmal ein «Bildersturm» entfacht werden.

Römische Kesselflickerei in Heidenheim entdeckt

(lsw) Einen einzigartigen Gefäßfund aus der Römerzeit haben Archäologen in Heidenheim entdeckt. Wie Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes am 21. Dezember in Stuttgart bekanntgaben, wurden bei Bauarbeiten in der Heidenheimer Innenstadt (Areal Brenzstraße/Ploucquetstraße) 14 Bronzegefäße gefunden, die vollständig erhalten sind oder nur geringfügige Beschädigungen aufweisen. Damit ist dies der bisher umfangreichste Gefäßfund Baden-Württembergs. Die Archäologen erhoffen sich von der Entdeckung wichtige Aufschlüsse über das römische Lagerdorf bei dem Kastell, das dort um 100 nach Christus angelegt wurde.

Im einzelnen wurden drei Kannen gefunden, drei Krüge, ein Becken, zwei Eimer, ein kleiner Kessel, zwei ineinandergestellte Kessel, eine Schale und eine Art Flakon. Einige Stücke sind feingearbeitet und verziert. So sticht insbesondere ein großer Krug mit reichverziertem Griff ins Auge, der auf drei, als Löwenpranken geformten Füßchen steht. Der Griff endet in einer ovalen Attasche, die einen tanzenden Eros zeigt. An der Fundstelle wurden ebenfalls Eisenwerkzeuge entdeckt, so eine Schere, Fuß- und Handfesseln.

Die Archäologen nehmen an, daß die Gefäße aus einem römischen Handwerkerbetrieb stammen. Darauf deutet unter anderem eine Herdstelle in unmittelbarer Nähe hin. Auch die Eisenwerkzeuge scheinen in diese Richtung zu weisen. Nach Angaben der Archäologen stammen die Schäden an den Krügen schon aus der Antike. Einige Gefäße weisen sogar Flickstellen auf. Der Handwerksbetrieb wurde vermutlich Mitte des 3. Jahrhunderts nach Christus aufgegeben. Verbrannte Hüttenlehmstücke in den Gefäßen deuten auf eine Feuersbrunst hin.

Die Fundstücke werden zur Zeit in den Werkstätten der Archäologischen Denkmalpflege des Landesdenkmalamtes restauriert. Die Ausgrabungen sollen im März fortgesetzt werden.

Handschriften-Erwerb für 48 Millionen Mark

(lsw) Das Land Baden-Württemberg hat nach jahrelangen Verhandlungen die wertvolle Handschriftensammlung des Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen erworben. Der Kaufpreis für die über 1000 Handschriften, die das Fürstenhaus in Jahrhunderten aus Kloster- und Stiftsbibliotheken sowie Sammlungen von Adeligen zusammentrug, liegt nach Angaben des Stuttgarter Staatsministeriums bei 48 Millionen Mark.

Einzigste Ausnahme in der jetzt per Vorvertrag erworbenen Sammlung – rund ein Viertel davon sind Schriften aus dem Mittelalter – sei die berühmte Handschrift C des Nibelungenliedes. Das Land habe sich darauf jedoch ein Optionsrecht aufrechterhalten, hieß es. Der zustande gekommene Neuerwerb enthält insbesondere die zum nationalen Kulturgut gerechnete Sammlung Lassberg, Kern der fürstlichen Bibliothek. Diese besteht unter anderem aus einer Parzival-Handschrift des Wolfram von Eschenbach, der Donaueschinger Liederhandschrift sowie sieben Exemplaren des Schwabenspiegels.

Die Abwanderung der Manuskripte oder ihre Zerstreuung auf Auktionen im Ausland wäre nach den Worten von Ministerpräsident Erwin Teufel (CDU) «ein unersetzlicher Verlust» nicht nur für den Südwesten, sondern für die gesamte Wissenschaft gewesen. Trotz Sparmaßnahmen in allen Bereichen habe das Land sich diese einmalige Chance nicht entgehen lassen dürfen. Die Sammlung solle so bald wie möglich in Stuttgart oder Karlsruhe ausgestellt werden, kündigte Teufel an. Angesichts der Preisentwicklung auf dem internationalen Kunstmarkt handele es sich zudem um einen «ausgesprochen günstigen» Neuerwerb. Allein für eines der wertvollsten Einzelstücke, ein um 1235/1240 in Hildesheim entstandenes Psalterium, seien jüngst von privater Seite im Ausland 20 Millionen Mark geboten worden. Mit den Verhandlungen waren das Wissenschafts- und das Finanzministerium beauftragt.

Der stellvertretende FDP-Fraktionsvorsitzende im Landtag, Ernst Pfister, hat den Fürsten zu Fürstenberg aufgefordert, auf den kurzfristigen Verkauf seiner Handschriftensammlung zu verzichten. «Ich appelliere an den Fürsten zu Fürstenberg, der sich in der Vergangenheit immer sehr landesfreundlich gezeigt hat, den Verkauf der Sammlung zum jetzigen Zeitpunkt zurückzustellen und in Verhandlungen mit dem Land einzutreten, um nach einer Lösung zum mittelfristigen Ankauf zu suchen», erklärte Pfister. Die fürstlich-fürstenbergische Handschriftensammlung müsse dem Land erhalten bleiben. Er – Pfister – sehe aufgrund der derzeit schwierigen Lage des Landeshaushalts keinen finanziellen Spielraum, um den Ankauf durch das Land zu realisieren.

Wassern auf dem Bodensee bald Wasserflugzeuge?

(STN) Motorboote, Straßenverkehr und die bei Bregenz vorbeilaufende Ölfertleitung Genua–Ingolstadt halten die 16 Wasserversorgungsunternehmen am Bodensee seit Jahren in Atem. Jetzt sorgt ein neues, auf dem Trinkwasserspeicher geplantes Freizeitvergnügen für Aufruhr: zwischen Langenargen und Romanshorn sollen künftig Wasserflugzeuge für Abnahme- und Übungsflüge landen und starten dürfen.

Daß der Deutsche Wasserfliegerverband mit Sitz in Hamburg schon seit längerer Zeit den Bodensee offensichtlich als neues und ideales Übungsrevier entdeckt hat, ist vor allem für Professor Gerhard Naber, Geschäftsführer der Bodensee-Wasserversorgung (BWV), ein Unding: «Wenn das Regierungspräsidium in Tübingen die Landegenehmigungen nicht ablehnt, gehen wir auf die Barrikaden», drohte er in Sipplingen.

Erst vor kurzem ist bekannt geworden, daß die Wasserflugzeuge auf dem See, fünf Kilometer vor Langenargen in Richtung Romanshorn, auf einer zwei Quadratkilometer großen Fläche jährlich 200mal landen und starten sollen. Zwischen Mitte März und Ende Oktober sollte dieser Teil

des Sees für geplante Einweisungs-, Abnahme- und Übungsflüge freigegeben werden. Einen entsprechenden Antrag von Oktober 1988 lehnte das Regierungspräsidium ab. Der daraufhin vom Wasserfliegerverband beim Verwaltungsgerichtshof (VGH) in Mannheim eingereichten Klage wurde jedoch stattgegeben. Die Richter verpflichteten die Tübinger Beamten, erneut über den Antrag zu entscheiden.

«Wir haben absolut kein Verständnis dafür, daß solch ein sensibler See für die Interessen einzelner benutzt wird», sagt Gerhard Naber, dessen Unternehmen 3,5 Millionen Menschen mit Trinkwasser versorgt. Die bisherigen Forderungen der BWV – das Einfrieren der Zulassungszahlen für Motorboote, Zweitaktmotoren sogar generell zu verbieten, strengere Abgasvorschriften und eine Beschränkung der Motorenleistung von Viertaktern einzuführen – würden von der Billigung von Wasserflugzeugen «ad absurdum» geführt werden. Die Gefahren durch auslaufende Treib- und Schmierstoffe sowie durch Havarien oder die Schädigung der Flachwasserzonen durch den drohenden Wellenschlag wolle und dürfe man nicht in Kauf nehmen. Die sechzehn Bodensee-Wasserwerke werden sich, wie es hieß, gemeinsam gegen die neue Gefahr aus der Luft wehren.

Indessen verbessert sich die Trinkwasserqualität des Bodensees zusehends. Aus der Sicht von Chemikern und Biologen, so Naber, sei das Bodenseeewasser ein Idealwasser. Nitratprobleme kenne man überhaupt nicht, gemessen werden derzeit rund vier Milligramm je Liter. Und der Phosphatgehalt im Überlinger See liege bei 32 Mikrogramm je Liter (ein Mikrogramm ist ein millionstel Gramm). Pestizide seien im Rohwasser nur in Spuren vorhanden, im aufbereiteten Trinkwasser praktisch nicht mehr nachweisbar.



Das »Gastliche Härtsfeld« (Ostalb) lädt ein

Eine reizvolle Landschaft auf der Schwäbischen Alb. Das Ferien- und Wanderland zwischen Barock und Wacholderheiden, das allen Freunden unserer Heimat eine Fülle an Interessantem – u. a. Geologie und Botanik – zu bieten hat. Aber auch Wälder und Seen, Burgen, Schlösser und Kirchen. So richtig geeignet für einen Osterurlaub oder eine Osterwanderung – auch Bademöglichkeiten! »Wandern mit und ohne Gepäck; und das alles in einem idealen Klima in 450 bis 700 m Höhe mit Ruhe und herrlich reiner Luft. Über die A 7 (Ausfahrt Heidenheim/Nattheim, Aalen/Oberkochen oder Aalen/Westhausen) jetzt noch schneller und sicherer erreichbar.

Übernachtung mit Frühstück ab 20,- DM pro Tag

Prospekte und nähere Auskünfte vom
Verkehrsverband »Gastliches Härtsfeld« e.V.
Hauptstraße 21, 7086 Neresheim
Telefon (07326) 8149, Telefax (07326) 8146

Alte Bauten neu genutzt

Ein Buch zur Denkmalpflege – initiiert und erarbeitet vom Schwäbischen Heimatbund, erschienen in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, 1981. Anhand zahlreicher Beispiele aus unserem Land wird gezeigt, wie wertvolle Kulturdenkmale erhalten und den heutigen Bedürfnissen entsprechend genutzt werden können. Hinweise zu allen wesentlichen Teilbereichen der Erneuerung denkmalgeschützter Gebäude machen das Werk zu einem wertvollen Ratgeber für alle »Denkmaleigentümer«. Durch die vielen Schwarz-Weiß-Fotos von Gebäuden aus allen Teilbereichen des Landes wird das Buch aber auch zur spannenden Lektüre für alle interessierten Bürger Baden-Württembergs.

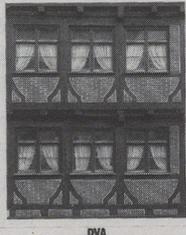
Zu erhalten bei der **Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes** zum Sonderpreis von DM 10,-, zuzüglich Portokosten und Verpackung DM 4,-.

Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte an Ihre Freunde und Bekannten – kostenlos und unverbindlich!

Schwäbischer Heimatbund
7000 Stuttgart 1
Charlottenplatz 17/II
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

ALTE BAUTEN NEU GENUTZT



BÜCHERLAND

Baden- Württemberg

Württembergischer Weinkunde

Von Hans Georg Frank. 228 S. mit 36 Farbtafeln. DM 39,80.

Alles über den Württemberger Wein von den Mühlen im Wengert bis zum geliebten Viertele: Rebsorten, Weinlandschaften, Weinorte und Weinlagen, Weinlehrpfade und Weinmuseen, Qualitätskontrolle und Weinprämierung.



Das große Stuttgart-Buch

Von Eva Walter und Thomas Pfündel. 160 S. mit 254 farbigen Abb. DM 74,-. Das facettenreiche Mosaik einer liebenswerten Großstadt mit ihren historischen Sehenswürdigkeiten und kulturellen Zentren in durchweg farbigen Bildern und interessanten, unterhaltsamen Texten.



Wach sein für morgen

40 Jahre Bürger für Natur- und Umweltschutz in Baden-Württemberg. Von Günther Reichelt. 255 S. mit 84 Abb. DM 24,80. Es geht um die Welt von morgen. Bürger und Bürgerinitiativen im Einsatz für die Umwelt. Ein Insider zieht Bilanz.



Gottfried Fingerles schwäbische Lebensfilosofie

Mit Zeichnungen von Sepp Buchegger. Von Fritz Peter Seitz. Hrsg. von Thomas Vogel. 80 S. mit 12 Zeichnungen. DM 19,80. Humorvolle Mundartglossen über Menschliches und Allzumenschliches aus der Rundfunksendung »Schwäbische Stunde«.



Wacholderbeeren

Besinnliche Spaziergänge auf der Schwäbischen Alb. Von Alfred Munz. 112 S. mit 8 Abb. DM 24,80. Ein Buch nicht nur für nachdenkliche Albwanderer, sondern für alle, die sich die Lust am Sehen, die Freude an der Stille und die Bereitschaft zum Nachdenken bewahrt haben.



Im Buchhandel erhältlich

THEISS

Preis für Erno Seifriz und Eduard Hindelang

(PM) Die Stiftung der Württembergischen Hypothekenbank für Kunst und Wissenschaft – im Jahre 1968 aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums der Bank gegründet – hat sich die satzungsgemäße Aufgabe gesetzt, die geistige und künstlerische Arbeit, vor allem in Schrifttum, Malerei, Bildhauerei, Musik, Theater und Brauchtum, zu fördern, wobei der Schwerpunkt der Förderung in Baden-Württemberg liegen soll.

Im Jahr 1978 hat die Stiftung damit begonnen, neben ihren vielfältigen Aktivitäten, für herausragende wissenschaftliche und künstlerische Leistungen, öffentlich einen Preis zu verleihen und hierfür jeweils einen namhaften Betrag bereitzustellen.

Damit die Stiftung ihren selbst gesetzten Aufgaben in Zukunft noch wirkungsvoller nachkommen könne – so Vorstandssprecher Dr. Jürgen Blumer –, habe die Württembergische Hypothekenbank ihr 125jähriges Jubiläum in diesem Jahr zum Anlaß genommen, das Stiftungskapital von bisher rund 2 Millionen DM um weitere 1 Million DM zu erhöhen. Dadurch erhöhe sich auch der zur Verfügung stehende jährliche Ausschüttungsbetrag wesentlich. Preisträger 1992 sind Eduard Hindelang in Anerkennung und Würdigung seiner Verdienste um den Aufbau und Erhalt des Museums Langenargen und Professor Erno Seifriz als Gründer und Leiter des Oberschwäbischen Kammerchors. Der Preis ist mit je DM 15 000 dotiert. Die Preisträger des Jahres 1992 hätten Institutionen geschaffen, die weit und breit ihresgleichen suchten. Eduard Hindelang habe dafür gesorgt, daß das vom Abbruch bedrohte barocke Pfarrhaus am Marktplatz von Langenargen, das heutige Museum, durch Handwerker und viele Bürger ohne Entgelt völlig renoviert worden sei. Der von ihm 1975 gegründete «Museumsverein» zähle heute über 1 500 Mitglieder. Das «Wunder Langenargen» gelte heute als ein Kleinod für Kunst aus dem Bodenseeraum.

Erno Seifriz, heute Professor an der Pädagogischen Hochschule in Wein-

garten, habe 1963 den Oberschwäbischen Kammerchor gegründet. Zum Repertoire der ersten Jahre hätten vor allem Chormusik von Distler, Pepping, David, Bartok und alte Madrigale gehört. Die «Wolfegger Konzerte», kirchenmusikalische Aufführungen jährlich im Mai oder Juni, die vor allem seltener gesungene Werke des 18. und 19. Jahrhunderts beinhalteten, gingen auf eine Initiative von Seifriz im Jahre 1970 zurück. Ein weiterer Schwerpunkt des Chores sei die Wiederaufführung alter oberschwäbischer Klostermusik. Die Preisverleihung fand im Spiegelsaal des Schlosses Montfort unter Anwesenheit von mehreren hundert Gästen statt, umrahmt von «Geselliger Musik der Renaissance zwischen Bodensee und Donau» durch den Oberschwäbischen Kammerchor.

Der Schwarzwald bleibt eine luchsfreie Zone

(Schwäpo) Nach dem Aus für einen Nationalpark im Nordschwarzwald hat die Landesregierung vorerst auch kein Interesse am Projekt einer Wiedereinsiedlung des Luchses im Schwarzwald. «Es ist aus finanziellen Gründen im Moment einfach nicht durchführbar», teilte das Landwirtschaftsministerium dem SPD-Landtagsabgeordneten Walter Caroli auf Anfrage mit. Die Kosten für die Wiedereinsiedlung der Wildkatze werden auf bis zu sechs Millionen Mark geschätzt.

Nach Angaben von Caroli stehen das Landwirtschaftsministerium als oberste Jagdbehörde und das Umweltministerium einer Wiedereinsiedlung von Luchsen prinzipiell positiv gegenüber. Bei der gegenwärtigen Haushaltslage seien Ausgaben für ein derartiges Projekt unrealistisch, meinte der Abgeordnete. Erfolgreich könne eine Wiedereinsiedlung des Luchses aber nur unter staatlicher Regie betrieben werden. Caroli: «Auf die Schnelle und ohne ausreichende Vorbereitung, die viel Geld kostet, geht dies nicht.» Erst müßten noch offene Fragen zu einem flächenhaften Naturschutz – ein Luchs braucht immerhin einen Lebensraum von

mindestens 100 Quadratkilometern – und rechtliche Voraussetzungen geprüft werden. Allein für solche Untersuchungen wären in den kommenden zwei Jahren, heißt es in einem Gutachten der Wildforschungsstelle des Landes, Kosten von 360 000 Mark angefallen.

Um die Wiedereinsiedlung des Luchses, von dem das letzte freilebende Exemplar 1848 geschossen wurde, bemüht sich seit Jahren die Luchsinitiative Baden-Württemberg. Sie will in einer «Wiedergutmachungsaktion an der Natur» bis zu 50 Tiere im Schwarzwald ansiedeln. «Mit dem Argument, es ist kein Geld vorhanden, lassen wir uns nicht abspeisen», sagt ein Sprecher der Initiative zu dem vorläufigen Nein für das Luchsprojekt aus den beiden zuständigen Ministerien. Man wolle nun versuchen, das Projekt mit Hilfe von Sponsoren weiter voranzutreiben.

Für eine intensive Projektbetreuung würden schon in den ersten zwölf Jahren Kosten in Höhe von 3,5 Millionen Mark anfallen, hat die Wildforschungsstelle Aulendorf errechnet. Eine weitere extensive Betreuung erfordere Aufwendungen von 150 000 Mark pro Jahr. Was im einzelnen erforderlich ist, weiß man aus dem Elsaß, wo bereits Luchse wieder ausgesetzt worden sind. Dort wurden beispielsweise 400 Förster, Jagdaufseher und Naturschutzbeauftragte geschult.

Gegen eine Wiedereinsiedlung des Luchses haben sich in der Vergangenheit vor allem Jäger und Landwirte ausgesprochen. Die Grünröcke sehen im Luchs eine Beutekonkurrenz, der weitere Unruhe ins Jagdrevier bringe und pro Jahr mindestens 70 Rehe reiße. Aus der Schweiz ist zudem bekannt, daß die dort lebenden Luchse auch Geschmack an Schafen finden, weshalb dort an Landwirte pro Jahr eine Entschädigungssumme von rund 30 000 Mark gezahlt werden muß.

Bei der Luchsinitiative warnt man davor, die Augen davor zu verschließen, daß es Luchse gebe. Im Schwarzwald hätten in den letzten Jahren «eingewanderte» Luchse immer wieder Schafe gerissen. Man müsse sich deshalb so oder so, er-

klärte Wolf Hockenjos von der Luchsinitiative, mit der Wildkatze befassen. Da sei es doch wohl besser, gleich ein wissenschaftlich begleitetes Artenschutzprogramm zu starten. Als Alternativen zu einer Wiedereinbürgerung des Luchses im Land schlägt die Wildforschungsstelle in ihrer Stellungnahme vor, die Wiedereinbürgerungsversuche im Alpenraum und in den Karpaten zu unterstützen.

Von Mömpelgard zu Montbéliard

(PM) Die über mehrere Jahrhunderte dynastisch mit Württemberg verbundene Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) an der Burgundischen Pforte feiert 1993 die 200. Wiederkehr ihres Anschlusses an Frankreich. Am 11. Oktober 1793 hatte der Abgesandte der Pariser Nationalversammlung, Bernard de Saintes, der Mömpelgarder Bürgerschaft erklärt, die bisher zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehörige Grafschaft bilde ab sofort einen Teil der Französischen Republik.

Aus diesem Anlaß wurde jetzt vom Historischen Verein (Société d'Emulation de Montbéliard) ein umfassendes Werk herausgegeben, das alle Aspekte dieses in der Mömpelgarder Geschichte tiefgreifendsten Ereignisses behandelt. Neben den zeitgenössischen Quellen wird vor allem den politischen, militärischen und verwaltungstechnischen Veränderungen breiter Raum eingeräumt. Darüber hinaus finden die Auswirkungen auf die Wirtschaft, auf die Kultur, ja sogar auf die Psychologie der Menschen ausführliche Erwähnung.

Der Band, in dem die Forschungsergebnisse zahlreicher Wissenschaftler und Heimatforscher zusammengefaßt sind, umfaßt 320 Seiten mit über 100 zum Teil farbigen Abbildungen. Er trägt den Titel «Le Pays de Montbéliard du Wurtemberg à la France» und kann über die Société d'Emulation de Montbéliard, B.P. 252, in F-25204 Montbéliard bezogen werden.

Heideflächen der Alb schwinden

(lsw) Seit Beginn des Jahrhunderts sind 50 Prozent aller Heideflächen auf der Schwäbischen Alb verschwunden, im Kreis Göppingen sogar 70 Prozent. Darauf hat Hans Matern von der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege bei einer in Göppingen eröffneten Ausstellung aufmerksam gemacht. In der Präsentation wurde unter anderem darauf hingewiesen, daß bei Muldingen im Hohenloher Land 70 Laufkäferarten und 43 Ameisenarten entdeckt wurden, bei den Ameisen ein Drittel aller insgesamt in Mitteleuropa vorkommenden Arten.

Schloß Filseck bekommt wieder zwei Festsäle

(lsw) Das vor 300 Jahren auf den Grundmauern einer im Jahre 1216 errichteten Burg entstandene Schloß Filseck bekommt mit einer 100 000-Mark-Spende des Förderkreises Filseck nach historischem Vorbild wieder zwei Festsäle. Der eine entsteht mit einer Kassettendecke, der andere mit Wandbemalung. Beide gehören zur geplanten Gaststätte, die im November eröffnet werden soll. Wie der Förderkreis mitteilte, will er sich jetzt auf die Wiederherstellung der historischen Kachelöfen und die Einrichtung eines Museums für kirchliche Kunst und religiöses Brauchtum im Dachgeschoß über dem Nordflügel des Schlosses konzentrieren.

Ärger mit Raubgräbern und Hobby-Archäologen

(lsw) Den Denkmalschützern sind sie nicht nur ein Dorn im Auge. Dieter Planck, Landeskonservator beim Landesdenkmalamt, bezeichnet sie als «schlicht kriminell»: Hobby-Archäologen betätigen sich oft als Raubgräber. Bewaffnet mit Hacke, Schaufel, Eimer und oft sogar mit Metallsuchgeräten sind immer mehr von ihnen historischen Kostbarkeiten auf der Spur und zerstören historische Fundstätten.

Raubgrabungen sind für Rainer Brechtken, Staatssekretär im baden-württembergischen Wirtschaftsministerium, «keinesfalls Kavaliersdelikte, sondern sozialschädliche Handlungen». Er hat diesen «Schatzsuchern» nun den Kampf angesagt. Dabei ist neben Behörden wie Polizei, Forstämtern, Feld- und Waldschutz auch die Mithilfe der Bevölkerung gefragt. Gezielt sollen die Bürger auf Kulturdenkmale in ihrer Heimat hingewiesen werden, damit sie in Zukunft ein Auge auf die jeweiligen Plätze werfen können. «Den einschlägigen Kreisen» sei ohnehin bekannt, an welchen Stellen Grabungen Erfolg versprechen, zerstreut Brechtken die Befürchtungen, nach den staatlichen Hinweisen könnte die Buddelei erst richtig losgehen.

Die Rechtslage ist klar: Wer Kulturdenkmale per Spitzhacke entdecken will, muß sich beim Landesdenkmalamt eine Genehmigung holen. Wer zufällig, bei Bauarbeiten zum Beispiel, auf historisch bedeutsame Funde stößt, hat sie abzuliefern. Das gilt auch für den «Schatz», der auf Großvaters Wiese oder Vaters Waldstück entdeckt wird. Historisch wertvolle Gegenstände sind grundsätzlich Eigentum des Landes, stellt das Landesdenkmalschutzgesetz klar. Wer dennoch das «Abenteuer» nicht lassen kann und auf eigene Faust nach Schätzen aus vergangenen Jahrhunderten sucht, begeht eine Ordnungswidrigkeit, die den Buddler bis zu einer halben Million Mark kosten kann.

Nicht überzeugend ist auch das Argument selbsternannter «Helfer» des Landesdenkmalamtes, sie wollten der Behörde personell unter die Arme greifen und bei Erfolg der Grabungen die entsprechende Stelle dem Amt melden. «Wir kennen die möglichen Grabungsstellen», sagt Landeskonservator Planck. Alle wichtigen Gebiete, die nicht durch Bebauung akut gefährdet sind, sollten aber so lange wie möglich «unentdeckt» bleiben. Der Grund: Die Möglichkeiten zur Auswertung auch des kleinsten gefundenen Teiles werden aufgrund technischer Entwicklungen immer besser.

Tonnen von Geröll stürzen in die Tiefe

(STZ) Tonnenschwere Geröllmassen lösen sich am Albtrauf im Lenninger Tal. Mit jedem Gewitterregen werden sie weiter in die Tiefe gerissen. Ganze Bäche sind schon zugeschüttet, Wege unterspült, Häuser von Hochwasser bedroht. Und die Behörden sind ratlos: Soll man der Erosion tatenlos zusehen oder ihr mit Baumaßnahmen Einhalt gebieten? Hinzu kommt ein Streit über Grenzen und Kompetenzen: Ursache und Wirkung liegen in verschiedenen Landkreisen und Regierungsbezirken. In Lenningen will man nicht mehr zuwarten: «Was früher in Tausenden von Jahren abgebaut wurde», so Ortsbaumeister Karl-Heinz Griesinger, «passiert jetzt in vier bis fünf Jahren.» Für Umweltschützer steht bereits fest, daß die zunehmende Besiedlung und Versiegelung der Albhochfläche dafür verantwortlich ist.

Das Problem der Erosion am Albtrauf ist nicht neu, aber im letzten Jahr zum ersten Mal zur Bedrohung geworden. Das Naturereignis spielt sich im Einzugsgebiet der Schwarzen Lauter ab: unterhalb von Grabenstetten, einer 1500 Einwohner großen Gemeinde im Kreis Reutlingen, und unterhalb von Schopfloch, einem Teilort von Lenningen, bilden sich nach heftigen Regenfällen die reinsten Sturzbäche. Die Waldklingen sind inzwischen regelrecht ausgewaschen, Böschungen haben keinen Halt mehr, Buschwerk und Bäume wachsen nicht mehr nach. Betroffen davon sind die kleinen Weiler, die 200 Meter unterhalb der Albhochfläche liegen: Schlattstall etwa, knapp 300 Seelen groß, oder Gutenberg mit 900 Bewohnern. In Gutenberg sind bereits 1988 die gesamten Sportanlagen samt Sportheim überflutet worden. Nun staut sich das Wasser in den Kellern der Wohnhäuser.

Über «große Schäden» beklagt sich inzwischen auch die Forstwirtschaft. Eine Fläche von einem Hektar Wald sei bereits abgetragen worden, erläutert Ulrich Hauck, Leiter des staatlichen Forstamts Kirchheim/Teck. Für Esche, Ahorn und Ulmen ist der

Standort restlos zerstört worden, und auch die Bodenflora zeigt keine Erholungsansätze. «Das Hochwasser wird jedesmal stärker», meint Hauck. Der angebliche Jahrhundertregen sei fast schon alltäglich geworden. Für Wasser- und Geröllmassen, die dabei jedesmal das Tal hinunterstürzen, macht der Forstmann die Kläranlage von Grabenstetten verantwortlich. Und auch im Kirchheimer Amt für Wasserwirtschaft und Bodenschutz will man nicht ausschließen, daß die Anlage mit den starken Niederschlägen nicht mehr fertig werde. Rainer Kästner, stellvertretender Leiter der Behörde, will sich deswegen «mal mit den Kollegen in Reutlingen unterhalten».

Im Rathaus Grabenstetten weist man solche Unterstellungen mit Entrüstung zurück. Bürgermeister Bernd Schmid: «Das Wasser fließt schon seit Jahrtausenden die Schlucht hinunter.» Die sei auch seit dem Bau der Kläranlage im Jahr 1964 nicht anders geworden. Mit Schuldzuweisungen hält man sich im Rathaus Lenningen zurück. «Um diese Wassermassen aufzuhalten, müßte man Regenrückhaltebecken bauen, die sich niemand leisten könnte», meint Bürgermeister Gerhard Schneider. Ihm geht es jetzt lediglich darum, daß möglichst schnell Abhilfe geschaffen wird.

Wie die aussehen könnte, hat die 9000 Einwohner große Gemeinde schon vor drei Jahren mit dem Wasserwirtschaftsamt aufgezeigt: Nachdem das erste verheerende Hochwasser Schäden von rund 100 000 Mark in Gutenberg angerichtet hatte, wurden Pläne erarbeitet, um die Klinge unterhalb von Schopfloch zu verbauen, das heißt: die Schlucht sollte soweit wie möglich renaturiert und befestigt werden. 1,06 Millionen Mark hätte die Realisierung gekostet. Doch auf die Zuschußmittel des Landes wartet man bis heute vergeblich. Im Regierungspräsidium Stuttgart hat man darauf nicht reagiert. Der Grund: die Anträge seien falsch gestellt worden, nämlich nach dem Flußbauprogramm des Landes. Tatsächlich habe es sich dabei jedoch um Hochwasserschäden gehandelt. Doch daran soll es nun nicht mehr scheitern: «Wir bemühen uns, daß

wir noch etwas aus den Fördertöpfen bekommen werden», sagt Reinhard Schmid, Pressesprecher des Regierungspräsidiums.

Ob die Rettungsmaßnahmen beim Waldbesitzer aber überhaupt erwünscht sind, ist nicht einmal sicher.

«Moorgebiete sind Landschaftsarchiv»

(epd) Der Abbau von Gartentorf in den oberschwäbischen Moorgebieten soll möglichst bald auslaufen, während der gesamte Badetorf für die vier Moorbäder Oberschwabens ab 1996 nur noch aus dem Reicher Moos zwischen Vogt und Waldburg in der Nähe von Ravensburg kommen soll. Wie Umweltminister Harald B. Schäfer auf eine Landtagsanfrage des SPD-Abgeordneten Norbert Zeller weiter mitteilte, werden die Konzessionen zum Torfabbau im Pfrunger Ried nördlich von Wilhelmsdorf, im Wurzacher Ried und im Steinacher Ried (für Bad Waldsee) nicht verlängert. Auch ein bis zum Jahr 2001 laufender privatrechtlicher Pachtvertrag mit einer Firma im Reicher Moos soll nach Möglichkeit vorzeitig abgelöst werden. Die Verhandlungen insgesamt seien allerdings wegen der unterschiedlichen Interessenlagen der Beteiligten schwierig, so der Umweltminister.

Als Lebensraum von teilweise hochgradig vom Aussterben bedrohter Tier- und Pflanzenarten, als reizvolle Landschaft, Wasserspeicher und «Landschaftsarchiv» für erdgeschichtliche Forschungen kommt den Moorgebieten nach Ansicht des Umweltministers überragende Bedeutung zu. Es gebe heute anwendungsreife Verfahren, wonach Badetorf mehrfach verwendet werden könne, wenn frischer und wiederaufbereiteter Torf im Verhältnis eins zu eins gemischt würden. Für eine umweltfreundliche Neuorientierung der Badetorfversorgung der oberschwäbischen Moorbäder ist nach Angaben Schäfers beim Regierungspräsidium Tübingen eine Arbeitsgruppe eingerichtet worden.

175 Jahre alte Samen sollen wieder keimen

(lsw) Zu ihrem 175jährigen Jubiläum plant die Universität Stuttgart-Hohenheim ein besonderes wissenschaftliches Experiment: 175 Jahre alte Samen sollen wieder zum Keimen gebracht werden. Wie der Koordinator des Universitätsjubiläums, Jochem Gieraths, in Hohenheim erläuterte, ist der Grundstein des ebenfalls vor 175 Jahren gegründeten Katharinenhospitals gefunden worden, der auch Wein und Samen enthielt. Jetzt wollen die Wissenschaftler der «grünen Universität» Hohenheim – sie war als landwirtschaftliche Versuchs-, Lehr- und Musteranstalt am 20. November 1818 gegründet worden – versuchen, dem uralten Samen wieder Leben einzuhauchen. Katharinenhospital und Akademie verdanken ebenso wie die Landesgirokasse ihre Existenz der württembergischen Königin Katharina, einer Zarentochter.

Bei den Hohenheimer Jubiläumsfeierlichkeiten soll die gemeinsame deutsch-russische Tradition stark herausgestellt werden. So ist gemeinsam mit der Moskauer Timirjasev-Akademie, die nach dem Vorbild der Hohenheimer Anstalt 1857 gegründet wurde, im Herbst 1993 ein Osteuropa-Kongreß in Stuttgart geplant. Das Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg plant eine Ausstellung zu den deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert. Eine Sonderausstellung ist «Königin Katharinas Wirken – Tradition und Verpflichtung» gewidmet.

Bilder aus dem Krieg im Hauptstaatsarchiv

(PM) Das Hauptstaatsarchiv Stuttgart konnte das dokumentarische Werk des Kriegszeichners im württembergischen Königin-Olga-Regiment, Eugen August Friedrich Nanz, erwerben. Die etwa 600 Bleistift-, Feder- und Farbzeichnungen geben Szenen aus dem Kriegsalltag an der Front und in der Etappe, Soldatenporträts und vom Krieg heimgesuchte Orte und Landschaften wie

der. Die Arbeiten des an der Kunstgewerbeschule Stuttgart ausgebildeten Malers, der später als Professor an der Kunstakademie in Nürnberg wirkte, besitzen kunsthandwerkliche Qualität, z.T. auch künstlerische Bedeutung. In ihrer Zeitbedingtheit dokumentieren sie wirkungsvoll Alltag und Mentalität im Kriege aus der Sicht eines Beteiligten. Dokumentarisch wertvoll sind auch eine Reihe von Zeichnungen und Plänen, die Nanz im Auftrag seines Regiments für Friedhöfe und Grabmäler entwarf.

Eugen Nanz kehrte 1946, im Ruhestand, in seine Heimatstadt Stuttgart zurück, wo er 1958 verstarb. Seine Skizzen und Zeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg stellen eine wichtige Ergänzung der Sammlungen des Militärarchivs im Hauptstaatsarchiv Stuttgart dar. Der Erwerb wurde durch Sondermittel des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst ermöglicht.

Baden-Württemberg: Wildschäden rückläufig

(lsw) Die durch Wild verursachten Schäden in den baden-württembergischen Wäldern sind im vergangenen Jahr leicht zurückgegangen. Diese Bilanz zog Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser (CDU) in Stuttgart. Außerdem, so der Minister, sei der Aufwand an Schutzmaßnahmen gegen Wildschäden rückläufig gewesen. Er wertete dies als «Lohn der Bemühungen der Forstverwaltung um die Herstellung waldverträglicher Rehwildbestände».

An die Adresse der Jäger gerichtet sagte Weiser, auf keinen Fall dürfe jetzt mit der intensiven Rehwildbejagung nachgelassen werden. Dies gelte insbesondere für solche Waldgebiete, in denen Sturm und Borkenkäferbefall große Schäden angerichtet haben. Dort finde nämlich das Rehwild ideale Lebensbedingungen vor und könnte sich zu stark vermehren.

Nach der von Weiser vorgelegten landesweiten Erhebung über die Wildschäden wiesen 1992 Buchen in 46 Prozent und Tannen in 26 Prozent

der Jagdreviere «geringe» Verbißbelastungen auf. Im Vergleich zur vorausgegangenen Erhebung von 1989 ging die «starke» Verbißbelastung der Buche von 17 auf 13 Prozent der Reviere und der Tanne von 36 auf 33 Prozent zurück. Dieser leichten Entspannung entsprechend verminderte sich die mit Zäunen geschützte Kulturfäche in den vergangenen drei Jahren landesweit von 22 auf 19 Prozent.

Naturschützer: Biotopverlust durch Bauspekulanten

(lsw) Den Verlust unersetzlicher Biotope durch «Nacht-und-Nebel-Aktionen» von Bauspekulanten beklagt der Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg. Wie die Organisation mitteilte, sei in jüngster Zeit im Landkreis Karlsruhe bereits zum zweiten Mal versucht worden, durch die Schaffung vollendeter Tatsachen die Umsetzung geltenden Rechts zu verhindern. Als Beispiel für die «mutwillige Zerstörung» geplanter Naturschutzgebiete und Biotope nannte der Verband eine im Bereich der Gemeinde Stutensee gelegene zusammenhängende Fläche von sandigen Kiesäckern. Sie hätten sich aufgrund ihres mageren und nährstoffarmen Bodens zu einem Refugium für trockenheitsliebende Pflanzen- und Tierarten entwickelt. Obwohl nach langwierigen Verhandlungen erst im November letzten Jahres ein tragfähiger Kompromiß zwischen den Interessen der Gemeinden und den Naturschutzbelangen gefunden worden sei, habe man wenige Tage nach Bekanntwerden der aktualisierten Planung und der Diskussion im Ortschaftsrat weite Teile des geplanten Schutzgebiets umgepflügt. Ziel sei es dabei – so der LNV – möglicherweise gewesen, den Schutzstatus zu gefährden und auf diese Weise größere Teile dieses Gebiets baurechtlich erschließen zu können.

Ferienpark unter Glas als Teststrecken-Ersatz

(swp) Der Bau eines 250 Millionen Mark teuren Ferienparks in Assamstadt ist nach Überzeugung von Bürgermeister Hermann Hügel «ein Glücksfall für die Gemeinde». Nachdem die ersten planungsrechtlichen Hürden überwunden sind, geht Hügel davon aus, daß mit dem Bau der gigantischen Anlage – eines der größten deutschen Tourismusprojekte – in etwa zwei Jahren begonnen werden kann. «Wenn's einigermaßen gut läuft, können wir 1996/97 schon Einweihung feiern.» Das Vorhaben könnte für die Region ein Ersatz für die gescheiterte Daimler-Benz-Teststrecke sein.

Auf einem rund 80 Hektar großen Areal will ein privater Investor 700 eingeschossige Ferienhäuschen um glasüberdachte Schwimmhalle und Sportplätze gruppieren. Die 70 Quadratmeter großen Bungalows werden für fünf Personen konzipiert. Unter der Glasglocke soll für die Urlauber ganzjährige und von der Witterung unabhängige Erholung geboten werden. Außer etlichen Dienstleistungsbetrieben wird ein zweigeschossiges Hotel gebaut. Das Raumangebot soll auch für Schulungen und Konferenzen attraktiv sein.

«In Assamstadt kann man einen Hauch von Exotik genießen», sagte Bürgermeister Hügel. Freilich dürfe im Madonnenländchen kein Disneyland erwartet werden. Die Ferienanlage nach dem Vorbild der boomenden holländischen Center Parcs sei vielmehr eine «Kombination von hochwertiger Unterbringung und ausgedehnten Sport- und Freizeiteinrichtungen unter Dach und im Freien». In der mit 1850 Einwohnern zweitkleinsten Gemeinde des Main-Tauber-Kreises werde eine touristische Besonderheit entstehen: «Es gibt Ähnliches, aber nichts Gleiches», erklärte Hügel.

Wenngleich sich das Vorhaben noch im Planungsstadium befindet, existieren doch schon exakte Vorstellungen über den Ablauf des Mammutbetriebs. Die Urlauber werden demnach lediglich montags und freitags zwischen 7 und 13 Uhr abreisen kön-

nen, ihre Ankunft wurde auf 13 bis 20 Uhr an diesen Tagen terminiert. «Für Tagestouristen ist das nicht gedacht», sagt der Bürgermeister. Mindestverweildauer seien drei Tage.

Hermann Hügel rechnet damit, daß auch Familienväter, die keinen Urlaub bekommen haben, mit Frau, Kind(ern) und Kegel vorübergehend in einen Bungalow einziehen und von dort aus zur Arbeit fahren. Kalkuliert wird mit einer wenigstens 75prozentigen Auslastung. Doch die 13 Parks in Holland verzeichnen eine Belegung von 96 Prozent, «40 Prozent davon sind Deutsche», ließ sich Hügel sagen.

Die Gemeinde wird sich an den Kosten von einer viertel Milliarde Mark nicht beteiligen. Das Gelände befindet sich zwar noch in privatem Besitz von fünf Dutzend Eigentümern, doch diese hätten der Gemeinde ihre «hundertprozentige Bereitschaft zum Verkauf» signalisiert. Hermann Hügel geht davon aus, daß mit der Ferienanlage bis zu 200 Arbeitsplätze geschaffen werden, «ein Großteil in der unteren Qualitätsstufe». Doch für die Landwirte, die ihr Hof nicht mehr ernähren könne, eröffne sich damit «eine große Chance».

Etwa zehn Prozent des Feriengeländes waren ursprünglich für den vom Bundesverfassungsgericht gestoppten Asphalttrundkurs vorgesehen. «Durch den Streit um die Teststrecke ist die Region erwacht», meint Hügel rückblickend. Gleichzeitig sei der Raum Boxberg nahe Bad Mergentheim «bundesweit in den Mittelpunkt gerückt» worden. Das Madonnenländchen habe damit einen hohen Bekanntheitsgrad erlangt. Mit der Ferienanlage soll dieser noch gesteigert und ein allgemeiner Aufschwung eingeleitet werden. «Vorher waren wir doch als Badisch-Sibirien hinter der Bretterwand», beschrieb Hügel die Situation.

Allerdings: Vor dem ersten Spatenstich für den Ferienpark muß noch eine Umweltverträglichkeitsprüfung vorgenommen werden. Immerhin haben etliche Behörden Einwendungen erhoben, ist ihrer Ansicht nach doch zu wenig Trinkwasser vorhanden, auch reiche die Kapazität der Kläranlage nicht aus. Für die Umwelt

werden insgesamt «gravierende Belastungen» befürchtet.

Unklar ist auch noch, wie der Ferienpark mit den geplanten Landwirtschaftlichen Lehr- und Versuchsanstalten Boxberg in 1,2 Kilometer Entfernung zu vereinbaren ist. Das Land will dort die Landesanstalten für Pflanzenschutz, Pflanzenbau und Schweinezucht ansiedeln.

Klettern nur noch eingeschränkt erlaubt

(STZ) Der Streit um das Kletterverbot im Naturschutzgebiet «Oberes Lenninger Tal» ist beigelegt. Die unsichere beziehungsweise umstrittene Rechtslage nach Ausweisung des 593 Hektar großen Schutzgebiets am Albtrauf vor fünf Jahren hat das Regierungspräsidium Stuttgart mit einer neuen Verordnung beendet. «Klettern erlaubt, aber nicht zum Schaden der Natur» – auf diese Kurzformel bringt die Pressestelle der Stuttgarter Behörde die jetzige Regelung. Demnach wird es den Freunden des Klettersports auch künftig nicht verwehrt sein, ihrem Hobby an den Felsformationen im Lenninger Tal nachzugehen – aber nur an einigen ausgesuchten Stellen und nur auf bestimmten Routen. An etlichen Felsen, die in der Vergangenheit durch Kletterer und Kraxler zum Teil erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden sind, hat die Behörde der Natur absoluten Vorrang eingeräumt.

Konkret: Verboten ist das Betreten und Klettern am Reiterfelsen, am Büblesfelsen und am Mädlesfelsen. Erlaubt bleibt das Klettern am Kompostfelsen, an der Schwarzen Wand (ohne Ausstieg auf den Felskopf), an der Kesselwand (mit sechs Ausstiegen), an den Stellfelsen im Donntal (mit Ausnahme der westlichen Teilflächen) und an der Sylphenwand (ohne Ausstieg auf den Felskopf). Ferner dürfen die Höhlen nicht mit Fackeln oder anderen raucherzeugenden Lichtquellen begangen werden.